ÜBER DAS KOLLEG HINAUS

JOACHIM NETTELBECK
DEM SEKRETÄR DES WISSENSCHAFTSKOLLEGS
1981 BIS 2012

Herausgeber:
Mamadou Diawara
Klaus Günther
Reinhart Meyer-Kalkus

© 2012 Wissenschaftskolleg zu Berlin
ISBN-Nr.: 978-3-93 4045-16-3

Redaktion: Angelika Leuchter
Redaktionsschluss: 29. Mai 2012
Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann, Berlin
Foto S. 3: Maurice Weiss

INHALTSVERZEICHNIS

13 . . . . . VORWORT

15 . . . . . „WELTWISSEN“ OHNE KOLONIEN: ZUR ZEITGENOSSENSCHAFT ANDERER KULTUREN
HANS BELTING

21 . . . . . QUELLE MÉMOIRE AFRICAINE ?
JUSTIN BISANSWA

41 . . . . . BEIM FRÜHSTÜCK
GOTTFRIED BOEHM

44 . . . . . INSTITUTES FOR ADVANCED STUDIES: HOTBEDS OF IDEAS WITH A CRUCIAL BEARING ON EUROPE
DAN BRÄNDSTRÖM

53 . . . . . STARTBAHNGESPRÄCHE
HORST BREDEKAMP

56 . . . . . DAS FORSCHUNGSPROJEKT NEURONALE KONTROLLE VON BEWEGUNGEN AM WISSENSCHAFTSKOLLEG
ANSGAR BÜSCHGES

61 . . . . . WHY NOT JUST ONE MORE RULE?
LORRAINE DASTON

65 . . . . . THE SUAVE HEAD-HUNTER
ASHOK V. DESAI

68 . . . . . LE MANGUIER ET LE CHAMP
MAMADOU DIAWARA

93 . . . . . JOACHIM NETTELBECK, DIE *AREA STUDIES* UND DIE KUNST, FÄDEN ZU ZIEHEN
ANDREAS ECKERT UND SHALINI RANDERIA

103 . . . . . ACADEMIA AND ADMINISTRATION
YEHUDA ELKANA

120 . . . . . « NE REGARDE PAS MES PIEDS, REGARDE CE QUE JE FAIS »
AUGUSTIN EMANE

132 . . . . . THE CREATIVE SKEPTIC
STEVEN FEIERMAN

137 . . . . . ICH HABE IHN NIE NUR ALS VERWALTER ERLEBT!
ERIKA FISCHER-LICHTE

140 . . . . . QUE SERAIS-JE SANS TOI … ?
ETIENNE FRANÇOIS

152 . . . . . THE LUXURY OF INTROSPECTION
RAGHAVENDRA GADAGKAR

159 . . . . . GESCHICHTSSCHREIBUNG ALS ERZÄHLUNG – GOLO MANN
HANS-MARTIN GAUGER

181 . . . . . NETTELBECK, OU LA JUSTIFICATION DE LA PHILOLOGIE
ALEXANDER GAVRILOV

189 . . . . . DREIMAL C: JN IN EIGENER SACHE
LUCA GIULIANI

192 . . . . . A POSSIBLE GLIMPSE OF IRONY
STEPHEN GREENBLATT

195 . . . . . DIE EROTIK DER VERWALTUNG
DIETER GRIMM

199 . . . . . AKTEURE DER GLOBALISIERUNG
KLAUS GÜNTHER

208 . . . . . DREI HÄUSER VERBINDEN UNS
OTTO HÄFNER

212 . . . . . AUFSTIEG UND FALL EINES WEST/OST-PROJEKTES
HEINZ A. HERTACH

217 . . . . . „VERWALTUNG IST EINE NOBLE FUNKTION“
JÜRGEN KOCKA

223 . . . . . KENNERSCHAFT UND KÖNNERSCHAFT:
JOACHIM NETTELBECK UND DIE HÖHERE KUNST
DER WISSENSCHAFTSVERWALTUNG
WILHELM KRULL

230 . . . . . RÜCKBLICK
WOLF LEPENIES

250 . . . . . UNIVERSITÄTEN UND INSTITUTES FOR ADVANCED
STUDY – BERLINER ERFAHRUNGEN
CHRISTOPH MARKSCHIES

257 . . . . . NUR EIN VERWALTER IST JOACHIM NETTELBECK
GEWISS NICHT
DIETRICH NIETHAMMER

260 . . . . . WISSENSCHAFTSVERWALTUNG – UNE AFFAIRE D'AMOUR
HELGA NOWOTNY

264 . . . . . REALISIERBARE TRÄUME
MICHAEL OPPITZ

269 . . . . . JOACHIM NETTELBECK, MINISTER OHNE PORTEFEUILLE
ANDREI G. PLEŞU

274 . . . . . VORSCHLAG EINER AKADEMIE ZUR GUTEN REDE
UWE PÖRKSEN

278 . . . . . EIN ZWEIG AUS DEM GARTEN
HANS-JÖRG RHEINBERGER

280 . . . . . INTERNATIONALITÄT ALS GRUNDPRINZIP ODER ERINNERUNGEN AN DIE GEGENWART
MARTIN ROTH

286 . . . . . LE PONT DE BUDAPEST : HIVER 1991–1992
YVES SAINT-GEOURS

288 . . . . . COMMENT PEUT-ON ÊTRE EUROPÉEN ?
ROBERT SALAIS

299 . . . . . VERWALTUNG ALS KUNST DES ZUHÖRENS
CHRISTOPH SCHNEIDER

307 . . . . . „A SENSE OF PLACE" ODER DER „ORT" ALS EPISTEMOLOGISCHE GRÖSSE
GEORG SCHÜTTE

312 . . . . . ERINNERUNGEN AN FRÜHE BONNER UND PARISER JAHRE
HANSGERD SCHULTE

317 . . . . . A FAN'S NOTE
ROBERT A. SCOTT

321 . . . . . WAS KÖNNEN WIR VON JÄGERN UND SAMMLERN LERNEN UND WAS VON JOACHIM NETTELBECK?
GERD SPITTLER

336 . . . . . DER SHERPA
JOCHEN STOEHR

338 . . . . . LUDI MAGISTER
ALAIN SUPIOT

344 . . . . . *XALA,* AN A-CHRONOLOGICAL NARRATIVE ACCOUNT OF THE PAST
IBRAHIMA THIOUB

360 . . . . . EIN BRIEF
HEINRICH URSPRUNG

363 . . . . . EINE NEUE DIN-NORM
PETER WAPNEWSKI

364 . . . . . DER MANN, DAS HAUS, DAS GELD: EIN GESTÄNDNIS
RÜDIGER WEHNER

370 . . . . . VERWALTEN
MICHAEL WERNER

375 . . . . . A SECRETARY IN *HIS TIMES*
BJÖRN WITTROCK

VORWORT

Nach 31-jähriger Tätigkeit als Sekretär des Wissenschaftskolleg zu Berlin scheidet Joachim Nettelbeck im Sommer 2012 aus seinem Amt. Zu diesem Anlass wurde das vorliegende Buch vorbereitet. Es ist keine traditionelle akademische Festschrift sondern ein Buch der Freunde.

Joachim Nettelbeck ist kein Solist, der alleine auf der Bühne der internationalen Wissenschaftskooperation spielt, vielmehr hat er sich immer als Verwalter verstanden, der in Zusammenarbeit mit anderen der Wissenschaft dient. Mochte er auch vielfach der treibende Motor gewesen sein, so war er doch zu bescheiden, als dass er sich selber in den Mittelpunkt gedrängt hätte. So vermied er es auch, Vorhaben an sich zu reißen oder nur ans Wissenschaftskolleg zu binden, vielmehr integrierte er sie in weit gespannte Kooperationsnetze, die nationale und internationale Akteure, private wie öffentliche Stifter mit einschlossen. Eben diese Gabe der Zusammenarbeit – verbunden mit Klarheit der Analyse, Tatkraft und persönlicher Verlässlichkeit – war ein Schlüssel seines Erfolgs.

Das vorliegende Buch hält Erfahrungen mit Joachim Nettelbeck fest, Erfahrungen wissenschaftlicher, praktischer oder auch ganz persönlicher Art. Im Spiegel der Erinnerungen und Reflexionen werden Initiativen beschrieben, bei denen er seit 1981 eine zentrale Rolle gespielt hat, etwa beim Aufbau neuer Institutionen und Programme, internationaler Netzwerke und Diskussionsforen. An ausgewählten Beispielen kann man nachlesen, wie sich Ideen, die aus dem Austausch mit Wissenschaftlern und Wissenschaftsverwaltern entstanden, institutionell kristallisiert und ein Eigenleben zu führen begonnen haben. Viele Beiträge zeigen, wie tief die wissenschaftlichen Anregungen gewirkt haben, die er selbst gegeben hat oder die aus den von ihm mitgeschaffenen Konstellationen und Institutionen hervorgegangen sind.

Mamadou Diawara, Klaus Günther, Reinhart Meyer-Kalkus
Berlin, im Juli 2012

„WELTWISSEN“ OHNE KOLONIEN: ZUR ZEITGENOSSENSCHAFT ANDERER KULTUREN

HANS BELTING

Kann man andere Kulturen ausstellen, indem man ihre Kunst ausstellt? Sind sie überhaupt ausstellbar? Eine solche Frage wurde bereits 1995 in einem Dialog mit Mamadou Diawara im Wissenschaftskolleg in Berlin gestellt. Aber damals ging es vor allem um das Ethnologische Museum, das heute als „Museum der Weltkulturen“ firmiert, ohne sich von seiner kolonialen Erblast befreit zu haben. Dort ist aber inzwischen eine neue Situation eingetreten, seit die ehemaligen Kolonien auf Ausstellungen durch Personen mit Namen und Reisepass vertreten werden. Es sind KünstlerInnen, die ein anderes Bild von der Welt vermitteln, aus der sie kommen, als es die anonymen Artefakte von einst taten. Man kann heute von einer post-ethnischen Situation sprechen, um die neuen Zeitgenossen von den alten ethnischen Klischees zu unterscheiden. Sie passen nicht mehr in die ethnologische Sammlung und noch nicht in ein Kunstmuseum, das westlich dominiert bleibt.

Die Lösung kann nicht darin bestehen, das ethnologische Museum in seiner kolonialen Form fortzusetzen, und auch nicht darin, die Sammlung der großen Kunstmuseen eilig zu globalisieren. Auf den Biennalen, die diese Lücke füllen, sind es oft westliche Kuratoren, welche den Regisseur spielen, indem sie die Künstler auswählen und sie unter ein Thema stellen. Jede solche Ausstellung bedeutet einen Verlust von Kontext, der bildende Künstler stärker trifft als Filmer, Schriftsteller und Musiker. Deswegen hat hier der Begriff der Übersetzung eine doppelte, eine sprachliche und eine kulturelle Bedeutung und wird auch zur Bedingung von Wissenstransfer. Übersetzung, „das ethnografische Thema“ schlechthin (Fred R. Myers, 2002), gilt jetzt auch für eine neue zeitgenössische Kunstproduktion in vielen Teilen der Welt.

Wir reden seit Goethe von Weltliteratur und fast so lange schon von Weltkunst, aber solche Begriffe verhehlen kaum den Zeitbruch, der zwischen der Moderne und anderen Kulturen der Welt entstanden ist. Noch immer glauben wir, die Moderne alleine zu

besitzen. Und wir tun uns schwer damit, andere Kulturen, die wir an unseren Standards messen, als zeitgenössisch anzuerkennen. „Weltwissen“, im Jahre 2010 das Thema einer Ausstellung über die Berliner Forschung in den letzten zwei Jahrhunderten, ist eine verräterische Formel, denn es bezeichnet das Wissen, das westliche Forscher über die Welt gewonnen haben, während andere Kulturen jeweils nur Material dieses Wissens geliefert haben, aber nicht mit ihrem eigenen Wissen in Erscheinung treten. Welt bedeutet in den Naturwissenschaften die eine und einheitliche Welt der physikalischen oder biologischen Gesetze. Dagegen ist die Welt, in der auch andere leben, geteilt, wie die Rede von einer Dritten Welt zeigt, die seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion gegen den Begriff von Entwicklungsländern ausgetauscht ist. Im Zeitalter der expandierenden Naturwissenschaften war im wilhelminischen Berlin die Idee eines Kolonialmuseums entstanden. Die Kunst aus den Kolonien wurde bald im Völkerkundemuseum, das nur den Namen eintauschte, ausgelagert um zu demonstrieren, dass unser Kunstbegriff exklusiv ist und für andere Kulturen nicht gilt.

Die Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt haben kritische Fragen nach der Welt gestellt, in der sie lebten, Wilhelm als Anthropologe und Sprachforscher, Alexander als Ethnologe und Naturforscher. Aber sie lebten in der Kolonialzeit, in der rings um den universalen Anspruch der Moderne Grenzen gezogen wurden. Die Öffnung dieser Grenzen hat die Krise der Moderne beschleunigt und in unserem Weltbild Risse erzeugt. Die Humboldt’sche Frage ist heute nicht mehr allein eine Wissensfrage nach Kulturen, die „anderswo“ existieren, sondern eine Frage nach der eigenen Kultur in einem global erweiterten Blickfeld, dessen alte Grenzen sich auflösen. Dieser Wandel trifft auch eine akademische Theoriebildung, die meist der westlichen Deutungshoheit diente.

Eine kritische Rolle fällt dabei der Kunstproduktion zu, von der es viele am wenigsten erwarten. Sie hängen noch an dem exklusiven Kunstbegriff der „Schönen Künste“, der derzeit aber unter Druck gerät. Statt der westlichen Ausstellungspraxis, von der sie sich in der späten Moderne als autonome Kunst entpolitisieren ließ, tendiert Kunst in anderen Weltteilen zu einer sozialen Praxis neuer Art, indem sie das Forum für eine Öffentlichkeit bietet, die in vielen repressiven Systemen fehlt. Sie kann sogar zu einem Sozialprodukt eigener Art werden, wenn sie beispielsweise in Australien vielen Communities der Aborigines als Lebensunterhalt dient oder ein symbolisches Medium für die politische Auseinandersetzung um das Bürgerrecht der Aborigines wird (ein Kontext, der in westlichen Ausstellungen meist verloren geht). Es geht also hier darum, ob man einer zeitgenössischen Kunstproduktion, im Zeitalter ihrer globalen Erweiterung, noch gerecht

werden kann, indem man sie sich flugs in westlichen Ausstellungen aneignet oder einfach ignoriert und weiter die Artefakte ausstellt, die einmal das koloniale Wissen von anderen Kulturen gebildet haben, ohne diese selbst zur Sprache kommen zu lassen.

Die Wende zur Kunst ist in vielen Ländern auch ein Ticket für den Eintritt in Zeitgenossenschaft, zu der eine heutige Kunst die Wege bahnt. Auf der dritten Biennale von Havanna sprach man 1989 noch von „Dritte-Welt-Kunst" und forderte eine „Revision" der Moderne, in der man so lange keinen Platz gefunden hatte. Heute wird „Zeitgenossenschaft" zu einem umkämpften Anspruch. Sie verwandelt auch den Kunstbegriff, weil er nicht überall mehr das Gleiche bedeutet. Die Sozialanthropologie hat mit James Clifford und Fred R. Myers die Wende zur Kunst vollzogen. Andererseits werden Kunstkritiker und Kuratoren im Umgang mit zeitgenössischer Kunst notgedrungen zu Ethnologen neuen Typs, wenn sie die Künstler nach kulturellen Kriterien unterscheiden und dabei in das Zwielicht von Debatten um „Differenz" und „Identität" geraten.

Durch die globale Kunstproduktion entfallen seit etwa 1989 die Grenzen zwischen den beiden so konträren Institutionen des Kunstmuseums und des einst kolonialen Museums. Die sogenannte „Weltkunst" aller Zeiten und Völker wurde zwar schon immer in Museen gesammelt, aber eben nicht in Kunstmuseen. De Gaulles Kulturminister Malraux träumte davon, dass afrikanische Masken eines Tages in den Louvre kämen (was im Jahre 2000 unter massivem Protest der Medien denn auch geschah). Aber er wusste bereits, dass afrikanische Künstler meist keine Masken mehr schufen, sondern mit Foto und bald auch mit Video arbeiteten. Seither sehen sich Ethnologen und Kunstexperten gemeinsam mit einer zeitgenössischen Kunst aus Afrika, um bei diesem Beispiel zu bleiben, konfrontiert, mit welcher niemand mehr gerechnet hatte.

Die Zeitgenossenschaft der Kulturen wird heute durch eine Zeitgenossenschaft in der Kunst symbolisiert, wenngleich freie Kunstausübung in manchen Ländern noch von Kontroversen oder von religiöser und politischer Zensur eingeschränkt wird. Mag Kunst im Westen auch zu einer ermüdeten Routine geworden sein, so ist sie doch anderswo das Privileg freier Meinungsbildung. Künstler verstehen sich oft als Feldforscher in eigener Sache, welche das Wissen ihrer Kultur repräsentieren, auch und gerade, wenn sie sich in westlichen Kunstzentren behaupten wollen (was oft als naiver Einwand vorgebracht wird, sie hätten dadurch ihre Identität verloren). So verkörpern sie prototypisch die globale Mobilität von Kulturen, die sich nicht mehr auf ihr altes Territorium beschränken, sondern sich durch Migration und Kontamination verwandeln. Deswegen spricht Arjun Appadurai vom Wurzelgeflecht von „Ethnoscapes", in dem Kulturen weiterleben. Der

viel beschworene „Dialog der Kulturen“, der für fremde Kulturen in unseren Ausstellungen herhalten muss, lenkt davon ab, dass diese heute nicht mehr geografisch erfassbar sind, sondern in der Diaspora fortleben. Was früher Weltkunst genannt wurde, gewinnt in der globalen Ära eine neue Erscheinungsform. Reduziert man sie auf Werke, die sich bequem ausstellen lassen, so stellt man alte Grenzen wieder her, hinter welchen der Blick nach Exotischem Ausschau hält.

Doch scheint die Tendenz zur Kunst als sozialer Praxis unvereinbar zu sein mit dem Marktgeschehen auf internationalen Auktionen. Die Märkte gewinnen mit dem Branding „Kunst“ in Asien oder im Nahen Osten eine neue Sammlerschicht, in der sich Spekulanten einfinden. Doch wiederholt sich hierbei nur die Asymmetrie, die zwischen der ökonomischen „Globalisierung“ und der globalen Vernetzung der Welt herrscht. Die globale Welt war immer da, aber sie war nicht präsent, es sei denn als Kolonie. Die Globalisierung ist ein Machtkampf um Märkte und als solche ein Hindernis für eine zusammenwachsende Welt. Sie hat eine doppelte Wurzel in der Modernisierung und in der Kolonialisierung, zwei Begriffe, die wir so gerne trennen.

Die Klage über die Kunst als ein bloßes Marktphänomen trifft jedoch dort auf Unverständnis, wo das Geschäft mit der Kunst der einzige Weg ist, um international auf sich aufmerksam zu machen. Eine professionelle Kunstkritik, die immer sprachgebunden bleibt, ist in vielen Ländern Asiens oder Afrikas noch gar nicht entwickelt, es sei denn als Marketing. In solchen Ländern fehlt denn auch verständlicherweise das Bewusstsein einer eigenen Kunstgeschichte, es sei denn als kolonialer Import. Wenn also der Kunstbegriff kulturspezifisch ist, dann bietet die Globalisierung der zeitgenössischen Kunst keine Garantie für seine Zukunft. Damit kommt die Kulturfrage neu ins Spiel. Sie lässt sich nicht mehr trennen vom Kunstbegriff, mit dem sich Kulturen artikulieren, die um Anerkennung ringen, wie das Beispiel der Aborigines in Australien beweist.

Die Uhr wurde in Paris wieder zurückgedreht, als man im Juni 2006 das „Musée du Quai Branly“ eröffnete und ihm die Bestände des „Musée National des Arts Africains et Océaniens“ (dem einstigen Museum der Kolonien) eingliederte, das Malraux erst 1960 gegründet hatte. Bernard Dupaigne, Ethnologe im Musée de l’Homme, hat die Skandalchronik dieser Museumsgründung geschrieben, die einer Enteignung der Ethnologie gleichkam. Das Pariser Museum ist weder ein ethnologisches Museum geblieben noch ein Kunstmuseum geworden. Vielmehr ist es neo-kolonial in dem Sinne, dass es die uneinholbare Vergangenheit der Bestände als ästhetische Gegenwart inszeniert. Das Washingtoner „National Museum of African Art“ ist ein positives Gegenbeispiel, weil es die Gegenwart

des städtischen Afrika durch Video und Installation dokumentiert und damit einer Community am Ort Orientierung und Identität bietet.

Zeitgenossenschaft entsteht dann, wenn andere Kulturen die Selbstdarstellung einfordern und sich nicht mehr passiv darstellen lassen wollen. Damit verschiebt sich die Frage ihrer Darstellbarkeit. Sie wollen sich selbst auf einem Weltforum darstellen, statt sich von anderen, auch wenn sie Experten sind, darstellen zu lassen. Die zeitgenössische Realität stellt sich zugleich als Krise von traditionellen Kulturen dar, die früher Sache von westlichen Ethnologen waren. Das gilt auch für die Literatur, doch liest man in Übersetzung Romane, von deren Autoren man weiß, dass sie Zeitgenossen sind. Aber auch die bildende Kunst erschließt sich nicht allein im Betrachten, sondern ist auf Übersetzung angewiesen, weil sie in einer westlichen Ausstellung ihren Kontext verliert. Die Wissensproduktion durch Kunst oder das, was wir Kunst nennen, ist in Kulturen ohne Textüberlieferung ein Mittel des „culture making", um einen Begriff von Fred A. Myers anzuwenden.

Wie die Literatur beweist, schließt Zeitgenossenschaft das Bewusstsein ein, in verschiedenen Zeiten zu leben. Zeitlichkeit, als Zeiterfahrung, und Zeitgenossenschaft als Gleichzeitigkeit, bedeuten nicht das Gleiche. In traditionellen Kulturen spielte Überlieferung die größte Rolle. In der Moderne traten Neuheit und Wachstum an ihre Stelle. Das Resultat war ein Bruch mit den eigenen Traditionen, den andere Kulturen erst kennengelernt haben, wenn sie kolonisiert wurden. Zeitgenossenschaft ohne Grenzen und ohne gemeinsame Geschichte lässt keinen zwingenden Geschichtsbegriff mehr zu. Der Moderne braucht man heute ihren Erben nicht mehr streitig zu machen, nachdem an ihre Stelle die Globalisierung getreten ist. Edouard Glissant, der verstorbene Philosoph aus Martinique, spricht von einer Inselwelt *(Archipelagos)*, in die wir alle aus den geschlossenen Kontinenten der Moderne auswandern. Die Kulturen gleichen für ihn Inseln, die miteinander kommunizieren, ohne einander zu dominieren. In seinem „Traktat über die Welt" äußert er Skepsis gegenüber dem Geschichtsbegriff mit seiner Vorstellung von einer linearen Zeit. „Man kann sich zeitgenössische Völker vorstellen, die in anderen Zeiten leben."

Das Problem der Zeitgenossenschaft anderer Kulture, die uns auch durch Migration nahegerückt sind, besteht darin, dass man Zeitgenossen nicht musealisieren kann. Im Museum, das als Kunstsammlung einmal die Funktion des Schlosses ablöste, schließt der physische Besitz auch Deutungshoheit ein. Dadurch rücken andere Kulturen wieder in eine Distanz, die ihrer Wahrnehmung als zeitgenössisch zuwiderläuft. Wissenstransfer

und Weltwissen sind heute, im Zusammenleben der Kulturen, nicht mehr an kolonialen Maßstäben zu messen, sondern nur erreichbar in einem neuen Geist kultureller Praxis, so utopisch das klingen mag. Eine Praxis, die den Austausch der Kulturen förderte, wäre Wissenstausch unter Zeitgenossen.

Hans Belting ist Professor am Institut der Kunstwissenschaft und Medientheorie der Staatlichen Hochschule für Gestaltung Karlruhe; Fellow des Wissenschaftskollegs 1994/95.

QUELLE MÉMOIRE AFRICAINE ?[1]

JUSTIN BISANSWA

Pour Joachim Nettelbeck qui pense et croit à l'humain
au-delà des frontières, des cultures et des peuples

L'autre jour, j'ai relu et comparé *Le pauvre Christ de Bomba* de Mongo Beti, *L'aventure ambiguë* de Cheilh Hamidou Kane, *Entre les eaux* de Valentin Mudimbe et *Monnè, outrages et défis* d'Ahmadou Kourouma. Ces livres mettent en scène une épopée (coloniale) que je n'ai pas connue. Par la lecture, je tenais rassemblés dans ma conscience trois moments de ce traumatisme : le moment de l'anecdote, qui se passe avant ma naissance, le moment du traumatisme que je vivais (ce qu'on appelle dictature postcoloniale) et le moment actuel, où ce traumatisme, que combattent tous les discours et propagandes, n'a plus du tout le même visage qu'autrefois. Or, les stratégies utilisées par le traumatisme que j'ai connu sont, à très peu de choses près, les mêmes que celles de la geste coloniale : les deux moments se confondaient, également éloignés de mon propre présent.

Je me suis alors aperçu avec stupéfaction (seules les évidences peuvent stupéfier) que *mon propre corps était historique*. En un sens, mon corps est contemporain du corps colonisé que racontent la plupart des romans africains. Mon corps, qui n'était pas encore né à cette époque esclavagiste ou coloniale, est bien plus vieux que moi, comme si nous gardions toujours l'âge des traumatismes et des peurs sociales auxquels, par le hasard de la vie, nous avons touché. Si, donc, je veux vivre, je dois oublier que mon corps est historique, je dois me jeter dans l'illusion que je suis contemporain des jeunes corps présents, et non de mon propre corps, passé. Bref, périodiquement, je dois *renaître*, me faire plus jeune que je ne suis. J'entreprends donc de me laisser porter par la force de toute vie vivante : *l'oubli*. Vient peut-être maintenant l'âge d'une autre expérience : celle de *désapprendre*, de laisser

1 Je remercie le programme de Chaires de recherche du Canada pour m'avoir donné les moyens de réaliser cette recherche.

travailler le remaniement imprévisible que l'oubli impose à la sédimentation des savoirs, des cultures, des croyances que l'on a traversés.

La confrontation de ces deux présupposés suggère au moins la nécessité de réexaminer la relation entre le texte et la mémoire. Sartre, rentré de captivité, se demandait comment faire sentir l'atmosphère des camps à ceux qui n'y avaient jamais vécu. Ce que Georges Bataille appelle « l'holocauste de mots » exprime l'impuissance du mot à traduire la chose, le désastre. Si, aujourd'hui, les romans écrits sur le génocide du Rwanda permettent d'immortaliser le drame pour nous inciter à ne pas oublier, on pourrait s'interroger sur le projet lui-même, c'est-à-dire la relation entre la littérature et la mémoire. Le texte serait-il condamné à faire mémoire, alors qu'il relève de l'imaginaire, jouant ainsi d'une apparence de vraisemblable et d'une incertitude de vérité ? Qu'adviendrait-il à la littérature lorsque le pouvoir s'empare de toute jouissance, pour la manipuler et en faire un produit grégaire, et transforme l'écrivain en militant ou en soldat d'une expédition (postcoloniale) ? Pourvu que le « livre des ossements » que constituent ces romans du génocide – référence au sous-titre du roman *Murambi* de Boris Diop – ne figure pas l'ossement du livre ! Dans ces romans du génocide du Rwanda, excepté *L'aîné des orphelins* de Tierno Monenembo, le savoir est un énoncé. Les mots sont conçus illusoirement comme des instruments d'une propagande morale, au lieu d'être lancés comme des explosions, des vibrations, des saveurs.

Nous sommes en face d'un énoncé suiviste, grégaire, en lequel dort ce monstre : un stéréotype. Le texte nous a habitués à un savoir qui est une énonciation. Pour beaucoup, l'horreur est indicible, elle n'est pas représentable. Pourtant, depuis les temps anciens jusqu'aux tentatives contemporaines, le texte s'affaire à représenter quelque chose, le réel. Or le réel n'est pas représentable, il est seulement démontrable. Il est *l'impossible* (pour reprendre la définition de Lacan), c'est-à-dire ce qui ne peut s'atteindre et échappe au discours : on ne peut faire coïncider un ordre pluridimensionnel (le réel) et un ordre unidimensionnel (le langage). Il y a là une inadéquation fondamentale entre le langage et le réel.

Le texte qui se produit ainsi en vue de la satisfaction du consommateur devient un « objet culinaire »[2] qui correspond parfaitement au goût dominant d'un large public dont il confirme les habitudes du quotidien et auquel l'exceptionnel est offert comme une sensation dénuée de toute problématique morale.

---

2 Hans Robert Jauss, *Literaturgeschichte als Provokation*, Francfort, Suhrkamp, 1978, p. 178.

En fait, l'acte fondateur qui instaure le rapport de l'Europe – comme communauté historique – et l'Afrique est donc l'esclavage, puis la colonisation, thématisés du point de vue des vainqueurs comme épopée philanthropique pour amener les peuples arriérés et « dans le sommeil » vers la lumière de la civilisation. Dans cette perspective, des problématiques apparaissent comme les plus rentables sociologiquement aux yeux des romanciers. Ainsi, ces derniers s'appliqueront à rendre sensibles des situations concrètes, tout ce qui peut faire la discordance entre deux cultures, celle d'un personnage ou d'un groupe et celle d'un milieu autre dans lequel il se trouve projeté, comme dans *L'aventure ambiguë*[3], ou *Entre les eaux*[4], *Shaba deux*[5] ou *L'Écart*[6]. Presque tous les romans africains marquent l'effet de rupture et se passent de longs commentaires sur l'incompatibilité des usages sociaux, ce qu'on appelle coutumes.

Le « fait colonial » est donc un absolu, il donne le sens, irrévocablement. La modernité de l'Afrique est à entendre au sens de son assimilation de la culture occidentale et de sa technoscience que l'on appelle intégration. Ainsi opère l'idéologie qui actualise la mémoire sociale de l'avènement malgré l'éloignement temporel. Son rôle est d'exprimer son appartenance au groupe des fondateurs, afin de glorifier le groupe tout entier, mais aussi de revivre le moment initial. C'est à ce stade que, grâce à la domestication du souvenir et au consensus, naissent des images, interprétations et représentations de soi-même et des autres à partir de soi. Les opinions se transforment en système de pensée (et de croyance) justificatrice et mobilisatrice qui sont à la base de beaucoup de malentendus et tensions entre Européens et Africains dans la façon de parler de l'Afrique. Les intellectuels africains ont intériorisé cette mise en scène de l'Afrique. Il s'agira alors de se demander quel type de récit on peut écrire à propos de l'Afrique, au-delà de la glorification de son passé précolonial (royaumes et empires), comment structurer ce récit pour qu'il dise le passé, le présent et le futur de l'Afrique, et comment mettre au jour des codes sous-jacents à ce travail de mise-en-intrigue.

Une autre lecture possible est *De la postcolonie*[7] ou, récemment, *Sortir de la grande nuit*[8], d'Achille Mbembe. L'historien note la « double économie » qui régit les « signi-

---

3 Cheikh Hamidou Kane, *L'aventure ambiguë*, Paris, Julliard, 1961.

4 Valentin-Yves Mudimbe, *Entre les eaux,* Paris, Présence africaine, 1973.

5 Valentin-Yves Mudimbe, *Shaba deux,* Paris, Présence africaine, 1989.

6 Valentin-Yves Mudimbe, *L'Écart,* Paris, Présence africaine, 1979.

7 Achille Mbembe, *De la postcolonie. Essai sur l'imagination politique dans l'Afrique contemporaine,* Paris, Karthala, 2000.

8 Achille Mbembe, *Sortir de la grande nuit. Essai sur l'Afrique décolonisée,* Paris, La Découverte, 2010.

fiants majeurs » auxquels sont soumis dominants et dominés en Afrique : « l'économie de la jouissance et celle du désir dont on sait par ailleurs qu'elles ne sont pas sans lien avec la pulsion de mort »[9]. S'appuyant sur les romans fantastiques de Sony Labou Tansi[10], Mbembe observe que « le pouvoir (en Afrique) revêt, d'entrée de jeu, le visage de la virilité. Son effigie (de la *polis*), c'est la verge en érection. L'ensemble de sa vie psychique s'organise autour de l'événement qu'est le gonflement de l'organe viril »[11].

Que dire ? Il n'est pas aisé de passer de la poésie lyrique du sujet écrivant à la prose du monde. Telle est la situation du savant africain qui incorpore clichés et stéréotypes dans son univers théorique et le pense sans égard à ce qu'il pense de lui-même. Raison à Merleau-Ponty : « La conscience spectatrice est trop occupée de voir pour se voir elle-même comme conscience « spéciale [12]», et elle rêve d'une action qui serait ubiquité. Telle est la naïveté et la ruse du narcissisme. » Le drame est en chaque homme : c'est le drame de l'être qui voit et fait. Pour ne prendre que cet exemple, la liste serait longue à dresser des romans français qui font place à des formes de mort violente, du *Rouge et le Noir*[13] à *La Bête humaine*[14], de *Madame Bovary*[15] à *Guignol's Band*[16]. Même la vivante Albertine Simonet[17] meurt jeune d'une chute de cheval, jetant un voile de deuil sur les dernières parties de *La Recherche*. Malgré les traces de l'expérience humaine dans le roman qui est aussi un objet de connaissance et un moyen de recherche de la vérité, on peut rappeler tout simplement ceci, qui est une évidence : l'intention visible du roman n'est pas de copier le monde, à peine d'en imiter la vie, mais bien davantage de procurer de l'un et de l'autre un équivalent en modèle réduit et d'ériger le roman en vaste duplicata métonymique de l'univers, d'un certain univers. Sony Labou Tansi lui-même faisait remarquer que « la vie n'est pas un roman. Creuse »[18].

---

9 Achille Mbembe, *De la postcolonie*, op. cit., p. XXI.

10 Sony Labou Tansi, *La vie et demie*, Paris, Seuil, 1979 ; *L'Anté-peuple*, Paris, Seuil, 1983 ; *L'État honteux*, Paris, Seuil, 1981 ; *Les yeux du volcan*, Paris, Seuil, 1988.

11 Achille Mbembe, *De la postcolonie*, op. cit., p. XXII.

12 Maurice Merleau-Ponty, *Les aventures de la dialectique*, Paris, Gallimard, 1955, p. 238–239.

13 Stendhal, *Le Rouge et le Noir*, Paris, Levasseur, 1830.

14 Émile Zola, *La Bête humaine*, Paris, Charpentier, 1890.

15 Gustave Flaubert, *Madame Bovary*, Paris, Michel Lévi, 1871.

16 Louis-Ferdinand Céline, *Guignol's band*, Paris, Denoël, 1944.

17 Marcel Proust, *À l'ombre des jeunes filles en fleurs*, Paris, Gallimard, 1919.

18 Sony Labou Tansi, *La France qui rend fou* (inachevé).

Comme on peut le voir, le pouvoir reste au centre du questionnement. « L'État postcolonial » africain est ainsi la cible privilégiée de toutes les critiques. On met en évidence sa faillite, son refus de « démocratiser », sa déliquescence, ses horreurs, son mépris de la vie, sa criminalité, la façon dont il falsifie l'histoire. Il suffirait de lire le texte de Nietzsche sur « La nouvelle idole », dans *Ainsi parlait Zarathoustra*[19], pour comprendre qu'on est en train de transférer à l'État postcolonial africain toutes les critiques de l'histoire politique de l'Occident. L'État est-il cruel ? Nietzsche le qualifiait déjà de « monstre froid »! L'État ment-il ? Nietzsche le disait déjà : « Et voici le mensonge qui sort de sa bouche : Moi, l'État, je suis le peuple »[20] ! L'État est-il sale ? Nietzsche employait déjà la métaphore de la « boue »![21] Les gens se tuent-ils, se corrompant et se cramponnant les uns sur les autres pour accéder au pouvoir étatique en Afrique? Mais Nietzsche le peignait déjà dans cette image qu'il donnait d'un « trône dans la boue » ayant tout autour des gens pleins de boue, montant les uns sur les autres pour accéder au trône. Bien entendu, cette concession ne signifie nullement un contentement face à la médiocrité actuelle qui gère les États africains.

Sur le plan idéologique, les niveaux de l'énoncé et de la perception étant synchronisés, ces études véhiculent et affermissent les « vérités » établies, les mythes, les stéréotypes et les préjugés du monde banalisé, ses certitudes rassurantes, pourvu que la réalité décrite corresponde à cette réalité imaginaire contenue dans les rêves. Il y aurait lieu de montrer comment l'intellectuel africain, même dans ses apparentes rébellions, se voit à travers le regard que l'Occidental projette sur lui et s'abandonne ainsi à la fascination de l'écran séducteur du miroir à travers lequel il croit reconnaître son image. Notre époque est celle du haut-parleur, de la propagande, et la vie de l'esprit y est à chaque instant faussée.

Insistons sur le caractère construit du temps narratif, du temps de l'histoire. Malgré la description et la représentation des milieux sociaux, le roman africain ne néglige pas le narratif. S'il se méfie de l'imagination, il raconte néanmoins des histoires inventives et riches de rebondissements. S'il met en évidence la vie routinière, il n'hésite jamais à en rompre le cours diffus par des coups de force dramatiques. Le roman est aussi un lieu de rêves et d'utopies. Dans les années 1970 caractérisées par le monolithisme du parti unique

---

19 Friedrich Wilhem Nietzsche, « La nouvelle idole », dans *Ainsi parlait Zarathoustra*, Raleigh, Hayes Barton, 1932, p. 34–36.

20 *Ibid*., p. 34.

21 *Ibid*., p. 35.

et la parole figée, les romanciers expriment une contestation et laissent entrevoir un autre monde possible, comme on peut le lire chez Mongo Beti[22], Williams Sassine[23], Henri Lopes[24], Alioum Fantouré[25]. V. Y. Mudimbe met en scène des rébellions (contre le gouvernement central) qui traversent ses romans, d'*Entre les eaux*[26] à *Shaba deux*[27]. Dans *L'Écart*[28], il interrogeait la crédibilité de l'historiographie occidentale à propos de l'Afrique. Sony Labou Tansi imagine l'érection d'un État démocratique dans la forêt de la Katalamanasie. Aminata Sow Fall[29] imagine la révolte des personnes handicapées contre les hommes au pouvoir, et s'interroge sur les zones d'ombre liées à l'exercice du pouvoir[30]. Williams Sassine raconte la vertu dans *Le jeune homme de sable*[31], de même Sony Labou Tansi dans *L'Anté-peuple*[32]. Au faîte de la colonisation, Sembène Ousmane montre, dans *Les Bouts de bois de Dieu*[33], à partir de la grève des cheminots de 1947, que la détermination des mains nues peut vaincre la force des armes coloniales.

Dans les années 1980, l'enchantement du roman africain tourne autour du désenchantement et des illusions perdues. Les titres révèlent suffisamment le malaise de la société : *Fils du chaos*[34], *Le soleil est parti à M'pemba*[35], *Rêves portatifs*[36], *Le Voile ténébreux*[37], *Longue est la nuit*[38],

---

22 Mongo Beti, *Remember Ruben*, Paris, L'Harmattan, 1974 ; *Perpétue et l'habitude du malheur*, Paris, Buchet-Chastel, 1974 ; *La Revanche de Guillaume Ismael Dzewatama*, Paris, Buchet-Chastel, 1984 ; *L'Histoire du fou*, Paris, Julliard, 1994.

23 Williams Sassine, *Wirriyamu*, Présence africaine, Paris, 1976 ; *Le Jeune homme de sable*, Présence africaine, Paris, 1979 ; *Mémoire d'une peau*, Paris, Présence africaine, 1998.

24 Henri Lopes, *Le pleurer-rire*, Paris, Présence africaine, 1982 ; *Le lys et le flamboyant*, Paris, Seuil, 1997.

25 Alioum Fantouré, *Le cercle des tropiques,* Paris, Présence africaine, 1972.

26 Valentin-Yves Mudimbe, *Entre les eaux,* op. cit.

27 Valentin-Yves Mudimbe, *Shaba deux,* op. cit.

28 Valentin-Yves Mudimbe, *L'Écart,* op. cit.

29 Aminata Sow Fall, *La grève des battù,* Dakar, Nouvelles Éditions africaines, 1979.

30 Aminata Sow Fall, *L'Ex-père de la nation,* Paris, L'Harmattan, 1984.

31 Williams Sassine, *Le jeune homme de sable,* Paris, Présence africaine, 1979.

32 Sony Labou Tansi, *L'Anté-peuple,* op. cit.

33 Sembène Ousmane, *Les Bouts de bois de Dieu,* Paris, Pocket, 1971.

34 Moussa Konaté, *Fils du chaos,* Paris, L'Harmattan, 1986.

35 Sylvain Bemba, *Le soleil est parti à M'pemba,* Paris, Présence africaine, 1982.

36 Sylvain Bemba, *Rêves portatifs,* Dakar, Nouvelles Éditions Africaines, 1979.

37 Alioum Fantouré, *Le Voile ténébreux,* Paris, Présence africaine, 1985.

38 Tchichellé Tchivéla, *Longue est la nuit,* Paris, Hatier, 1980.

Une toile d'araignée[39], *Sahel! Sanglante sécheresse*[40], *Le bal des caïmans*[41], *Les Méduses, ou, Les Orties de mer*[42], *Les crapauds-brousse*[43], *Les Chauve-souris*[44], *Les cancrelats*[45], *Les écailles du ciel*[46], *Cinéma*[47], *Une aube incertaine*[48], *Les Filles du Président*[49], *La vie et demie*[50], *L'errance*[51], *L'État honteux*[52]. Peut-être conviendrait-il de préciser que ces années 1980 voient les effets néfastes de l'application des premières mesures des réajustements structurels imposés par la Banque mondiale et le Fonds monétaire international aux États africains pour mettre fin à l'« État-providence ». Sony Labou Tansi s'attache à indexer la « puissance étrangère » qui fabrique les « Guides providentiels ». Mongo Beti[53], Henri Lopes[54], Doumby Fakoly[55], Sembène Ousmane[56], Aminata Sow Fall[57] montrent la main secrète de cette « puissance » dans la succession des régimes, l'exercice individuel et vide du pouvoir et la gestion patrimoniale de la chose publique.

On sait qu'une certaine tradition critique considère le roman africain comme le « miroir » de la réalité sociale, historique et culturelle. Elle lit, à travers le roman africain, depuis les années 1990, la déréliction du continent. Cette tradition critique analyse la littérature africaine de façon diachronique ou suivant un certain binarisme : avant la colonisation *vs* après la colonisation ; avant l'indépendance *vs* après l'indépendance ; Europe *vs*

---

39 Ibrahima Ly, *Une toile d'araignée,* Paris, L'Harmattan, 1982.

40 Mandé-Alpha Diarra, *Sahel! Sanglante sécheresse,* Paris, Présence africaine, 1981.

41 Yodi Karone, *Le bal des caïmans,* Paris, Karthala, 1980.

42 Tchicaya U Tam'si, *Les Méduses, ou, Les Orties de mer,* Paris, Albin Michel, 1982.

43 Tierno Monenembo, *Les crapauds-brousse,* Paris, Seuil, 1979.

44 Bernard Nanga, *Les Chauve-souris,* Paris, Présence africaine, 1980.

45 Tchicaya U Tam'Si, *Les cancrelats,* Paris, Albin Michel, 1980.

46 Tierno Monenembo, *Les écailles du ciel,* Paris, Seuil, 1986.

47 Tierno Monenembo, *Cinéma,* Paris, Seuil, 1997.

48 Moussa Konaté, *Une aube incertaine,* Paris, L'Harmattan, 1985.

49 Julien Omer Kimbidima, *Les Filles du Président,* Paris, L'Harmattan, 1986.

50 Sony Labou Tansi, *La vie et demie,* op. cit.

51 Georges Ngal, *L'errance,* Paris, Présence africaine, 1999.

52 Sony Labou Tansi, *L'État honteux,* op. cit.

53 Mongo Beti, *Les deux mères de Guillaume Ismaël Dzewatama, futur camionneur,* Paris, Buchel/Chastel, 1983.

54 Henri Lopes, *Le pleurer-rire,* op. cit.

55 Doumby Fakoly, *La retraite anticipée du guide suprême,* Paris, L'Harmattan, 1984.

56 Sembène Ousmane, *Le Dernier de l'Empire : roman sénégalais,* Paris, L'Harmattan, 1981.

57 Aminata Sow Fall, *L'Ex-père de la nation,* Paris, L'Harmattan, 1984.

Afrique ; Blancs *vs* Noirs ; tradition *vs* modernité; civilisation *vs* barbarie; lumière *vs* ténèbres, etc. Selon cette interprétation, l'histoire de l'Afrique a décrit un cercle depuis les indépendances. Il y aurait eu, dit-on, un retour au point de départ qu'étaient les ténèbres, et les Africains eux-mêmes seraient aujourd'hui en train de se réapproprier l'époque coloniale comme celle d'un paradis perdu. Que penser donc ? Cette réflexion me donne l'occasion de faire des croisements, des translations, des chiasmes. Elle me permettra de montrer que, au contraire, l'histoire africaine décrit plutôt une spirale et qu'il n'y a pas eu retour au « cœur des ténèbres ». La lecture des romans dégage diverses hypothèses de cette complexité temporelle, et on pourrait retracer toute une évolution. Il est cependant une temporalité commune aux romans africains. Pour elle, l'Histoire existe et elle lui sert d'appui d'une manière ou de l'autre.

Critique, le roman africain pointe la contradiction sociale. Une analyse plus fine nous apprend même qu'il l'intègre au plus intime de sa structure. D'où la tension au cœur de son projet entre un discours de reprise idéologique – contaminé jusqu'aux signes réputés les plus mimétiques – et un propos en rupture avec cette même idéologie. Pris dans cette tension, le roman s'y enferme ou la résout. S'il s'y enferme, il se contraint à trouver des solutions de compromis. Avec plus ou moins de bonheur, il fera la part de la reproduction et celle de la contestation. Cette dernière risque alors de ne jamais dépasser le stade d'une aspiration à rompre, ce que les romans de Mongo Beti[58], V. Y. Mudimbe, Boubacar Boris Diop[59] ou Ferdinand Oyono[60] manifestent au mieux en mettant fréquemment en scène les déviances fantasmées de membres de la classe moyenne en rupture de ban et de routine. De part et d'autre, le roman est comme miné par une conjoncture historique qui le travaille malgré lui. Ces beaux cas témoignent de que le roman est loin de dispenser une vérité univoque, mais qu'il peut traiter la signification de manière très dialectique, par dépassement des contradictions qu'il renferme.

---

58 Mongo Beti, *Le pauvre christ de Bomba,* Paris, Robert Laffont, 1956 ; *Mission terminée*, Paris, Buchet-Chastel, 1957.

59 Boubacar Boris Diop, *Le temps de Tamango,* Paris, L'Harmattan, 1981 ; *Les traces de la meute,* Paris, L'Harmattan, 1993 ; *Le cavalier et son ombre,* Paris, Stock, 1997.

60 Ferdinand Oyono, *Le vieux nègre et la médaille,* Paris, Julliard, 1956 ; *Une vie de boy,* Paris, Julliard, 1956.

Le déterminisme de l'Histoire

L'hypothèse de départ de beaucoup de romans est, généralement, celle-ci : étant donné différentes conditions reprises du contexte historique (qui est celui de l'esclavage et de la colonisation), comment tel acteur dans telle situation va-t-il évoluer ? Reste à se livrer à l'exploration méthodique des possibles. Dans la même perspective, des problématiques apparaissent comme les plus rentables sociologiquement aux yeux des romanciers. Fortes ou assouplies, les structures temporelles ne font jamais que rejoindre et soutenir ce qui fonde essentiellement le réalisme du roman. Pour celui-ci, le contexte social est toujours premier, tel qu'il pèse sur les destinées. Héritier d'une famille, appartenant à une classe ou une caste, produit d'un milieu, l'être singulier, avec les habitudes de comportement qui lui ont été inculquées, ne peut faire autrement que de s'inscrire dans un faisceau de facteurs et de se définir par rapport à eux. Ainsi le personnage de roman aura beau se manifester en des comportements variés, il n'en continuera pas moins de répondre à un seul grand principe, celui de détermination externe de sa personne. Le texte romanesque va donc se constituer en réseau de connexions et d'interactions à l'intérieur duquel les trajectoires singulières chercheront leur voie toujours étroite. Il confirmera de la sorte l'intuition des premiers sociologues et anthropologues qu'il n'est pas d'individu qui vienne au monde sans voir sa personne modelée par les différentes institutions qui, de la structure des classes au langage, lui imposent leurs règles et codes.

Ce déterminisme trouve à se motiver de différentes façons. Entendons qu'il est toujours plus ou moins renvoyé à une philosophie du social propre à chaque auteur et à son idéologie. Sony Labou Tansi, Alioum Fantouré, Williams Sassine s'y sont beaucoup référés, par exemple, faisant de cette dernière la grande ressource de la société moderne et se la représentant, dans la plupart de leurs romans, comme un stock dans lequel chaque acteur puise au gré de sa passion. Pour Henri Lopes, aussi, la passion est primordiale, et notamment en ce qu'elle fait pièce à la médiocrité régnante. Occasion de rappeler que l'analyse de la dictature politique est agissante chez la plupart des auteurs. V. Y. Mudimbe, Boubacar Boris Diop, Marie NDiaye, quant à eux, mettent en avant l'idée que l'individu se construit de ses croyances illusoires et que la seule vraie tâche sérieuse pour qui ne veut pas subir le joug social réside dans une progressive sortie des illusions. Werewere Liking, Alain Mabanckou et Calixthe Beyala défendent une théorie de « l'homme nu ». Dépouillé de sa défroque sociale, chaque être se réduit à un pauvre petit « paquet » de besoins, pulsions et faiblesses. Au total toutefois, ce sont les deux grands principes explicatifs mis au

jour par Zola qui sont les plus opératoires et qui valent en gros pour tous les romans africains.

L'hérédité diachronique (la colonisation) et le milieu synchronique (la mauvaise gestion postcoloniale) sont, en effet, les deux grands recours dès qu'il s'agit d'éclairer un destin. Tout facteur s'indexe nécessairement sur l'un de ces deux registres. Ahmadou Kourouma ne voit guère les choses autrement, même s'il porte sur elles un regard plus délié : Fama n'échappe pas à son héritage étroitement nobiliaire. Ainsi une grande *socio-logique* élémentaire préside à la logique narrative. Et, comme réciproquement, cette dernière relance celle-là par ses dispositifs variés d'accentuation de la causalité. Aussi le récit a-t-il tendance à se construire sur un modèle serré d'articulation logique. Au point que, pour ne pas apparaître comme uniment déductif, il est bien tenu de varier son jeu et de pimenter sa conduite par différents effets de suspens et de surprise.

On ne doit pas s'étonner que le roman y gagne un tour d'implacable rigueur. La nécessité dont il se réclame l'entraîne irrésistiblement vers une idéologie de la fatalité. À trop appuyer sur la nécessité d'un destin, on finit par le renvoyer à des forces obscures et par laisser entendre qu'il est voué depuis toujours au trajet qu'il suit. La convergence des causes, la redondance des motifs, éveillent cette impression. Mais le discours même thématise cette singulière morale, transformant alors l'expérience sociale en nature, et inscrivant à même les corps le principe générateur des comportements. C'est bien ce que font ceux qui, à partir de Sembène Ousmane, ne résistent pas à la tentation de donner à l'acteur social la tête de l'emploi. Chez Mabanckou, la physiognomonie vient en renfort de cette croyance en la prédestination des visages et des corps. Il sait déjà mieux que c'est la fonction qui imprime à la tête ses contours. D'où, dans ces romans, ces immigrés africains, à Paris, préoccupés par le vêtement. Quant à Mudimbe, il se délecte des impostures du destin.

Aussitôt qu'il implique le corps marqué ou le corps malade, le *fatum* africain se fait imposition implacable, avec l'assentiment de la science et des médecins. Les malheurs des êtres atteignent âme et corps inséparablement : éréthisme sexuel des Guides providentiels de Sony Labou Tansi, alcoolisme des personnages de Mabanckou, meurtres, viols, violences, incestes des personnages de Beyala, passion meurtrière des uns et des autres, guerres et massacres chez Tierno Monenembo, Boubacar Boris Diop, Waberi, Véronique Tadjo, homosexualité masochiste des personnages de Ken Bugul ou de Mudimbe, corps médicalisé des personnages. « Taré », stigmatisé, le personnage ne peut plus que parcourir les stations de sa terrible passion et progresser ainsi douloureusement vers la cruci-

fixion finale. La seule liberté qui reste au roman est d'espérer une rémission qui, évidemment, ne vient pas.

Mais évitons de tout réduire à un déterminisme trop massif. Les romanciers africains, qui ont aussi une notion précise du désordre vital, ont eu le souci d'euphémiser de différentes manières les effets de la nécessité. Une première manière a consisté pour eux à déjouer une causalité trop centrée. On va en somme relativiser la portée des facteurs en les multipliant et en les dispersant. Ainsi, la conjonction de l'hérédité et du milieu veut aisément que les forces s'annulent ou, tout au moins, rendent diffus leurs impacts respectifs. Si tout explique tout, rien n'explique rien, et ne subsiste qu'une grande nécessité d'ambiance. La logique stricte se dissout dans le miroitement des rapports de contiguïté à la faveur d'une métonymisation générale de la représentation : le moindre effet de réel vaut comme élément explicatif. Ce sera particulièrement le fait des romanciers qui s'interdisent les interventions d'auteur rationalisantes, de Sembène Ousmane à Mabanckou. Manière pour eux de produire l'image d'un monde déterminé mais sans que les trajets d'effectuation soient clairement indiqués. Fama ou Dieng sont emportés vers leur faillite personnelle comme par un fleuve tranquille. Ils glissent à une logique floue qui noie les causes dans un brouillard. Ce n'est même pas que l'explication ne soit pas claire mais plutôt que le mécanisme dont elle rend compte ne se donne à voir qu'incidemment.

Autre façon d'échapper à la rigueur déterministe, celle qui hésite entre plusieurs explications et, croisant les facteurs, en laisse flotter la pertinence dans une indécision ironique. L'intérêt romanesque s'entretient de la sorte : parmi les raisons invocables, laquelle agit vraiment sur le personnage? Marie NDiaye se plaît à ce jeu ironique et aime à prospecter les possibles explicatifs. Mudimbe s'y adonne allègrement lorsqu'il propose, comme il aime à le faire, une batterie d'hypothèses. Ce sont ces questions rhétoriques ou ces digressions par le biais des textes qui émaillent en série son discours et parmi lesquels se glissera telle éventualité saugrenue. Manière pour l'écrivain de faire entendre que l'on n'explique jamais rien à coup sûr et qu'il est vain de vouloir démêler les fils d'un écheveau causal embrouillé au gré des biais et détours par lesquels passent les phénomènes.

Mis bout à bout, les romans écrivent une Histoire, l'histoire de l'Afrique, de l'époque précoloniale à la période contemporaine. Ils gardent ainsi mémoire d'une succession d'époques et de régimes politiques sans beaucoup d'hiatus. Mais il faut convenir tout de suite que c'est là une mémoire très incidente et dont la relation aux événements réels est toujours biaisée. C'est pourquoi on n'a pas voulu poser l'Histoire en grande origine d'une saga réaliste à multiples épisodes. Elle est bien davantage son horizon ultime, cette ligne

de fuite qu'elle finit toujours par rejoindre, mais comme par accident. Songeons à la façon dont quelques héros s'affrontent avec de grandes péripéties historiques : Penda lors de la grève des cheminots de Dakar-Niger-Bamako, dans *Les Bouts de bois de Dieu*[61]. Meka, dans *Le vieux nègre et la médaille*[62], assistant à la cérémonie du 14 juillet et y recevant sa médaille, emprisonné le même jour, alors qu'il croyait avoir acquis le statut de blanc. Ya, dans *Le bel immonde*[63], embourbée sans le savoir dans la glu de la rébellion muléliste, De Gaulle pris dans les filets des tribulations des indépendances africaines, dans *Monnè, outrages et défis*[64]. Koyaga revenant de la grande guerre d'Indochine, dans *En attendant le vote des bêtes sauvages*[65]. La narratrice de *Mes hommes à moi*, de Ken Bugul[66], engluée dans l'histoire du Sénégal, de la colonisation à la période contemporaine, en passant par l'indépendance, le règne de Senghor et de ceux qui lui ont succédé. C'est en diagonale que les personnages traversent les événements, et dans un état de semi-hébétude qu'ils les vivent. La perception qu'ils en ont demeure toute fragmentaire et relative. Jusqu'à suggérer qu'il n'est d'historiographie qu'elle-même chaotique, reflet d'un passé ruiné.

Toujours est-il qu'il convient de se demander à présent quel est le rapport du roman africain à l'Histoire et quelles prises ils ont l'un sur l'autre. Commençons par rappeler encore que quel que soit le présupposé esthétique, la fiction est première dans l'entreprise des romanciers. S'ils parlent donc de l'Histoire, ce ne peut être que dans les termes d'un imaginaire et d'une écriture. On sait et dit aujourd'hui que même l'historien informé paie son tribut à cette double instance. Il ne le fait toutefois qu'en dépit de sa volonté. Le romancier, lui, assure pleinement ce parti pris, il sait qu'il ne peut dès lors évoquer le cours historique que de manière latérale et en quelque sorte allusive. Ce qui ne signifie pas qu'il le manque à tous égards. Nous aurions même tendance à penser qu'il en procure une connaissance spécifique. Non pas en produisant un simulacre du discours historique mais bien plutôt en se livrant à des simulations qui conjoignent réalité et fiction de la façon la plus intime, la plus trompeuse éventuellement. Certains montages sont, à cet égard, emblématiques. Chez Kourouma, c'est Bema ironisant et détrônant tout ensemble son père. Chaque fois, le romancier procède à une citation de l'Histoire qui, effet de réel si

61 Sembène Ousmane, *Les Bouts de bois de Dieu,* op. cit.

62 Ferdinand Oyono, *Le vieux nègre et la médaille,* Paris, Julliard, 1956.

63 Valentin-Yves Mudimbe, *Le bel immonde,* Paris, Présence africaine, 1976.

64 Ahamadou Kourouma, *Monnè, outrages et défis,* Paris, Seuil, 1990.

65 Ahamadou Kourouma, *En attendant le vote des bêtes sauvages,* Paris, Seuil, 1990.

66 Ken Bugul, *Mes hommes à moi,* Paris, Présence africaine, 2008.

l'on veut, vaut surtout comme manière ironique d'attirer l'Histoire à soi pour mieux se revendiquer d'un discours autonome sur les grands événements. Dans la même perspective, des problématiques apparaissent comme les plus rentables sociologiquement aux yeux des romanciers. Ainsi, ces derniers s'appliqueront à rendre sensibles des situations concrètes, tout ce qui peut faire la discordance entre deux cultures, celle d'un personnage ou d'un groupe et celle d'un milieu autre dans lequel il se trouve projeté, comme dans *L'aventure ambiguë*[67], ou *Entre les eaux*[68], *Shaba deux*[69] ou *L'Écart*[70]. Presque tous les romans africains marquent l'effet de rupture et se passent de longs commentaires sur l'incompatibilité des usages sociaux, ce qu'on appelle coutumes.

En fait, contrairement à ce que l'on croit et écrit, le roman africain ruse avec l'Histoire et choisit le plus souvent de lui faire concurrence plutôt que de la reproduire. L'Histoire anonyme, pour parler comme Proust, dont il fait son objet et qu'il constitue de destins singuliers est certes l'écho affaibli d'une aventure plus collective. Mais on peut le tenir aussi bien pour une manière de contester la primauté accordée aux grands drames événementiels et de laisser entendre que ceux-ci sont peu de chose en regard des transformations profondes qui affectent en sous-main les comportements sociaux. En allégories exemplaires qu'ils sont volontiers, les romans africains laissent ainsi entendre que la stérilité de Fama est peut-être plus déterminante pour l'avenir africain que la résistance à la colonisation, ou que la manière mimétique ou idéologique dont se mène la recherche dans les universités à propos de l'Afrique – telle que Mudimbe en témoigne – est plus décisive que l'événement des indépendances (que l'esclavage). En somme, l'esclavage et la colonisation sont peut-être plus déterminants pour le sort de l'Afrique que la manière moderne dont se vit l'État postcolonial africain.

Même forcés, ces exemples montrent en quoi, dans leur rapport au discours des historiens, les romanciers africains proposent une manière inédite de représenter l'Histoire autrement sans quitter pour autant leur terrain d'élection. On aurait envie de dire qu'ils attirent l'Histoire à eux et la refaçonnent en discours décroché d'un discours plus officiel. Ce qui va d'ailleurs les autoriser, en quelques cas, à passer à l'offensive et, forts de la position qu'ils se sont donnée, à intervenir dans un débat social à connotation politique. C'est

67 Cheikh Hamidou Kane, *L'aventure ambiguë,* op. cit.

68 Valentin-Yves Mudimbe, *Entre les eaux,* op. cit.

69 Valentin-Yves Mudimbe, *Shaba deux,* op. cit.

70 Valentin-Yves Mudimbe, *L'Écart,* op. cit.

au nom de quoi, face à une société en turbulence (en grandes mutations, comme on dit), Beti et Sembene en appellent à une meilleure gestion des rapports entre races, Kourouma pointe avec une ironie implacable le pouvoir nivelant de la colonisation à l'indépendance. Presque tous dénoncent l'exploitation du prolétariat. Mudimbe dévoile les mutations qui affectent le mode de détention du pouvoir symbolique. Sony Labou Tansi, Tchicaya U'Tam'si[71], Tierno Monenembo, Aminata Sow Fall[72], Ken Bugul[73] crient le cynisme des dictatures et des confréries religieuses ainsi que la misère des exclus. Et tout cela participe d'un art d'engagement qui instaure le roman en interlocuteur de l'Histoire.

Il convient de préciser les choses. Les interprétations précédentes conçoivent toutes les œuvres du roman africain comme des textes informés et documentés, en prise sur l'Histoire et sur la société. Façon, pour moi, de noter que les romanciers africains ne cessent donc de nous renvoyer à une Histoire politique et sociale autant que littéraire. Cette Histoire, ils la construisent et la déconstruisent au gré de fictions qui, bien souvent, ne la considèrent que de biais. Elle est celle pendant laquelle l'Afrique est extraordinairement fertile en événements collectifs. Faite de flux et de reflux, mais tout entière générée par un seul et même événement, la colonisation. Bouleversement majeur : régimes, insurrections et guerres (les massacres du Rwanda et du Burundi, les jacqueries congolaises, les tueries du Kenya, le pillage des ressources du Congo par les pays voisins) à travers lesquels elle est passée ne sont que l'expression convulsive et lente de l'adaptation d'une société à un nouvel ordre. Cette succession douloureuse a véritablement rythmé les occurrences du roman. Mais, produit de cette Histoire, le roman l'a produite à son tour jusqu'à un certain point. Il en a formulé le sens, en a défini l'image, a participé activement à son avènement. Ainsi, pris dans cette circularité doublement productive, le roman africain relance son projet de période en période et de romancier à romancier selon une ligne qui, en dépit des brisures et des détours, poursuit un seul dessein et ne cesse d'approfondir sa recherche de vérité.

Ces remarques faites, sachons tout de même que l'Histoire est bien là et qu'elle hante la fiction africaine. Songeons à la façon dont l'image de Charles de Gaulle obsède les

---

71 Tchicaya U'Tam'si, *Les Méduses, ou, Les Orties de mer,* op. cit.

72 Aminata Sow Fall, *La Grève des bàttu,* Dakar, Nouvelles Éditions Africaines, 1979 ; *Douceurs du bercail,* Abidjan, Nouvelles Éditions Ivoiriennes, 1998.

73 Ken Bugul, *Rue Félix-Faure,* Paris, Hoëbeke, 2005 ; *La folie et la mort,* Paris, Présence africaine, 2000 ; *Mes hommes à moi,* Paris, op. cit.

œuvres de Kourouma. Songeons à la manière dont la colonisation ou l'immigration taraudent de bout en bout les romans africains, les « antent » s'insinuent partout, sans jamais y être traitées méthodiquement ni de front. Ce n'est pas le lieu de raconter cette Histoire. Mais on peut au moins dire dans quel esprit le roman l'investit.

Le XXe siècle est tout entier absorbé par la Révolution majeure qui l'a précédé et qui l'a introduit, c'est-à-dire l'entreprise coloniale. S'il n'en finit pas de répéter le traumatisme originel à travers les insurrections sanglantes qui le scandent pour revendiquer les indépendances, il n'en finit pas de la dénier dans des tentatives restauratrices (la colonisation disparue, puis réinstaurée subtilement à travers une exploitation économique). Il verra tomber les empires coloniaux et en renaître d'autres sous diverses formes à la faveur de convulsions diverses : coups d'État, guerres civiles, sécessions, rébellions, défaites, réajustements structurels du Fonds monétaire international ou de la Banque mondiale. Le XXe siècle est donc un siècle entièrement dramatisé, et principalement sur le mode de la concurrence incessante et violente entre options politiques opposées. L'Afrique est, depuis plus de quatre siècles, un étonnant creuset en même temps qu'un théâtre sans repos. Elle connut ses importantes métamorphoses sur la scène d'une société convulsive.

On peut penser que ce climat d'effervescence a été stimulant pour la création romanesque et qu'il est même consubstantiel aux fictions qui nous intéressent. La lutte des idéologies est elle-même intensive (capitalisme et communisme), avec d'un côté une relance incessante de la doxa la plus conventionnelle et de l'autre l'émergence désordonnée de programmes nouveaux et d'utopies. Mille stratégies se déploient dans l'ombre. L'Afrique est un immense réservoir romanesque, qui, quand elle ne suffit pas à la tâche, peut encore en appeler à son repoussoir, l'Europe.

Quel défi pour le romancier qui est lui-même, en ce temps-là, un acteur de la vie africaine! Il y répond de deux manières. En premier lieu, il ne peut faire comme si les personnages de sa fiction échappaient à la folie des temps. Il doit n'importe comment les situer par rapport à elle et montrer qu'ils y trouvent leur place. Ce qui réclame ce mode de représentation que nous connaissons, où l'individu agit sur fond d'un bouillonnement de faits extérieurs. En second lieu, confronté à l'intensité des événements et à l'énergie de ceux qui y tiennent des rôles, le même romancier entend jouer sa propre partition dans le concert. Il se sent donc tenu de confronter ou d'opposer sa propre force aux forces sociales, de leur faire pièce d'une certaine manière. Et c'est ici que les formes du roman total entrent en jeu. La fiction hausse le ton, mobilise l'énergie qui lui est propre et s'élève à la hauteur des drames qui se jouent.

Au cœur de ces drames, rappelons-le encore, nos romanciers pointent avant tout ce qui divise et agite de grandes entités sociales dans un monde bouleversé, à savoir la race et toutes les discriminations qu'elle entraîne. Chez les différents auteurs, la pensée sociologique est d'abord mise en évidence critique de la différenciation sociale. Elle pose fortement et avec courage que la société africaine est une société divisée, une société de classes et de classements, et que les individus sont conditionnés par cette division. Elle postule de même qu'une telle division ne peut que se retraduire en conflits et en luttes qui opposent individus et groupes plus ou moins violemment. Elle propose donc l'image d'une société où les rapports de domination sont prépondérants et passent par diverses médiations, de l'argent au prestige. Elle soutient de même que l'individu est fortement marqué par son identité sociale et qu'il ne pourra se dégager de son statut – la mobilité est un de ses grands thèmes – qu'au prix de beaucoup de sacrifices, y compris celui de sa fierté ou de son honneur. Chez les plus avisés, le déterminisme qu'implique cette sociologie est loin d'être univoque et aveugle. Ceux-là se plaisent à mettre en évidence que les destins individuels sont travaillés par des héritages contradictoires et qu'en conséquence ils prennent en défaut les logiques sociales les plus avérées. Le romanesque y trouve évidemment son compte : des renversements se produisent, fertiles en péripéties et coups de théâtre. L'humour d'un Kourouma ou d'un Boris Diop y trouve également une de ses grandes ressources : toute inversion inattendue est bonne à faire ressortir l'ironie du sort. Ainsi le roman africain se soutient d'une vision argumentée de la vie collective et ses structures sociales.

D'une période à l'autre, il y a lutte qui oppose Blancs et Noirs, lutte pour la domination qui se révèle sans pitié, mais ne va pas sans bien des compromis, voire des compromissions. Il y va, au cœur de la lutte pour les indépendances africaines, de la constitution et l'ascension d'une classe bourgeoise qui occupe un territoire de plus en plus large, au gré d'une diversification qui l'étend de la petite bourgeoisie de tradition au monde des employés en passant par les professions libérales (ce que le stratège colonisateur belge avait appelé « évolué ». Mais il y a aussi cette émergence d'un prolétariat urbain et suburbain qui relaie la paysannerie pauvre dans la condition populaire. Or, si des distances considérables peuvent séparer ces différents mondes, ils coexistent, cependant, bien plus sans doute et, éventuellement, se fréquentent dans l'espace fermé des villes. Donc les tensions s'accroissent. La lutte des classes (races) crève. Il lui arrive même d'éclater, de

L'Harmattan[74] ou *Les Bouts de bois de Dieu*[75] à *La Vie et demie* de Sony Labou Tansi[76]. Le plus souvent, elle s'euphémise en lutte des classements. Dès son émergence, le roman négro-africain est captivé par la discrimination sociale sur fond de race. Ce que Proust appelle les « radins sociaux » est véritablement la matière première du roman nouveau. Celui-ci n'en finit pas de décrire des différences de niveau, même imperceptibles, et de montrer comment elles créent des barrières entre les conditions et les groupes. Il est sensible en particulier à la façon dont les individus vivent ces différences, les percevant comme des marques distinctives qu'ils accentuent quand elles les avantagent et qu'ils tentent de réduire dès qu'elles leur font tort.

Bref, toute une problématique des positions sociales et du crédit personnel qu'elles confèrent est au centre du romanesque africain. Elle trouve à s'exprimer de manière dynamique dans des stratégies de mobilité. L'esclavage, la colonisation et les indépendances ont créé des possibilités inédites d'élévation dans l'échelle des rangs. Même si quelques-uns seulement en profitent et si les montées s'accompagnent d'autant de chutes, cette circulation est la grande marque d'époque. Lutte des races ou des classes, conflits de classement, émergence de groupes nouveaux, montées foudroyantes, déchéances mortelles : c'est bien ainsi que l'on a lu les grands romanciers africains, pour autant que l'on ait bien voulu les tenir sous un regard d'ensemble. Et leur vision structurée du social, qui parle de race, de pouvoir, de discrimination, d'argent, de sexe, d'échange, garde toute son actualité. On peut se demander, toutefois, si elle n'a pas oblitéré une socialité plus discrète et non moins essentielle, inhérente à leurs fictions.

Conclusion : quelle mémoire africaine ?

Un confrère belge qui se prend pour un templier, et aux idées détestables en ce qui concerne la promotion des Noirs, se plaît à répéter que, à l'époque coloniale, le Congo avait 24 000 km de routes asphaltées, les meilleures écoles, le taux d'alphabétisation le plus élevé, les meilleurs hôpitaux d'Afrique. Il est convaincu que les Congolais ont tout perdu pour avoir voulu accéder à l'indépendance. Les célébrations du cinquantenaire des indépendances africaines ont donné l'occasion aux anciennes puissances coloniales, dont la

74 Sembène Ousmane, *L'Harmattan,* Paris, Présence africaine, 1964.

75 Sembène Ousmane, *Les Bouts de bois de Dieu,* op. cit.

76 Sony Labou Tansi, *La vie et demie,* op. cit.

France et la Belgique, d'exprimer leur nostalgie de la belle époque coloniale par rapport au gâchis actuel des pays africains. Des Africains eux-mêmes se réapproprient, en quelque sorte, les années de la colonisation révolue. Selon toute vraisemblance, certains Africains estiment qu'ils vivaient mieux sous la colonisation. Cela ne veut pas dire qu'ils vivaient une vie plus heureuse ou, objectivement, plus aisée, mais que, sous la colonisation, et, en comparaison à la période actuelle, ils profitaient d'une plus grande sécurité économique et sociale et qu'ils avaient sans doute moins de mal à comprendre la réalité. « Le monde était si simple, à l'époque. »

En même temps, la plupart estiment que changer de régime s'imposait. Ce qui prouve que les valeurs symboliques et spirituelles du changement ne cessent d'être, malgré tout, appréciées. La majorité ne se laisse guère fasciner par les simplifications idéologiques proposées par les politiciens et les médias. Ils se servent de critères multiples pour juger d'hier et d'aujourd'hui, et ils ne confondent pas la réalité actuelle avec la colonisation d'hier. On ne peut chercher la cause de l'opinion favorable à la colonisation dans la « mauvaise politique d'information » du système éducatif ou dans la mémoire défaillante du peuple qui aurait tout oublié. On n'a rien oublié. On a bien plutôt, outre une certaine idéalisation propre à tous les souvenirs, fussent-ils ceux d'un drame, déplacé les accents en fonction des problèmes nouveaux, devenus brûlants : la baisse des revenus réels, l'incertitude même de la vie et de l'avenir.

Or, nul ne sait mieux que Kourouma narrer les turbulences de la colonisation. Et c'est à *Allah n'est pas obligé*, le dernier roman de l'écrivain, que je vais recourir pour conclure ce texte. Comment comprendre la convergence qui s'opère entre l'enfant-soldat et telle perception de la structure sociale ? Ce personnage singulier est tout en lignes de fuite. Mais, de ce fait même, il favorise des condensations de sens qui échappent à l'orientation générale du texte et à ses « leçons » trop visibles. Birahima, dans l'œuvre romanesque de Kourouma, c'est à plusieurs égards « l'autre texte » perturbant les significations trop clairement proposées, tout au moins, les redistribuant dans un ordre inédit.

Le roman nous met en garde de réduire l'existence fictionnelle de l'enfant-soldat à un débat psychologique. Par-delà la mécanique du phénomène des enfants-soldats, la guerre dans ces pays très riches (de diamant et d'or) dégage une signification plus ample. Comme il est tentant, cependant, de réduire le cher enfant-soldat à son insignifiance d'innocent garçon que le « bordel au carré » africain pousse au crime comme dans une sorte de revanche. Mais alors, comment concevoir qu'un être aussi anodin soit l'un des supports majeurs de l'analyse des guerres dans certains pays africains et occupe à ce titre d'énormes

pans du roman ? Comment accepter que le si commun enfant-soldat se fasse le portrait emblématique de la réalité africaine symétriquement au même rôle joué par Taylor, Doe, le prince Johnson, Papa le bon, ou autre seigneur de guerre, ou les troupes d'interposition de l'ECOMOG ? Enfin, comment comprendre qu'un tel personnage puisse éveiller chez le narrateur une si riche gamme de considérations sur les relations humaines et les rapports entre les nations et les peuples ?

De toute façon, Birahima nous engage à briser avec la monosémie du savoir sur la réalité africaine et avec son ossature déterministe : ces adolescents abandonnés à eux-mêmes à cause de la misère la plus abjecte et à qui il ne reste que l'usage du kalachnikov pour survivre. Voilà ce que ces sauvages sont redevenus depuis que nous avons cessé de les coloniser. Interprétation facile, trop simpliste. Les procédures de surprise, d'inversion, de démontage visent à jouer les configurations du sens l'une contre l'autre de façon à ce que celle-ci se révèle dans celle-là. Les enfants-soldats comme vérité de la guerre ordinaire. L'exploitation des richesses comme vérité des guerres présentées comme des conflits interethniques. L'ONU comme machine d'incohérences et de contradictions, instrument de propagande occidentale. Kourouma ne fait d'ailleurs que questionner de la sorte son propre substrat idéologique.

Les rivalités et intrigues qui se cristallisent autour du pouvoir pour l'exploitation des gisements miniers nous en disent beaucoup sur une certaine psychologie des rapports sociaux et toute une mise en scène de la vie quotidienne en temps de guerre en Afrique. Mais bien d'autres enjeux se profilent derrière ces concurrences mesquines qui incitent les individus à « se poser en s'opposant ». La soif de richesses qui accapare le petit monde kouroumien s'accompagnant de toute une mobilité individuelle, voyant les uns s'élever, d'autres se déclasser, touche à bien plus fondamental. C'est de l'antagonisme entre vastes groupements qu'il est question en dernière instance et, n'ayons crainte de le dire, d'une lutte des classes qui, si elle n'est pas précisément celle que Marx a décrite, n'en a pas moins un statut historique.

Dans son entreprise, Kourouma reprend ainsi sur le mode fictionnel les questions que l'on se pose : qu'arrive-t-il dans une société quand les élites sont défaillantes au point de renoncer à leur rôle pilote ? Comment cette société supplée-t-elle à ce manque ? À ces questions, le romancier répondra sans pathos ni emphase, mais en faisant jouer toutes les ressources de la dialectique ironique dans laquelle il est passé maître. Ce sera pour exorciser les croyances nostalgiques de son personnage central, mais mieux encore, pour se

donner une prise sur le monde qui le fasse échapper à ces écueils de la représentation réaliste que sont la description en tableaux et les inventaires exhaustifs.

La concurrence des élites est de tous les temps et participe d'un mécanisme normal de reproduction sociale. Mais dès le moment où l'économie des guerres qu'elle intègre se dérègle jusqu'à fausser les rapports de base, tout l'édifice est en danger. Comme si les « bandits de grand chemin » et les enfants-soldats, à prendre trop de place, venaient créer un État dans l'État et multipliaient les ferments du désordre. Et c'est bien la hantise qui semble planer sur le roman. Retour, dirait-on, de la vieille prophétie apocalyptique de ce nègre grand enfant qui retourne à ses ténèbres après avoir chassé le colonisateur-civilisateur. N'allons pas jusqu'à dire que le romancier reprend le spectre à son compte. Mais il en prête à d'autres l'intention et le fait avec une jubilation certaine. Sa conviction est, de toute manière, que les « bandits » et les enfants-soldats transgressent l'ordre social, mais qu'ils y procèdent sur plusieurs modes selon les types de relations qu'ils instaurent. Kourouma leur donne un statut littéraire. Il veut noter que ces déviances sont une production sociale. Autrement dit, chacun constituera sa propre déviance sur un mode spécifique à l'intérieur des grandes catégories.

Justin Bisanswa ist Professor am Département des Littératures der Université Laval in Québec; Fellow des Wissenschaftskollegs 2002/03.

BEIM FRÜHSTÜCK
GOTTFRIED BOEHM

Wer sich auf die Suche nach den Geheimnissen des Wissenschaftskollegs macht, der sollte sich ins Souterrain begeben. Aus dem dunkel getäfelten Foyer der Hausnummer 19 sticht unversehens ein schmaler Gang in durchlichtete Räume hinunter, dorthin, wo gekocht, geheizt, geputzt, gespielt und gegessen wird. Der beste Augenblick dafür sind nicht die pflichtgelenkten Termine, sondern jene verabredungslose Gelegenheit des Frühstücks, die sich zwischen halb acht und halb zehn bietet. Nach einer Pirouette um Buffet und Kaffeemaschine sitzt man allein oder mit jenen, die gerade da sind: Mitarbeitende, Fellows, Gäste. Des Öfteren bin ich dort auch Joachim Nettelbeck begegnet und mit ihm – oft im Kreise anderer – ins Gespräch gekommen. Dabei schien es mir mitunter, als habe sich zu ungewohnter Stunde der Geist des Hauses gezeigt. Bevor noch die Routinen des Tages ihr Recht beanspruchten, war für eine knappe Spanne Zeit die Bereitschaft am Werk, die wichtigen Dinge ganz anders zu sehen, sie aus ihrer Erstarrung zu lösen und die Möglichkeiten produktiver Veränderungen offenzulegen. Das Wissenschaftskolleg entblößte für einen Moment sein Herz.

Denn kaum jemand wird daran zweifeln, dass seine ultrakurze Definition nur darin bestehen kann, unrealisierten Möglichkeiten der Erkenntnis und der Gestaltung einen Ort zu bieten und den dafür Ausgewählten Freiräume auf Zeit zu gewähren. An dieser Arbeit haben durch die Jahre bedeutende Köpfe, Charaktere und Charismen mitgewirkt, in ihren jeweils vorgesehenen Rollen. Aber keiner unter ihnen verkörpert wie Joachim Nettelbeck – was sich dem dienstlichen Titel eines „Sekretärs“ gewiss nicht ablesen lässt – die Verbindung dessen, was man kaum für verbindbar hält. Eine gelebte Synthese nämlich, in der zusammenfindet, was sich ansonsten flieht – ein Sinn für das Ungeplante, das Unvorhersehbare, das Singuläre und Unwägbare, auch für Herkünfte und Biographien, gepaart mit einer kleinen Dosis Anarchie – und ein ganz anderer Sinn, der lautlos zu planen, sich festzulegen, vorauszudenken, zu organisieren und zu administrieren vermag, versehen mit der hohen Gabe der Kameralistik und der Diplomatie.

Wir sitzen also beim Frühstück und eines jener Gespräche kommt in Gang, von denen es keine Protokolle geben kann. Keine Agenda ist abzuarbeiten und kein Beschluss zu fassen – ein Gespräch eben und keine Sitzung. Seinen Ausgangspunkt nahm es irgendwo, zum Beispiel bei laufenden Projekten, und recht bald kam das Eingemachte in den Blick, die wissenschaftliche Faszination, von der sich die Unterredner bewegt fühlten. Joachim Nettelbeck spielt dabei den sokratischen Part des notorischen Nichtfachmanns, des professionellen Laien, der seine Fragen hat und dabei nicht locker lässt. Nikolaus Cusanus hatte ihn unter dem Namen Idiota zur bewegenden postsokratischen Größe der Philosophie gemacht. Ich sehe mithin Joachim Nettelbecks gelegentlich versiegelte Miene, sein aufklärendes Lächeln und seinen wachen Blick vor mir, die physiognomischen Indikatoren eines Spürsinns, der recht gerne querfeldein unterwegs ist. Wenn ich nicht Inhalte dieser Gespräche in Erinnerung rufe – auch weil sie meist vergessen sind –, dann vor allem, weil es mir um die Form und die Art dieser Gespräche zu tun ist. Diese Form nämlich ist alles andere als vergessen, nicht vergessen ist insbesondere der Ton und die Spannung, auf die Joachim Nettelbeck sie zu stimmen versteht, nicht jene Intensität, die sich im Austausch von Frage und Antwort, von Rede und Gegenrede, von Gründen und Argumenten durchhält. Gespräch nicht als soziales Ritual oder Palaver, sondern um ein weites kulturelles und wissenschaftliches Terrain zu befragen, andere Blicke zu werfen, Horizonte zu verschieben und Brücken zu bauen.

Zu verstehen ist, warum und auf welche Weise eine jährlich erneuerte Auswahl von Fellows verschiedenster Disziplinen und Interessen, ganz unterschiedlicher Kulturen und Ziele, Sprachen und Ethnien hier zusammenfinden. Warum gelingt, was an Universitäten längst nicht mehr oder höchstens ausnahmsweise möglich ist? Was macht diesen Geist lebendig und zum Motor gegenwärtigen Suchens und Findens? Warum scheinen die Abgründe zwischen Geistes-, Kultur-, Sozial-, Bio- oder Naturwissenschaften nun doch überschaubar? Warum reden Wissenschaftler mit Künstlern und umgekehrt? Dafür spielt sicherlich das diensttägliche Kolloquium seine Rolle, das freilich ein Ort der wissenschaftlichen Diskurse ist, an dem der Säbel argumentativer Beredsamkeit geschwungen wird. Wichtiger freilich scheint mir, was sich beim Frühstück in jenem Souterrain, das nicht zufällig gerade *unterhalb* des Versammlungsraumes liegt, offenbart. Nämlich: die Bereitschaft, die Kraft des Gesprächs als den *unerklärten Maßstab* für den *Gehalt* des *wissenschaftlichen Tuns* in Geltung zu setzen. Es kommt als ein Korrektiv ins Spiel, wenn sich wissenschaftliche Arbeit monologisch verengt, und wirkt der Neigung zu akademischer Selbstvermarktung entgegen. Sein Geheimnis ist hierarchielose

Teilhabe. Darin gleicht es kammermusikalischen Formen des Ausdrucks. Sie fordern zuzuhören, sich im Angebot des Andern zu erproben, teilzunehmen. Sie ermöglichen, Sinne und Aufmerksamkeit zu schärfen und den Fortgang in der Sache zu bewirken. Dazu braucht es etwas Kostbares, nämlich das Vorstellungsvermögen, mittels des gemeinsamen Gesprächs überhaupt beste Einsichten zu gewinnen. Der ominöse Geist des Souterrains ist, so sieht es aus, nichts anderes als die Bereitschaft, das ebenso freie wie ernsthafte Sprechen nicht nur zu ermöglichen, sondern als die entscheidende Instanz anzuerkennen, ihr im jährlichen Wechsel der Lebens- und Arbeitsgemeinschaften Nachdruck und Geltung zu verschaffen.

Joachim Nettelbeck habe ich als den Meister dieser Kultur des Gesprächs erfahren. Er ist ein unbequemer, auch unerbittlicher Fragensteller, ein Störenfried allzu schneller Eintracht, begabt mit unerschrockener und „un-disziplinierter" Neugier. Er will sich überzeugen lassen: von starken Argumenten und stabilen Evidenzen, auch ist er völlig fern von Patronage und ideologischem Eifer. Wie er auch stets bereit ist, auf dem Absatz kehrtzumachen, den Blick zu wenden. Es ist diese tragende und gewachsene Basis, die einige der Fellows während ihres Jahres zu einer Gemeinschaft werden lässt und der sich im Übrigen niemanden verpflichtet fühlen muss. Diese mittlerweile von Generationen bezeugte Erfahrung belegt ein Gelingen, dessen Hausheiliger Joachim heißt. Von hier aus sind neue Projekte entstanden, wurden maßgebliche Orientierungen gesetzt, in Fragen der Gesellschaft, der Politik und der Wissenschaft.

Wer sich dem Gespräch als einer Form des Wissens und des sozialen Zusammenhalts anvertraut, der weiß, dass der lebendige Geist eine flüchtige Größe darstellt. Bannen und fixieren lässt er sich nicht. Es bedarf der Personen, der Gelegenheiten, der richtigen Augenblicke und der wiederkehrenden Anläufe, um ihm zu Präsenz und Wirksamkeit zu verhelfen. Es bedarf des Wissenschaftskollegs und jener, die wie Joachim Nettelbeck in Erinnerung bleiben werden, weil sie Katalysatoren, d. h. Ermöglicher gewesen sind. Er war so vielen der und das Wichtigste – nämlich: immer ein Anderer.

Gottfried Boehm ist Professor am Kunsthistorischen Seminar der Universität Basel und Gründungsdirektor des Nationalen Forschungsschwerpunkts (NFS) EIKONES „Bildkritik. Macht und Bedeutung der Bilder". Fellow des Wissenschaftskollegs 2001/02.

INSTITUTES FOR ADVANCED STUDIES: HOTBEDS OF IDEAS WITH A CRUCIAL BEARING ON EUROPE

DAN BRÄNDSTRÖM

European research has long suffered from a dearth of groundbreaking ideas. Too few talented young people choose to enter research. This has made stagnation tendencies increasingly clear, especially in areas like the humanities and social sciences. For a long time, we have therefore sought new ways of ensuring that those with a talent for research actually go in for it, and of supporting them so that their contributions are of outstanding quality. But this support has focused too *one-sidedly* on extending basic education at our European universities and research at the state research councils.

Here, I briefly present a very important initiative – Collegium Budapest – from its dawn after the fall of the Berlin Wall to the dusky obscurity that now surrounds this institution. For me personally, this initiative has involved collaborating closely with Joachim Nettelbeck, the subject of this anthology.

At my very first board meeting in Riksbankens Jubileumsfond (RJ)[1] as its newly appointed Chief Executive, on 26 March 1992, besides the Annual Report for 1991, the agenda included an item that had been very thoroughly prepared by my predecessor Nils-Eric Svensson. It was about a five-year grant to establish an Institute for Advanced Study (IAS) to be known as Collegium Budapest. This was to be the first IAS-type research centre in the post-communist region. My predecessor gave both the Board and myself singularly convincing arguments why this initiative was important and why RJ, as a major European foundation, should assume responsibility for assisting integration of the nations formerly behind the Iron Curtain with the member states of what was then the European Economic Community.

1 (*Translator's note:* Formerly known internationally as the Bank of Sweden Tercentenary Fund.) I would like to give warm thanks to my successor as Chief Executive of R. J. Göran Blomqvist, who has read this essay and made numerous valuable comments that have helped to improve its contents.

Nils-Eric Svensson argued with great force for the need to establish an IAS in particular, along the lines of the Institute for Advanced Study in Berlin (Wissenschaftskolleg zu Berlin). This kind of institute would, he asserted, contribute better than any other project to faster potential development of philosophical subject areas in Central and Eastern Europe, centred on Budapest. A centre of this kind could foster the arts and sciences by inviting to Budapest researchers of international repute from all over the world and bringing them into contact with the best academics in Central and Eastern Europe. It would also be a superb opportunity for younger researchers from Hungary and surrounding countries, offering them a chance to pursue their chosen research assignments in an international and intellectually stimulating environment.

Nils-Eric knew what he was talking about. In the early 1980s, he had been one of the initiators of the Swedish Collegium for Advanced Study in the Social Sciences (SCASSS). This had become a key link in the group of successful institutions that had, by the '90s, already developed to include many of the philosophical subject areas as well, and accordingly changed its name to the Swedish Collegium for Advanced Study (SCAS). Other key initiators were Hans Landberg and my own teacher of Political Science at Umeå University, Pär-Erik Back.

So it was with these challenging words at the back of my mind that I attended the grand opening of Collegium Budapest on 16 June 1993 and took up my seat on its Board. On that occasion I met, for the first time, the true initiators of the Berlin IAS (the Wissenschaftskolleg): Wolf Lepenies, who was the Collegium Chair, and Secretary Joachim Nettelbeck.

Throughout my 19 years in Collegium Budapest since 1993, I have had the privilege of working with Joachim Nettelbeck. In the early years, I had no idea that working with him was to play such a decisive part in my further European and global commitments, both during my stint as RJ's Chief Executive and subsequently. This is clearly discernible from the annual reports in which I have now browsed once more for this essay. The Collegium's collaboration with research environments in Europe and beyond has steadily expanded over time. With other Institutes of Advanced Study, too, it now collaborates on a greatly increased scale. I can also trace, underlying many of these initiatives, influences from discussions with Joachim Nettelbeck.

Financial support for Collegium Budapest from European funders, states and foundations was also, of course, needed in the initial start-up phase – for the first five years at least. When this ended, other funding was to be provided, according to the early plans,

from Hungary in particular but also, perhaps, from the EU. Ahead of the new five-year period, an evaluation was therefore carried out by Ralf (Lord) Dahrendorf, who found that Collegium Budapest was one of Europe's few convincing success stories. Despite these influential words, however, neither Hungary nor the EU considered itself able to assume full or even substantially increased responsibility for funding.

Before a new funding period, if any, was decided upon, the Board of RJ, under the leadership of its Chair, Inge Jonsson, visited Collegium Budapest on 1–3 September 1995. Lord Dahrendorf's report on Collegium Budapest served as documentation for the discussions with its Rector, Lajos Vékás; János Kornai, Helga Nowotny and Eörs Szathmáry, the associated researchers; and Fred Girod, the secretary. The Board's visit was highly successful and significant for RJ's attitude towards Collegium Budapest for many years to come. Thus, our financial support continued for the five-year period 1996–2001 and also for the years from 2002/03 to 2007/08.

The Hungarian general elections in spring 2002 brought a change of government that facilitated the Collegium's financial situation. Overall, this helped to enable the external funders to adopt and sign the "Joint Declaration III" for the new grant period. Charles Kleiber, the Swiss State Secretary, took over as Chair of the Collegium and I myself became one of the two Vice Chairs. For a couple of years after that, the Collegium developed quite well and became the institution in Hungary that, for example, attracted the most research funds from the EU in 2004.

In the years 1996–2006, the Collegium's collaboration with the Wissenschaftskolleg and also with the Volkswagen Foundation underwent very striking development and intensification. In 1999, Joachim Nettelbeck and I embarked on discussions about closer research collaboration between Germany and Sweden through our respective Institutes for Advanced Study, the Wissenschaftskolleg and SCAS. These discussions culminated in a bilateral agreement that was signed at a ceremony at the Swedish Embassy in Berlin on 27 June 2001. The project covered by this agreement, "AGORA European Network: The Role of Arts and Sciences in the Completion of Europe" (AGORA Europäische Netzwerke: Die Vollendung Europas – Die Rolle von Wissenschaft und Kultur), involved bilateral cooperation and researcher exchange between our two countries.

The first area of cooperation was an exchange of researchers: RJ set up a Swedish guest professorship in Dag Hammarskjöld's name in the Department of Northern European Studies at the Humboldt University of Berlin. The Volkswagen Foundation

correspondingly instituted a German guest professorship in the name of Ernst Cassirer at SCAS in Uppsala.

The second area of cooperation was support for projects connected to IAS in Europe and corresponding development projects outside Europe. Examples are the funding granted to Diana Mishkova at the Centre for Advanced Study Sofia, Bulgaria for her project "We the People: Visions of National Peculiarity and Political Modernities in the Europe of Small Nations", and to Mamadou Diawara for his project Point Sud: Muscler le savoir local in Bamako, Mali. Under the cooperation agreement, RJ also received a seat on and vote in the Wissenschaftskolleg's Board of Trustees in Berlin and this has, of course, contributed to the increasingly close cooperation between us.

A new development phase for Collegium Budapest was implemented in 2000 when the "Raoul Wallenberg Guesthouse of Collegium Budapest", funded jointly by the Wallenberg Foundations and another cornerstone of the Collegium, the Landis & Gyr Foundation, was completed in October of that year. The Guesthouse was opened in time to serve its purpose in the autumn term. On that occasion Stig Strömholm, RJ's Chair, gave a well-received talk in the library at the Collegium, entitled "Professional Competence, Scholarship and Culture: A Dilemma for the Mass University".

The more ceremonious inauguration, to which the Board members were invited, took place on 7 May in the inner courtyard of the building. It began with an address by the Rector of the Collegium, Gábor Klaniczay. This was followed by a number of brief talks by Staffan Carlsson, Sweden's Ambassador to Hungary; Jacob Wallenberg, Vice Chair of the Knut and Alice Wallenberg Foundation; Nina Lagergren, Raoul Wallenberg's sister; and János Kornai, a permanent researcher at Collegium Budapest. Wolf Lepenies, Rector at the Wissenschaftskolleg in Berlin, introduced Princess Christina, Mrs Magnuson, the sister of H. M. the King of Sweden, and she performed the solemn inauguration by presenting a beautifully designed wall plaque bearing the donors' names. The ceremony closed with a speech by the Collegium Chair, former French Minister of Industry Roger Fauroux.

One of the three commemorative seminars during the year in Raoul Wallenberg's name, funded by RJ, was held in connection with the inauguration. This two-day seminar was about "Human Rights" and one of the keynote speakers was Daniel Tarschys, the current chair of RJ.

The previous (first) seminar, held on 8–10 February 2001, had dealt with issues concerning "Medieval Canonization Trials. Legal and Religious Aspects". This seminar was

planned by Bengt Ankarloo of Lund University, a member of RJ's Board, in cooperation with the Rector of the Collegium, Gábor Klaniczay.

The third and last Raoul Wallenberg seminar, held on 9–12 May, was a Swedish-Hungarian workshop in theoretical biology. This had been planned jointly by Eörs Szathmáry and Hans Liljenström of AGORA for Biosystems at the Royal Swedish Academy of Sciences. The reason why I mention these commemorative seminars is that this year is the centenary of Raoul Wallenberg's birth on 4 August 1912.

Now comes a small digression to include an entirely different influence from Joachim Nettelbeck. This influence concerns the history of how the European Research Council came into being. This took up much of my time in the years 2001–2003 in particular.

The 21st century began with a new European research agenda. The new European Research Commissioner, Philippe Busquin, succeeded in getting the heads of state and prime ministers of the EU to discuss an R&D strategy for Europe for the first time in the Union's history. It was in Lisbon, in March 2000, that the heads of state and government expressed their ambition that the EU, by 2010, should become the world's most competitive and dynamic knowledge-based economy. The creation of a European Research Area (ERA) was said to be a key means of fulfilling the Lisbon Strategy. In the following year, at a meeting in Barcelona, an objective for R&D activities was formulated. All the member states undertook to reach the same target for R&D spending: 3 % of GDP, of which at least 1 % was to consist of public funds.

That year, 2000, also turned out to be an important one in my relationship with what later came to be known as the European Research Council (ERC). In this work, too, Joachim Nettelbeck was a vital source of inspiration and host for many vital meetings while the ERC was being formed. Both the Wissenschaftskolleg and other European Institutes of Advanced Study came to play key roles in this process.

Another example of measures to promote free basic research where the Institutes played a key part may be found in Sweden. RJ decided to embark on cooperation with SCAS in Uppsala in the cutting-edge Pro Futura research programme. Pro Futura is a dynamic postdoctoral programme, still in progress, that is being implemented with other IAS in our global environment. The postdoctoral students in the first generation are almost all successful professors today.

During 2002, Collegium Budapest celebrated its tenth anniversary with an important seminar entitled "Breeding Zones for New Ideas within the European Research Area: the

Example of the Institutes for Advanced Study". Many of those who attended this seminar placed their hope in the capacity of a European research council, by making relatively modest infrastructural investments in existing IAS, to give a favourable boost to work in new directions and to new ideas in European basic research.

During Sweden's Presidency of the EU in the first half of 2001, we therefore took as our starting point the process decided upon in Lisbon a year before. RJ and the state research councils held a conference in Uppsala at the end of February 2001 under the heading "Europe with a Human Face", with Wolf Lepenies as one of the keynote speakers. Although this conference was honoured with Sweden's EU Presidency emblem, our politicians evidently did not believe in success for our ideas. This was what, in some of us attendees, sparked our decision to establish a think tank and a lobby forum for a new European research policy, with or without the support of the Swedish Government. With myself as Chair, we started a small group known as the Committee on a New European Research Policy (CNERP). Our self-imposed assignment was to discuss the purpose and functions of a European research council and how we could mould opinion in favour of this cause.

In November 2001, a meeting was held with Swedish stakeholders. In April 2002 there was a larger, international one attended by a wide range of European interested parties to discuss the idea of creating a European research council. There was strong, broad support for the idea in the Swedish research community, and all the important research-funding organisations joined forces to give it their backing.

In Sweden, work was conducted in close cooperation with Mogens Flensted at the Danish Research Agency (*Forskningsstyrelsen*),[2] which then arranged a European conference on the theme of "Do we need a European Research Council?" in Copenhagen on 7–8 October 2002. In conjunction with the EU Council of Ministers' meeting of 26 November, the Danish Minister for Science, Technology and Development, Helge Sander, offered to convene an expert group to explore options for creating the ERA.

The Danish Minister for Education and Research invited me to be the principal secretary, in charge of the secretariat for a think tank he had appointed. I was even allowed to take part in the process and have views on the election of the Chair and members of the

2 (*Translator's note.* This no longer exists: it was superseded in 2006 by the present-day Danish Agency for Science, Technology and Innovation.)

group. Federico Mayor, Spain's former education minister and UNESCO director, became the Chair and the think tank therefore came to be known as the "Mayor Group".

The Mayor Group held four meetings in the course of a year, in Paris, Copenhagen, Madrid and Dublin. Initially, the work was carried out against great opposition on the part of the European Commission; but quite suddenly, during the Copenhagen meeting, there was a complete turnabout in attitudes. After that the work proceeded more smoothly. We submitted a unanimous proposal to Helge Sander, the Danish minister, just before Christmas 2003 and he immediately passed it on to the Commission. Busquin's reply came just a month later, in January 2004. Now, for the first time, it was declared officially that the Commission had decided to launch a European Research Council, administratively distinct from the Framework Programme structure as an Executive Agency, in 2007.

The Commission's final proposal came on 18 April 2005, during Luxembourg's six-month Presidency. The proposal in the seven-year budget represented a budgetary duplication. The budget proposal contained everything from support for free basic research through a European Research Council to a stronger research profile for the Framework Programme and better coordination of national inputs.

Thereafter, further work focused on securing the ERC's allocation of a substantial proportion of funds to support the humanities and social sciences (HSS), and on ensuring that good candidates were identified for the first Board of the Council. In this respect too, a meeting at the Berlin IAS in April 2006 played a key part. We had arranged to see Guido Martinotti, who belonged to Lord Patten's Identification Committee. Of the 22 academic members of the ERC Board, five are from HSS subject areas. On 18 October 2007, the first meeting with the Board of the European Research Council was held. Thus we, who had been engaged in moving this project forward, had reached an initial, important milestone on the way to a European research policy and one that also included support for academic basic research in HSS.

The ERC, recently celebrating its fifth anniversary in Brussels, and the European Commission praised each other's contributions. This inspired in me a few spontaneous, friendly thoughts both about those who belonged to the Mayor Group and about Joachim Nettelbeck's indefatigable desire to influence opinion in favour of a new European research policy that also recognises the value of the efficiency found in the Institutes for Advanced Study.

At the end of the third funding period for Collegium Budapest, a severe economic crisis again occurred, owing to the ever more vacillating support from the Hungarian Government. The Governments of both Switzerland and Hungary were working to find the requisite resources within the framework of the various EU support programmes. Unfortunately, they were unable to agree on the decisions needed to keep promises made. In the end, this meant that both the Board Chair and the Collegium Rector resigned, with immediate effect, at a Board meeting in January 2008. The previous Rector, Gábor Klaniczay, obligingly donned the mantle of leader once again. This meant that I, as one of the two Vice Chairs, immediately had to step in and attempt to navigate the Collegium through this extremely grave situation.

Once more, Joachim Nettelbeck played a most constructive role. After 2007/08 the external funders, including RJ, insisted that a Hungarian solution to the financial problems that had arisen was now called for. All the external funders stated their wish to bring about arrangements capable of contributing to an acceptable exit strategy.

Highly intensive efforts were made in the 2008/09 budget year with the help of Gábor Klaniczay and János Kornai, in cooperation with Joachim Nettelbeck. A new Rector, Andrew Sors, was appointed and installed in 2009. A reduced budget required a cut in the number of Fellows invited, at least for six-month and one-year periods. When the basic funding declined, the project funding had to rise. The Government's support faltered once more, and the constant threats of reduced contributions in kind, in the form of office premises, made the Collegium's situation increasingly unmanageable. Proposals on collaboration with the Hungarian universities were obstructed.

Finally, the steadfast supporters of the Collegium – Joachim Nettelbeck, Göran Blomqvist (my successor as Chief Executive at RJ), Regula Koch, the Landis & Gyr Foundation, Jürgen Regge, the Fritz Thyssen Foundation, Wilhelm Krull, the Volkswagen Foundation, and colleagues John Shattuck and Liviu Matei, respectively President and Rector (JS) and Senior Vice President and Chief Operating Officer (LM) of the Central European University (CEU) – saw that the only way of continuing the work in Hungary would be for the Collegium to become a university-based IAS, as some other institutes in Europe have done. Thanks to the splendid inputs from Joachim Nettelbeck and Liviu Matei, negotiations yielded this solution, which was presented at the Collegium meeting in March 2011 and received final confirmation at the last Collegium meeting on 30 June 2011.

There was no 20th-anniversary celebration at Collegium Budapest, since circumstances dictated a different solution for its further operation. The European funders were unable to find any acceptable long-term solution in cooperation with the Hungarian Academy of Sciences and the Hungarian Government. Only a merger with the Central European University (CEU) could safeguard continued operation in the Collegium's own premises.

My 70th birthday could have been celebrated in a more agreeable way than helping to wield the Chair's gavel to bang the last nail in the Collegium's coffin, in the beautiful premises in the old town hall at No. 2 Szentháromság, on the Buda hill. For both the founder Joachim Nettelbeck and myself, this day is not among those to be remembered, other than in great gloom about what can come to pass in the Europe of our day.

With Joachim Nettelbeck, I have experienced both friendship and the joy of being his colleague. Ours has been the kind of cooperation that finds no obstacle in either national borders or thoughts of prestige. Joachim is a never-failing source of support but, even more, a groundbreaker and giver of inspiration.

Dan Brändström war Geschäftsführer des Stiftelsen Riksbankens Jubileumsfond, Stockholm von 1993 bis 2006; als Beauftragter des Jubiläumsfonds war er förderndes Mitglied im Stiftungsrat der Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter von 2005 bis 2010.

STARTBAHNGESPRÄCHE
HORST BREDEKAMP

Um sieben Uhr morgens in einem Flugzeug zu sitzen, das auf die Startbahn gerollt ist, dort aber auf unbestimmte Zeit zum Stillstand kommt, ist nicht eben angenehm. Wer zu diesem Zeitpunkt im Flieger sitzt, muss um 4:30 Uhr die Nacht beendet haben, weil zum Aufstehen das Auschecken im Hotel, die Fahrt zum Flughafen, das dortige Einchecken und das Passieren der Sicherheitskontrollen dazukommen.

Als alle Insassen des Flugzeuges das Anrollen erwarteten, wurden die Maschinen wieder heruntergefahren, weil die Startzeit auf einen unbestimmten Punkt verschoben worden war. Ein lähmendes, aus Übermüdung, Ärger, aber auch ein von Befürchtung genährtes Schweigen legte sich über den Passagierraum. Zwei Personen aber begannen sich auszutauschen. Joachim Nettelbeck und ich selbst hatten diese frühe Maschine gewählt, weil sie uns direkt nach Berlin bringen konnte. Es war Ende der Neunziger Jahre, als wir von einer der Auswahlsitzungen des New Europe College (NEC) in Bukarest zurückflogen.

Die ersten Jahre des NEC gehören zu den eindrucksvollsten Erinnerungen aller Unternehmungen des Wissenschaftskollegs, an denen ich teilnehmen konnte. In den ersten Jahren beeindruckten die relativ betagten Intellektuellen, die unter Ceauşescu mit Hilfe einer inneren Emigration in die Altphilologie und die antike Philosophie hatten geistig überleben können; dann dominierten junge, international zumeist in Frankreich und den USA geschulte Forscher, die über die französische Philosophie Martin Heidegger als einen oppositionellen Kopf für sich entdeckt hatten. Schließlich schliffen sich diese Konturen ab, allerdings auf einem beeindruckend hohen Niveau.

Es war fast zwangsläufig, dass Nettelbeck und ich diese Fragen zu erörtern begannen, als die Triebwerkmaschinen des Flugzeuges erstarben. Ich beschäftigte mich zu diesem Zeitpunkt mit der Unterdrückung von Walter Benjamins Wertschätzung von Carl Schmitt seitens der führenden Vertreter der Kritischen Theorie. Die Unterschlagung von Benjamins Brief, mit dem er sein Trauerspielbuch an Schmitt geschickt hatte, schien mir

ein symptomatisches Zeichen für die Bereinigung der höchst widersprüchlichen Bezüge und Kontakte in der Weimarer Republik durch die Kultur des Kalten Krieges. Etwas von diesem hochkomplexen Gespinst schien sich in der Bindung der rumänischen jungen Intellektuellen an Heidegger zu wiederholen; so zumindest schien es mir. Nettelbeck konnte in allen Punkten eigene Überlegungen aus seiner stupenden Kenntnis heraus beisteuern.

Er wechselte zur Erfahrung einer Außenwelt, die dem Fortschritt des NEC nicht standhalten konnte. Diese zeigte sich nicht so sehr in den unverändert schlechten Straßen, selbst von Bukarest, als vielmehr einem politischen Klima, in dem Einrichtungen wie das NEC weniger als Anreiz denn als eine andauernde Bedrohung erachtet wurden. Obwohl der Leiter des NEC, Andrei Pleşu, Kultus- wie auch Außenminister gewesen war, gelang es ihm zu keinem Zeitpunkt, die Existenz dieser Institution als ein nationales Anliegen zu verdeutlichen. Dass „westliches" Stiftungsgeld in seine Gründung und Unterhaltung geflossen war, bot einen bequemen Grund einer skeptischen Distanzierung seitens der rumänischen Regierungen. Die Crux des Postkommunismus, dass die Parteien niemals zwischen Staat und sich selbst zu trennen verstanden, so dass es so gut wie keine Initiativen gab, die etwaige Regierungswechsel überstanden, führte dazu, dass eine Einrichtung wie das NEC selbst bei sympathetischer Betrachtung als ein *Alien* angesehen wurde, der auf von außen kommende Mittel angewiesen bleiben sollte.

Wir erörterten dann das Grundproblem des in den osteuropäischen Staaten spürbar fehlenden Vertrauens in die Neutralisierungsleistungen des Staates. Ich hatte mich zu diesem Zeitpunkt seit Jahren mit Staatstheorien und hier vor allem mit Thomas Hobbes' *Leviathan* beschäftigt, weil ich an der Humboldt-Universität die Phase des Interregnums und dann den Übergang zu einer Neukonstitution erlebt hatte. Die Humboldt-Universität hatte sich mir wie ein staatlicher Mikrokosmos dargestellt, der sich aus einer Art unerklärtem Naturzustand in einen Stand der Staatlichkeit herausgezogen hatte.

Mir schien nicht überraschend, dass Nettelbeck alles kannte, was ich mir über Jahre erschlossen hatte. Er ist ein so unvergleichlicher Institutionenbauer, weil er ein nicht minder glänzender Kenner der Theorien ist. Ich erinnere mich, dass ich bereits am Abend des Tages, als ich mir ein paar der Gedanken aufschreiben wollte, darüber ärgerte, dass kein Tonband mitgelaufen war.

Am besagten Frühmorgen richtete sich aus dem Fenstersitz der vor uns befindlichen Reihe jedoch urplötzlich eine Frau auf, um aus der verquälten Haltung des Sich-Zurückwendens die Bitte an uns zu richten, zu schweigen; es sei unerträglich, worüber wir zu

welchem Zeitpunkt in einer derartigen Vehemenz diskutierten. Wir waren uns keines Vergehens bewusst, weil wir nicht telefoniert, sondern miteinander in gemäßigter Lautstärke diskutiert hatten, und daher bedeutete ich der Person scherzhaft, dass sie in einen Genuss gekommen sei, für den entweder 500 Personen teure Eintrittskarten oder einzelne Personen wie sie 500 DM bezahlt hätten. Aber wir könnten gern auch schweigen.

Auf den missbilligenden Blick von Nettelbeck hin fiel mir ein, dass ich neue Ohrenstöpsel für diese Reise gekauft hatte, die noch unbenutzt waren. Ich klaubte aus dem Fach meinen Kulturbeutel, und Nettelbeck und ich überreichten ihr feierlich die beiden Lärmschutzmittel. Das Wunder geschah, dass sie diese akzeptierte. Kaum waren sie im Ohr, begannen die Triebwerke ihr Dröhnen, und nach wenigen Minuten hoben wir ab. Unser Gespräch erstummte, und auch wir schliefen wie der Rest der Insassen.

An diesem Sonntagmorgen kam Nettelbecks unersättliche *Curiositas* und die Bereitschaft, zu jeder auch noch so ungewöhnlichen und in jeder scheinbar noch so banalen Situation bis zur Schmerzgrenze der Umwelt präsent zu sein, wie etwa auf dem Flugfeld eines osteuropäischen Flughafens, zum Vorschein. Es war eine Sternstunde, unvergesslich.

Horst Bredekamp ist Professor für Kunstgeschichte an der Humboldt-Universität. Er war Fellow am Wissenschaftskolleg 1991/92, Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats 1997–2003 und Permanent Fellow 2003–2012.

DAS FORSCHUNGSPROJEKT NEURONALE KONTROLLE VON BEWEGUNGEN AM WISSENSCHAFTSKOLLEG

ANSGAR BÜSCHGES

Der Weg in dieses Buch ergab sich für mich aus meinem Arbeitsgebiet und der damit verbundenen Chance, vor etwa einem Jahrzehnt am Wissenschaftskolleg zu Berlin mit Kollegen, zunächst für ein Jahr und dann wiederholt bei ein- bis zweiwöchigen Treffen in den folgenden Jahren arbeiten zu können. Viele der in meiner Arbeitsgruppe und den Arbeitsgruppen meiner Kollegen bearbeiteten Themen profitieren noch heute von der initialen und den wiederkehrenden Zeitspannen der intensiven Kooperation. Dafür verantwortlich ist das Format der Arbeitssituation, die das Wissenschaftskolleg zu Berlin seinen Gastwissenschaftlern offeriert – die Möglichkeit, auf einem eigenen Arbeitsgebiet, ungestört vom täglichen Betrieb der oftmals verwaltungs- und lehrintensiven Heimatinstitutionen, zu arbeiten und gleichzeitig den Blick über den Tellerrand zu wagen.

Eine Aufgabe, die sich das Wissenschaftskolleg zu Berlin gestellt hat, ist, die fachliche oder interdisziplinäre Kooperation zwischen WissenschaftlerInnen zu ermöglichen und optimal zu begleiten. Es ist keine leichte Aufgabe, unterschiedliche Persönlichkeiten, die die Vielfalt von Fächern vertreten, erfolgreich unter dem Dach des Wissenschaftskollegs zusammenzuführen. Neben den organisatorischen und prozeduralen Leistungen der Institution bedarf es sensiblen, professionellen und personenbezogenen Einfühlungsvermögens in die spezifischen Arbeitsstile der Fachwissenschaften. Das Wissenschaftskolleg besitzt diese Tugenden in hervorragender Weise. Mein nun über zehn Jahre lang bestehender Kontakt zu dieser einzigartigen Institution in Deutschland hat mir zum einen gezeigt, dass die dazu notwendige Gesamtleistung von allen beteiligten Mitarbeitern regelrecht erschaffen wird, zum anderen, dass Entwicklung und Implementierung wesentlicher Grundlagen und Mechanismen zur Schaffung dieser Arbeitsmöglichkeiten ursächlich auf das Wirken von Herrn Nettelbeck zurückgehen.

Der Ausgangspunkt

Beobachtet man die Bewegungen von Tieren, besonders die „einfachen“, also diejenigen zum Beispiel, die Tiere zur Fortbewegung ausüben, so erscheint uns deren Erzeugung nachgerade automatisch. Will man jedoch die Entstehung von Bewegungen wirklich verstehen, so muss man sich mit einer Vielzahl von biologischen Prozessen befassen, die, wenn man sich einmal auf die Hauptakteure in diesem „Spiel“ fokussiert, sich aus Beiträgen des Nervensystems, der Muskulatur und des Skelettapparates von Tieren zusammensetzen. Ende des 20. Jahrhunderts, also vor etwas mehr als zehn Jahren, war durch langjährige Studien an einzelnen Tieren, die in großer Breite in den 60er-Jahren mit den damals entwickelten neuen Methoden in der Neurophysiologie begonnen hatten, viel Detailwissen zusammengetragen worden über die neuronalen Grundlagen von Bewegungen für die Fortbewegung von Tieren und Menschen. Dies gilt für die Fortbewegung zu Lande, zu Wasser und in der Luft (siehe zur Übersicht Orlovsky et al. 1999). So wusste man zum Beispiel um die Existenz und die genaue Lage von neuronalen Netzwerken im Zentralnervensystem der Organismen, welche wesentliche Aspekte der rhythmischen Aktivität in den motorischen Neuronen der Muskulatur für das Laufen erzeugten. Dieses Wissen war in manchen Teilen so detailliert, dass einzelne Netzwerke aus Nervenzellen von Tieren mit ihren „Identitäten“ und individuellen Rollen bekannt waren (siehe z. B. Grillner 1981; 1998; Rossignol 1996). Bekannt war weiterhin, dass verschiedene Rückmeldungen von Sinnesorganen in den Beinen über aktuelle Bewegungen der Segmente oder auftretende Kräfte von Muskeln an die im Zentralnervensystem lokalisierten Netzwerke von wichtiger Bedeutung für die Erzeugung eines funktionellen Laufmusters sind (siehe z. B. Bässler 1993; Bässler und Büschges 1998; Graham 1995; Grillner und Wallen 2002; Pearson 1993; Sinkjaer et al. 2001). Schlussendlich rückten in dieser Zeit die komplexen Eigenschaften des Muskelskelettapparates immer mehr in den Vordergrund – Muskeln sind nämlich alles andere als einfache Motoren für Bewegungen, sondern haben spezifische Eigenschaften, welche die Aktivität der sie antreibenden Signale aus dem Nervensystem in spezifischer Form, aber eben nicht passiv oder nur linear, in Kräfte übertragen (siehe z. B. Ahn und Full 1995; Blickhan et al. 2003; Brezina et al. 2000; Anderson und Pandy 2001).

Besonders für die Mechanismen der Kontrolle des Laufens von Tieren bestand zu dieser Zeit der nachgerade zwingende Bedarf an einer umfassenden Überprüfung des Erklärungswertes des vorliegenden Wissens für die Erzeugung von Laufbewegungen

der Beine. Theoretische neuromechanische Modelle von hinreichender Detailgenauigkeit wurden benötigt – das entsprechende Arbeitsgebiet ist heute ein Teil des weiten Feldes der Computational Neuroscience. Von solchen Modellbildungen kann nicht nur Verifikation oder Falsifikation der bestehenden Annahmen zur Funktion des Nervensystems bei der Erzeugung von Bewegungen erwartet werden, sondern auch eine folgende ständige Interaktion zwischen Experiment und Modell. Aus den Modellen ergeben sich auch Fragen, die wiederum durch Experimente beantwortet werden können, und so ergibt sich im günstigsten Fall ein stetiges „Geben" und „Nehmen" zwischen Theoretiker und Experimentator, was zu einem effektiven Wissensfortschritt führt. Für die Fortbewegungsform Schwimmen hatte sich durch die Arbeiten von Sten Grillner, Anders Lansner und Kollegen diese Art des konzeptionellen Ansatzes etwa zehn Jahre früher, beitragend zur Einbeziehung der Forschungsrichtung Computational Neuroscience in den Bereich der Bewegungskontrolle, als wesentliche Basis für erfolgreiche kausalanalytisch orientierte Forschung herausgestellt (siehe z. B. Ekeberg et al. 1995).

Die Gruppe „Neural Control of Locomotion" und die neuromechanische Simulation von Beinbewegungen im akademischen Jahr 2001/02

Zusammen mit Keir G. Pearson (University of Alberta), Volker Dürr (Universität Bielefeld), Sten Grillner (Karolinska Institute Stockholm) und Örjan Ekeberg (KTH Stockholm) bildeten wir im akademischen Jahr 2001/02 eine Forschergruppe am Wissenschaftskolleg zu Berlin, die sich zum Ziel gesteckt hatte, basierend auf den neurobiologischen Daten zum Laufen Modelle zu bilden, die in der Lage sein sollten, den Erklärungswert der erhobenen Daten zu testen. Es zeigte sich schnell, dass neben der Formalisierung der erhobenen Ergebnisse erhebliche Literaturstudien notwendig waren, um explizite Interaktionen zwischen den zu modellierenden Ebenen der Nervensystemfunktion bis hin zum Skelettapparat zu formen. Dies war nur möglich, weil unsere Gruppe weitere internationale Wissenschaftler entlang der aktuell auftretenden Fragen im Projekt zum intensiven Austausch zu kurzen und längeren Besuchen nach Berlin an das Wissenschaftskolleg einladen konnten (z. B. Felix Zajac, Bob Full, Holk Cruse, Uwe Proske, Ralph R. DiCaprio). Allein die vielfältigen Gespräche zur Planung des Projektablaufs mit Herrn Nettelbeck und den Mitarbeitern machten dies möglich. Am Ende des akademischen Jahres waren wir weit entfernt davon, das Laufen der Katze mit vier Beinen und das Laufen der Stabheuschrecke mit sechs Beinen umfassend zu modellieren. Allerdings

konnten wir erstmals für die Hinterbeine der Katze und die einzelnen Beine der Stabheuschrecke dreidimensionale neuromechanische Modelle vorstellen, die uns zeigten, dass das damals vorliegende Wissen um die neuronalen Grundlagen der Schreitbewegungen hinreichend war, die Erzeugung von Schreitbewegungen der Beine von Katzen und Insekten zu erklären (siehe hierzu Ekeberg et al. 2004 und Ekeberg und Pearson 2005; Pearson et al. 2006). Dieser Erfolg war alles andere als trivial, weil die entwickelten Modelle tatsächlich Beinbewegungen von animierten Tieren „im Rechner" erzeugen konnten, die auf tatsächlichen Muskelkräften unter Einwirkung der Schwerkraft beruhten.

Was in dem obigen Text sicher zu kurz gekommen ist, ist die Beschreibung des Blickes über den Tellerrand während meiner Zeit am Kolleg – durch den Kontakt zu Wissenschaftlern anderer Provenienz, der den Blick auf die eigene Tätigkeit und das Leben befruchtete.

Weiterführende Kooperationen in der Gruppe am Wissenschaftskolleg zu Berlin

Nach Verlassen des Kollegs „hielt" die intensive Kooperation der Teilnehmer der Gruppe, denn den Teilnehmern war klar geworden, dass man das Feld der neuronalen Kontrolle von Laufbewegungen nur dann optimal weiter entwickeln kann, wenn man sich, also Theoretiker und Experimentatoren, in regelmäßigen Abständen trifft, um die aktuellen Fragen, und dies sind insbesondere Detailprobleme, mit der notwendigen Zeit und Freiheit zu besprechen. Es war die positive Reaktion von Herrn Nettelbeck, die uns den Weg eröffnete, dies für die folgenden Jahre immer wieder am Wissenschaftskolleg zu Berlin zu tun, unter Einbeziehung von Kollegen aus für unsere aktuellen Arbeiten relevanten angrenzenden Forschungsgebieten. Hilfe und Beratung bei der Eingrenzung der Auswahl der potenziellen Geldgeber für diese Workshops, d. h. Institutionen, bei denen wir Anträge auf finanzielle Unterstützung stellen konnten, fanden wir immer wieder bei Herrn Nettelbeck. Im Laufe der Zeit wurde das Thema der Gruppe, basierend auf den aktuellen theoretischen oder experimentellen Arbeiten an den Heimatinstitutionen, weiterentwickelt (siehe hierzu die Homepages der Teilnehmer bzw. unsere Publikationen gelistet in *PubMed* oder dem Web of Science), von der Einzelbeinkontrolle für einfaches Vorwärtsschreiten hin zur Erzeugung adaptiver Fortbewegungsmuster, u. a. Beinbewegungen für unterschiedliche Fortbewegungsrichtungen und weitere Aufgaben (siehe als Übersicht Büschges et al. 2008; Büschges et al. 2001; Büschges 2012). Im Jahr 2012 treffen sich nun zum wiederholten Mal internationale Wissenschaftler mit der ehemaligen

Gruppe aus dem Jahr 2001/02, diesmal zu einem internationalen Workshop unter dem Thema „Neural Basis of Coordinated (Loco-)Motion“, der von mir zusammen mit Silvia Gruhn und Carmen Wellmann (beide Universität zu Köln) koordiniert wird. Es wird dabei um die neuronalen Grundlagen der Koordination der Bewegung einer Vielzahl von Extremitäten gehen. Es ist dem fortwährenden Interesse, der Offenheit und aktiven Unterstützung von Joachim Nettelbeck und den Mitarbeitern des Wissenschaftskollegs zu Berlin zu verdanken, dass diese einzigartige, wissenschaftlich erfolgreiche Kooperation nun schon über lange Jahre hinweg Bestand hat. Eine vergleichbare Plattform stellt keine existierende Förderungsorganisation in Deutschland zur Verfügung. „Mediation von Wissenschaft“ mag vielleicht am besten für unsere Gruppe die Tätigkeit von Joachim Nettelbeck beschreiben.

Ansgar Büschges ist Professor für Tierphysiologie an der Universität zu Köln. Er war Fellow des Wissenschaftskollegs 2001/02.

WHY NOT JUST ONE MORE RULE?

LORRAINE DASTON

I was once party to an informal discussion among staff members at the Wissenschaftskolleg zu Berlin. The staff is justly celebrated for its courtesy, kindness, and urbanity, but a misunderstanding with one of the Fellows of that year's cohort had clearly strained the bounds of even their seraphic patience. After much discussion of the details of the case and how to set matters right, someone sighed and said: "I suppose we'll have to make a rule in order to avoid such incidents in the future." Joachim Nettelbeck, who until this point had presided calmly over the sometimes heated discussion, suddenly became vehement: "That is exactly what we will NOT do. Rules will not solve such problems."

This otherwise minor episode has lingered long in memory because to me it epitomized Joachim's distinctive style of scholarly administration. I knew him to be no antinomian or anarchist: he valued the stability, predictability, and fairness that rules can insure and the smooth functioning that well-rehearsed procedures can guarantee. Successful institutions cannot do without rules and procedures, and the Wissenschaftskolleg had long flourished in part because it ran on the well-oiled tracks set down by its administration. So why not add one more rule?

To add another rule in order to nip future such problems in the bud would certainly have been the response of almost every academic administrator at any university I had ever had contact with, whether in the United States, Great Britain, France, or Germany. Indeed, one could probably discover a great deal about an institution's history by applying a kind of reverse engineering to their rules and regulations. Each one is a scar left by some previously unanticipated infringement or disappointed expectation. Each was probably the result of a discussion of the sort I'd witnessed at the Wissenschaftskolleg: a shared conviction that what had previously been implicit (because everyone had taken it for granted that the proper way to behave was self-evident) must now, in light of events, be made explicit and imperative. Joachim's response struck me because it was exceptional – and, I believe, a key to why he is an exceptional administrator.

Why not just one more rule? First and most obviously, because such rules are ad hoc. They accumulate from an institution's experience, mostly its unhappy experience. They are the opposite of a constitution, which postulates fundamental principles and holds to the high road of principles rather than the low road of particulars. There is no guiding intuition or vision that animates rules that come into being as reactions to specific episodes – unless it is a certain sour cynicism about the shortcomings of human nature. Just because the rules are a miscellany, responses to one damned thing after another, they are hard to explain (except by referring to the historical episodes that gave rise to them in the first place). Rules that do not wear their rationale on their sleeve burden memory and are therefore rarely followed. The more rules of this sort, the more likely they are to be ignored. They are self-defeating.

Second, and more subtly, because such rules actually undermine the standards they aim to safeguard. These standards take the form of principles (of civility, of intellectual honesty, of mutual consideration) that require judgment in order to apply them to specific situations. No set of rules can exhaust all eventualities, if only because the individuals who must apply the rules bring their own backgrounds, precepts, and desires to bear on their decisions. Even if, *grosso modo*, the same kinds of situations crop up over and over again, the individuals who must navigate them remain irreducibly individual. This is more than another argument from futility (i.e., even if we could keep them all in our head, no amount of rules would do the job). It is, more damagingly, an argument from subversion. To shift from a system of principles to one of rules tends to subvert the goals that both are intended to serve.

This argument hinges on the distinction between accountability and responsibility. To be held accountable involves a usually explicit checklist of standards to be met or procedures to be followed: if the person who is held to account can show that all items on the list have been duly checked off, the demands of accountability are satisfied – even if the outcome is not the one hoped for. For example, a physician charged with malpractice who can prove compliance with the usual accepted standards for treating the patient's ailment can satisfy the requirements of accountability, even if the patient has suffered or died as a result of the treatment in question. The etymology of the word "accountability" tells all: if the accounts of a firm square with the accepted bookkeeping standards, then the firm's accountants are acquitted – even if the firm goes bankrupt or is found guilty of fraud. The ethos of accountability has spread like wildfire in recent decades, in association with

the use of "best practices" or "benchmarking". As every scholar and scientist knows, universities and research institutes have hardly been immune to these trends.

In contrast, responsibility serves the ends, not the means. If the ends are not met, responsibility has not been discharged, no matter whether all the usual means have been tried. Responsibility cannot be exhausted by a checklist of "best practices" or a code of rules, although it may be guided by these tools. Responsibility lasts as long as the service to the ends does; it must be as flexible with regard to the means as the ends demand. It is an internalized stance, even an ethos, rather than an external protocol open to inspection. "Accountability" and "transparency" go hand-in-hand, because transparency presumes that the grounds for decision and action can in all cases not only be made explicit but also anticipated, so that they can be held up to scrutiny at any time and be understood by anyone. Because responsibility relies so heavily on judgment – what is the best means to realize the ends under these particular circumstances? – it may often seem opaque, even secretive.

The prototypical cases of responsibility are familial: the loyalties that bind family members to one another cannot be exhausted by merely "due diligence". They are permanent and supple, adapting to extraordinary as well as ordinary situations. It is not an accident that institutions that make life-long claims upon their members are metaphorically modeled on the family: most obviously, the monastery, but also the medieval university, which described the relationship of the student to his teacher as that of child to both mother and father; the term *alma mater* (or, the context of patriotism, *Vaterland* or *patrie*) speaks for itself.

Does more accountability mean less responsibility? Perhaps not necessarily so (and that is certainly not the aim of those who call for more accountability; quite the contrary). But empirically, there is a strong negative correlation. People accustomed to following rules, meeting benchmarks, or satisfying other explicit, external criteria tend to measure their own performance by these criteria and to ask themselves whether they have observed approved procedures rather than achieved ultimate aims. Economists and psychologists call this general effect of replacing intrinsic with extrinsic motivation "crowding out"; it seems to function in many different domains and across age groups.[1]

1 Bruno S. Frey and Felix Oberholzer-Gee. "The Cost of Price Incentives: An Empirical Analysis of Motivation Crowding-Out." *American Economic Review 87* (1997): 746–755.

Accountability and responsibility define points along a spectrum rather than polar opposites. Responsibility in and to modern institutions is more dilute and regulated by contract rather than irrevocable loyalty; there is little doubt that in many if not most institutions the trend in the past two decades has been toward accountability.[2] Joachim Nettelbeck has been an alert and critical observer of these trends. In the context of the Wissenschaftskolleg zu Berlin and other sister organizations with which he is affiliated, he has encouraged scholarly reflection on the rise of accountability within the evaluation of science: its history, its causes, its consequences.

A great deal of the antipathy that many scientists and scholars feel toward scientific administration stems from the spread of an accountability mentality – in large part a side-effect of the large and growing role of public funding of research and therefore of public surveillance of how the money is distributed and spent. Scientists have traditionally signed up for eighty-hour work weeks at meager compensation relative to their level of qualifications (e.g. in comparison to doctors or lawyers and other professionals with quaternary educational degrees) in exchange for autonomy and freedom. There are signs that accountability criteria may be bringing an end to that bargain. Here too, extrinsic may crowd out intrinsic motivation, or simply drive the best and brightest out of science and scholarship into other careers.

So more than might be obvious at first glance hangs on the decision whether one ought to add just one more rule. Joachim Nettelbeck's career as an administrator has been one distinguished by an ethos of responsibility and the dedication, loyalty, and sound judgment demanded by that ethos. Not the least of his achievements has been to impress everyone else associated with the Wissenschaftskolleg, Fellows as well as staff, with that same ethos, simply by the force of his own good example.

Lorraine Daston ist Professorin der Wissenschaftsgeschichte; Fellow des Wissenschaftskollegs 1987/88; Direktorin des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte, Berlin; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftskollegs von 2002–2008 und dessen Permanent Fellow seit 2008.

2 Michael Power. *The Audit Society: Rituals of Verification.* Oxford: Oxford University Press, 1997.

THE SUAVE HEAD-HUNTER
ASHOK V. DESAI

I am a former Fellow; I arrived in Wissenschaftskolleg in 1993. I have come to know Joachim Nettelbeck much more closely over these years. When I arrived, he was about the only person I knew. Very soon my circle of friends and helpers in the Kolleg widened. But Joachim played a special role; if the staff of the Kolleg was an orchestra, Joachim was the conductor. He ensured that the team worked perfectly together. I have led enough teams to know that such perfection is not easy. Personality helps, but even for the best leaders, attaining seamless performance takes work – and even more than work, anticipation of what can go wrong, intelligent planning to ensure that none of it does, and understanding of people to get the best out of them.

But I am running ahead of my story. I am only half an academic. I have done more than a dozen jobs in my life. About a quarter of them were in universities; another quarter could be called academic. But the biggest assignment I undertook was the coordination of a huge energy research project in the 1980s involving over 60 experts and a dozen publications. And the most difficult job I did was advising the Finance Minister of India during its worst payments crisis in the early 1990s. We won the battle against the crisis, but I lost a battle with a colleague. So I came to Berlin rather bruised. For me, the Wissenschaftskolleg was not just about intellectual achievement; it was about finding a balance between ability and possibility.

That is where Joachim's quiet presence in the background and his readiness to help whenever required made all the difference. When I got an invitation to the Kolleg out of the blue, I knew it was a privilege, and assumed that there must be expectations. It was over weeks, perhaps months of interaction with Joachim that I realized that the Kolleg was not about expectations, but about self-realization. As an economist I am familiar with ambition and competition. I have not followed the conventional economist's path of writing papers leading up to chairs; but the idea of doing well – doing better than others – was ingrained in me. So I looked for a target. I looked everywhere, but could not find one –

until one day I realized the truth of Ralph Waldo Emerson's saying that it is the journey that matters, not the destination.

Joachim played a quiet but crucial role in my realization. I do not think he ever said it, but that is what the Wissenschaftskolleg is about, and he let me – and many others – into the spirit of the Kolleg. I did finish the work, many years later, that I started at the Kolleg. It was meant to be a scholarly work, but turned out to be a popular book entitled *The Price of Onions.* But it did give a voice to something I began the search for in Berlin; and it reached a far wider audience than I had ever imagined.

The friendship that began in 1993 deepened over the years. I was nominated to the Kolleg's Scientific Advisory Board in 1995 and participated in the process of giving it direction for the next three years. It began with the Great Schism. The Wissenschaftskolleg had few economist Fellows. The view I formed was that the Kolleg administrators were prejudiced against economists; they were of the opinion that economists were difficult and pricey. Once I was on the Advisory Board, however, we buried our differences and sought a solution. The economic profession, as I earlier mentioned, is highly competitive; academic economists spend considerable energy writing papers, publishing them in reputed journals, and attaining prized professorships on the basis of their publications. In this race to the top, other economists play crucial roles – as mentors, as friends and collaborators, and as pupils and assistants. As a result, economists prefer to work in communities. The Kolleg was reluctant to invite even one economist at a time; inviting a horde of them was out of question. But finally we agreed that the Kolleg would invite two or three at a time, and try to ensure that they were economists who would want to talk to one another – in other words, who were working in the same field.

That led to the question: which fields? We decided that they should be in fields that were in the mainstream of the subject, but were more likely to relate to neighbouring social sciences, especially sociology and political science. I was also of the view that they should be bright enough to lead in the field, but that they should have some insurrectionary views; I called them competent rebels. After much reading, I made a list of competent rebels, and the Kolleg began to approach them. It faced difficulties. Most of the candidates were Americans; many could not see their way to abandoning their familiar libraries, colleagues and homes and going to an unfamiliar institution in Berlin. Some of the best were in mid-career and had young families; they could not persuade their husbands or wives to uproot themselves and their children and go to a place where people spoke

German. We were getting somewhere, but by then my term in the *Beirat* ended, and I stopped coming to the Wissenschaftskolleg.

But my friendship with Joachim continued. He had come to the conclusion, without my help, that given the volume of academic activity in India, Indian scholars were under-represented in the Kolleg. Raghavendra Gadagkar's term as Fellow in the early years of this century made it possible to take remedial action. The Indian Institute of Science and the Wissenschaftskolleg have built up an extremely fruitful relationship, about which I am very happy. Joachim himself visited India after that, got to know Indian institutions – and Indian crowds – more closely and brought them closer to the Kolleg.

That is my story; there is the much larger story of Joachim's devotion to the Kolleg and his contribution to developing the Kolleg into a prestigious international institution. It is a unique place – I have grown extremely fond of it, and I keep returning to it as often as I can. I wish we could build more Kollegs around the world. But that is not possible. The Kolleg is unique. One gets a slight tremor of worry when one remembers that Joachim is about to retire. But he never built the Kolleg around himself; he built it around values, and I am sure they will continue to survive. I have no worry about the Kolleg. I have a slight worry about Joachim. I do hope he will employ his considerable talents to scale new heights. He is far too young to hang up his boots.

Ashok Desai ist Wirtschaftswissenschaftler und Publizist, Fellow 1993/94; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats 1994–1997.

LE MANGUIER ET LE CHAMP

MAMADOU DIAWARA

1. Le manguier

Je m'en souviens comme si c'était aujourd'hui. Une lettre parvenue du Wissenschafskolleg de Berlin m'y invitait comme *fellow*. Heureux, je m'en suis allé montrer la lettre au Professeur Eike Haberland, mon hôte, directeur de l'Institut Frobenius de Francfort sur le Main qui m'avait aimablement accueilli comme boursier de la Fondation Alexander von Humboldt. Pour Aïssé, mon épouse, et moi-même – soucieux du lendemain – nous disions : une épine de moins sous le pied ! Aucun d'entre nous ne se faisait la moindre idée de l'institution berlinoise.

Puis, le départ à Bayreuth, invité du *Sonderforschungsbereich 214* « Identität in Afrika ». Gerd Spittler m'offrait sa généreuse hospitalité qui se prolongea au-delà d'un semestre. J'ai commencé à enseigner l'anthropologie. Notre philosophie adoptée à Francfort devait s'appliquer : « Qui mange le pain noir doit parler teuton. »

Octobre 1994 arriva très vite, le départ pour la grande métropole. Pour une fois en Allemagne, j'arrive dans un monde où les problèmes bassement matériels étaient d'avance résolus. Nous disposions même d'un lave-vaisselle, comble du suréquipement. Quel monde ?

L'accueil est ici inhabituel. Je découvre la devise de la maison : *Fellows first*. J'en étais ému en même temps que je redoutais d'en attraper le tournis.

Je me retrouve dans un superbe bureau taillé sur mesure, « l'Aquarium ». Il me convenait d'autant plus que fait de verre transparent qui laissait sourdre le rare soleil hivernal de la métropole. L'hiver pouvait commencer.

Les collègues et leurs familles étaient charmants. Il y avait notamment des Américains des États-Unis, des Australiens, des Français, des Indiens, des collègues du Monde Arabe, des Suisses, mais aussi des Allemands … le monde en miniature.

Le Recteur, le professeur Wolf Lepenies, un grand Monsieur, inégalable maître de cérémonie, nous avait avertis avec justesse. Jusqu'en février, le *fellow* a l'impression de se préparer son projet. Vers la fin mars, de panique il est envahi.

Entre temps, j'avais commencé à discuter avec Joachim Nettelbeck, notamment de l'ouvrage d'Albert Tévoédjré[1], de mon article intitulé « […] l'inconvénient d'être du cru ». De nombreuses petites discussions apparemment anodines s'en suivirent. Mon intervention au *Dienstagskolloquium* faite, je me sentais un peu plus à l'aise dans la communauté. Oui, ma famille et moi nous nous sentions dans une véritable communauté. Un jour, Herr Nettelbeck m'invita dans son bureau. La question ne tarda pas à être posée sur mon envie de poursuivre mes travaux sur le terrain au Mali, comme je l'ai toujours souhaité. Suite à cet entretien, et à son instigation, j'ai rédigé une note sur mes motivations. Nous voici partis tous les deux sur une piste que nous ne quitterons plus. Bien d'autres nous ont rejoints.

Telle une pintade, je tentais à la manière d'autres *fellows* de marcher avec en ligne de mire la nuque de celle qui nous précédait, l'institution, le Wissenschaftskolleg. Parallèlement à la rédaction de mon ouvrage, je me suis consacré à ce projet. Quel privilège de travailler sur ce qui me passionne vraiment. Mon intérêt au long des conversations au Wissenschaftskolleg s'est cristallisé sur le rapport entre les savoirs d'ici et ceux de chez nous. Les premiers sont volontiers qualifiés de savoir global ; les seconds de local, même si un regard superficiel permet de constater le contraire de ce binarisme qui est tout sauf innocent.

Entre temps, je prenais goût aux discussions avec un autre de la communauté, devenu depuis l'ami Hans Belting. Drôle de constater ensemble comment cohabitent si bien sous le toit du même musée, la culture matérielle des peuples aussi différents et proches que ceux d'Afrique, d'Asie et d'Europe à l'ancien musée de Dahlem! Grande fut notre déception d'apprendre qu'un tel ordonnancement n'était plus du goût du jour. Il fallait, parce que la nouvelle capitale de la riche république fédérale se mettait de nouveau en scène, séparer ces objets, ces cultures, ces peuples. Ce fut fait, à notre grand dam. En attendant, une pyramide des temps modernes plus monumentale que jamais, le Humboldt Forum, est en gestation. En attendant un concept pour ce qu'on y mettra, le plan du Château est adopté. La charrue devrait-elle précéder le bœuf ? Il nous sera loisible de débattre de cette question, car la discussion ne fait que commencer. Rarement les politiques auront décidé

1 Albert Tévoédjré, *La pauvreté, richesse des peuples,* Paris, Éd. Ouvrières, 1978.

d'investir tant dans la culture, sans que des femmes et des hommes de culture ne se mobilisent véritablement pour lever les fonds.

Les discussions avec Herr Nettelbeck se sont poursuivies. Un jour, il me confia : j'ai parlé de votre volonté d'entreprendre des recherches sur le terrain à Yehuda Elkana. Il aimerait bien s'entretenir avec vous. J'étais tout à la fois enchanté et intimidé par cette rencontre avec le *permanent fellow* du Wissenschaftskolleg. J'ai tout de suite appelé le Professeur Elkana. Passez quand vous voudrez, dit-il spontanément. Et moi de lui demander l'heure. La réponse en allemand n'a pas tardé : *« Morgen früh »*. Mais à quelle heure ai-je repris. Ô, fit-il ! Je nage tôt le matin. À 7 heures je serai là. Je n'en revenais pas. Quel contraste avec ma première expérience de Sahélien ! En effet, en 1988, j'avais fait irruption au bureau à 7 h 30 pour être à temps à un rendez-vous de mon hôte francfortois de l'Institut Frobenius. J'ai dû attendre 9 heures ! Depuis j'ai appris à mes dépens ce que signifiait *morgen früh* sous ces latitudes. Encore une fois une affaire de savoir local. J'ai fini par proposer 7 h 30 au Professeur Elkana qui était bien là dans le salon de la *Weiße Villa*, embaumée d'une odeur de café intense.

Il n'y eut pas de détour. Après le merveilleux café, préparé par ses soins, accepté, vint la question : « J'ai appris que vous mûrissez un projet. » Oui, répondis-je. Et de lui raconter. Il écouta sans m'interrompre. Il me parla très brièvement des projets auxquels il travaillait, notamment une institution culturelle chargée de promouvoir les relations israélo-palestiniennes. Puis, il asséna trois fois la question : « *Wissen Sie, dass es sehr schwierig ist* ? » Oui, répondis-je, à chaque fois. Il conclut : « *Machen Sie es !* » Je n'en revenais pas. La puissance cathartique de cet entretien fut unique.

Je fis le compte-rendu à Joachim Nettelbeck, qui commenta tout aussi sobrement : « C'est bien ». Plus tard, je comprendrai l'importance de l'entretien à caractère professionnel le plus matinal de ma vie en Occident qui fut.

Entre-temps le projet de recherche, rédigé à Bayreuth avec le concours bienveillant du professeur Gerd Spittler et l'assistance constante du Reinhart Meyer-Kalkus, fut soumis à la Fondation Volkswagen. Elle eut la clairvoyance non seulement de l'agréer, mais d'accompagner l'équipe de Berlin, de Bayreuth et de Bamako dans une aventure singulière. Une première, car jamais un projet de recherche de la Fondation n'avait eu pour objectif de créer une institution en Afrique. « Point Sud. Muscler le savoir local », à dénomination et devise programmatiques, résulte d'une discussion à trois autour d'un dîner auquel Joachim Nettelbeck m'avait convié avec la professeure et *fellow* Henriette Dagri-Diabaté.

La formule, je la tiens de Joachim. Je sais qu'il n'en fera jamais cas, ayant appris plus tard de lui que « le succès a plusieurs pères ».

En novembre 1997, ma famille et moi rejoignons Bamako où des amis Maliens, Autrichiens et Allemands créaient une organisation dénommée Point Sud. Cinq boursiers recrutés, grâce au concours bienveillant du comité scientifique, le travail s'est poursuivi sans encombre. En février 2002 se tenait notre première conférence scientifique.

Dans cet intervalle, Joachim avait fait le voyage de Bamako. Il n'eût cesse de visiter les institutions universitaires, ministère compris. Alpha Oumar Konaré, mon ancien collègue, devenu président de la République, nous reçut au Palais de Koulouba, pour s'enquérir de nos projets. Il s'ensuivit de longs échanges. Cependant, l'homme avait une certaine fascination pour les endroits ordinaires de Bamako, notamment le marché des forgerons qui travaillent à partir de la ferraille récupérée, le marché des plantes et herbes médicinales, les familles bamakoises. Nous avons visité un premier village malien, Siby[2]. Puis d'autres. Un des miens à Bamako, qui avait reconnu Joachim Nettelbeck, lors de notre second passage au Mali eut ces mots : « Ah voyons ! Te voici de retour avec ton Ami de votre village de là-haut. » Là-haut, c'est évidemment l'Allemagne.

Entre-temps, la rumeur se faisait insistante en Allemagne dans le milieu des collègues que le Wissenschaftskolleg lançait une succursale à Bamako. Ces mots m'inspiraient deux réflexions du Sahel. La première relève de l'arboriculture, la seconde de l'entretien de la basse-cour. À l'attention des jeunes présomptueux, on apprend qu'un jeune plant ne saurait être planté à la place d'un baobab[3]. En termes clairs, apprends l'humilité et nourris-toi de l'expérience du géant qui t'a précédé et qui te précédera toujours. Ce colosse, comme la nuque de la pintade qui devance les siennes, doit te servir de boussole. Suis-le. Il te mènera à bon port. Voilà la nature de nos relations avec le Wissenschaftskolleg, avec Joachim.

Le séjour dans la zone Office du Niger avec Joachim fut captivant. L'itinéraire était pour moi le même, via Ségou, puis on arrive à Niono, le tout faisant 330 km. Cependant, au retour, nous nous sommes permis un détour de cinq kilomètres à Markala, pour visiter le lycée que j'avais fréquenté en tant qu'interne de 1971 à 1973. Arrivés devant l'établisse-

---

2 De Siby, il sera question dans la deuxième partie de cet article.

3 Le baobab, *Adansonia digitata,* est le plus grand et le plus gros arbre du Sahel. Sa taille peut atteindre 20 mètres, son étalement six et sa circonférence près de dix. Certains spécimens vivent deux milles ans d'âge. Sous le baobab dissertent les sages. Voir
http://gardenbreizh.org/modules/gbdb/plante-596-adansonia-digitata.html,
http://fr.wikipedia.org/wiki/Baobab_africain.

ment qui avait perdu de son éclat, nous entrâmes par la porte secondaire du côté nord, près de la résidence du censeur. Par hasard, je connaissais ceux qui y habitaient. Eux et moi étions stupéfiés par cette visite surprise. Ils nous ont offert de l'eau à boire. Comme il est de tradition, ils servirent d'abord l'hôte principal, Joachim. Et lui de me lancer un regard complice. Oui, fis-je, en hochant la tête. Il but. J'en fis de même, puis nous nous sommes engouffrés dans la cour glabre de l'établissement. Les arbres rabougris, la latérite de mon temps avait l'air plus caillouteuse que jamais. Rien d'étonnant, nous étions en pleine saison sèche. De la cour, le coup d'œil sur le lit du fleuve, plus majestueux que jamais était toujours aussi beau, même si le filon argenté en était plus mince que de mon temps. J'ignore s'il servait toujours de lieu de baignade de prédilection comme jadis, lorsque l'eau de robinet ne coulait qu'épisodiquement. Les dortoirs visités, nous sommes passés par les douches communes, avant de rejoindre l'administration, où je retrouvais des visages connus. J'étais un revenant, accompagné d'un Blanc ! L'occasion était bonne de se rappeler les scènes du passé, d'expliquer ce que nous faisions tous les deux, de promettre de ne plus me faire si rare.

Nous voici en route. 45 km pour rallier Ségou. À l'orée de la ville, nous marquons comme toujours un arrêt près de ce hangar en paille, perdu dans la banlieue, où la grillade attend. L'équipe de cuisiniers était la même que lors de mon dernier passage, il y avait un an. Nous voici autour de méchouis de bœuf et de mouton bien assaisonnés qu'on grillait au feu de bois. Même pour le Sahélien, il faisait très chaud. Joachim n'osant faire son choix, la tâche m'échut. La viande fut découpée en menus morceaux sur du papier kraft, le tout versé dans une assiette en plastique. Nous avions le choix entre les ingrédients. Le cube Maggie de synthèse excepté, tout y est passé. Quel délice à trois avec Lamine, le chauffeur.

Le même type de voyage nous a conduits en grande équipe avec le regretté Albert Wirz, Barbro Klein, Gerd Spittler, Reinhart Meyer-Kalkus, Joachim Nettelbeck et bien d'autres. Wolf Lepenies avait fait le voyage de Bamako. Il dû, comme prévu, rentrer plus tôt à Berlin pour rejoindre Stockholm. Son inoubliable discours, par une magie du verbe que lui seul maîtrise, jetait le pont entre la Scandinavie et l'Afrique. Avec l'équipe nous

voici sur les sentiers de l'Office du Niger[4]. La visite des champs terminée, ce fut le tour du marché de Siribala[5], avant de rejoindre Bamako le troisième jour. En route pour la capitale, Reinhart Meyer-Kalkus, la peur au ventre, redoutait que le véhicule qui nous précédait ne s'écrase sous le faix du fardeau. Son chauffeur avait fait le plein de passagers. En outre, il avait embarqué plusieurs chèvres sur son porte-bagages. Le tout penchait dangereusement sur la droite et causait la frayeur de mon hôte que je tentais vainement de calmer.

Encore une histoire de savoir local, car le véhicule appelé « *Transporter* » que Reinhart connaît ne porte point ce genre de produits. Encore moins ne roule-t-il dans ces conditions. Mais la majorité du réseau de transport malien se développe dans ce contexte avec des véhicules reformatés d'après les nécessités du milieu qui n'ont plus rien à voir avec Mercedes ou Toyota[6]. Ces transporteurs, forts de leur savoir local, ne craignent pas les problèmes standard dont le mécanicien occidental se soucie.

En attendant, Aïssé avait appris, notamment auprès de Herr Domnick, les arcanes de la comptabilité selon le Wissenschaftskolleg. Point Sud est devenu lentement un élément du paysage malien. En constant rapport avec l'institution berlinoise, la sahélienne fait son chemin. Voilà déjà 15 ans, ce qui est évidemment insignifiant pour une institution. Un coup d'œil sur ce parcours m'inspire la parabole du dromadaire chère au Soninko qui dit « Qui monte un dromadaire ne crains point la rosée. » Le dromadaire est aux animaux domestiques de ce pays ce qu'est le baobab pour le monde végétal. Qui se nourrit des principes et des conseils de la grande institution triomphe des anicroches du quotidien. Ces conseils, Joachim les prodigue sans en donner l'air. Ils vous mettent à l'abri du danger. Ce

---

4 Le projet de recherche agréé par la Fondation Volkswagen de Hanovre et exécuté à Point Sud sous la direction scientifique du professeur Gerd Spittler, était intitulé « Le savoir local dans les projets de développement agricoles au Mali » *(Lokales Wissen in landwirtschaftlichen Entwicklungsprojekten in Mali)*. Il s'est déroulé essentiellement à l'Office du Niger, un périmètre irrigué dans la région de Ségou, autour de la ville de Niono, au centre du pays.

5 Siribala est une petite bourgade sur le tronçon qui relie Ségou à Niono. Elle se situe respectivement à 115 km de Ségou et à 31 km de Niono. L'essor de Siribala est dû à la culture irriguée de la canne à sucre et à l'usine qui la traite sur place depuis 1974. Voir « Complexe Sucrier projet de CLETC au Mali Avril, 2010 » in http://www.iprcc.org/userfiles/file/Feng%20Sheyong-FR.pdf (consulté le 17 avril 2012).

6 Pour plus détails sur les véhicules et leur transformation voir l'œuvre remarquable de Kurt Beck, notamment en 2009 « The Art of Truck Modding on the Nile (Sudan): An Attempt to Trace Creativity », in: *The Speed of Change. Motor Vehicles and People in Africa, 1890–2000,* Jan-Bart Gewald, Sabine Luning & Klaas van Walraven (éds.), Leiden/Bosten, Brill, p. 151–173.

danger ici symbolisé par la rosée qui mouille inopportunément, voire souille les pieds du passant inattentif !

Des nombreux préceptes qu'on croit sourdre des conversations sans prétention avec Joachim, l'un d'eux est devenu mon credo : s'unir. Ce terme est d'autant plus vibrant que dans mon pays austère on m'a très tôt appris que l'essaim d'oiselets sait résonner, bruyamment. À l'image de ces frêles oiselets, serrons les coudes pour faire du Sahel un pays hospitalier. Cette attitude devrait bien inspirer le monde universitaire, celui des anthropologues en particulier.

Pour l'Africain que je suis et qui entretient depuis 1994 un dialogue continu avec le Wissenschaftskolleg, jamais je n'ai entendu le terme « aide ». Collaborer à hauteur de vues égales, comme le professait tant l'ex-président de la République fédérale Horst Köhler, rend le terme obsolète. Joachim n'en a jamais fait usage. Peut-être est-ce parce qu'il vit intensément cette maxime que je lui dois : « Le savoir global n'est que le local de quelque part ».

De ce thème il sera question plus d'une fois, notamment à Siby, sous le manguier…

2. Le champ

Il était presque 10 heures, nous marchions vers la petite bourgade. Le village, diraient certains. Le soleil et une chaleur précoce se faisaient remarquer en ce début du mois de février. Nous discutions, à l'ombre des manguiers. Tomba devant nous un fruit mûr. Une mangue, « l'or de Siby » ! Siby est connu pour ses récoltes qui durent toute l'année. Mon hôte, le Dr Joachim Nettelbeck, que je conduisais à travers le pays et qui visitait un village africain pour la première fois me demanda à brûle-pourpoint : « Que faire du fruit ? », « Le consommer », répondis-je sans hésiter. À qui est le fruit, s'enquit-il ? L'arbre ? La plantation ? Le fruit était certes tombé d'un arbre, mais celui-ci ne provenait point d'une plantation. Il avait été planté au bord de la route pour son épaisse ombre, son fourrage, son bois et ses nombreuses vertus thérapeutiques. Cette batterie de questions au sujet d'un banal fruit tombé d'un arbre au bord d'une piste toute aussi latéritique que cahoteuse du Sahel, à l'entrée de la dernière bourgade avant la frontière guinéenne, située à 77 km, me renvoie à la complexité de la question de la propriété. Ces interrogations d'il y a plus de 10 ans ont nourri nombre de réflexions qui traitent du rapport entre le savoir des gens de Siby et ceux d'ailleurs, le savoir local et le savoir global, les normes du cru et celles appli-

quées par l'État postcolonial africain, en l'occurrence malien, aux hommes, aux biens matériels, voire immatériels.

Depuis, je n'ai eu cesse de revenir sur la question du rapport que les acteurs, notamment ceux de Siby, entretiennent avec la terre nourricière et ses produits que sont les manguiers et les fruits. Autrement dit, à qui appartiennent ces ressources exploitées par les hommes et les femmes, mais qui ne font pas l'objet d'une « possession individuelle » (Oakerson 1986, Thébaud 1991 : 170) ? Les spécialistes du développement, notamment ceux du pastoralisme et de la décentralisation, ont largement débattu du meilleur usage susceptible d'en être fait.

Deux camps s'affrontent quant au « régime juridique des communs » (Ingold 2008 : 27). J'appelle « commun », en empruntant la définition des ressources de Ostrom (1990), un pâturage ou une plantation qui relèvent d'un groupe d'ayants droit, régi par des règles que ses membres ont en partage. L'accès de ces lieux, loin d'être libre, est soumis à un contrôle qu'exerce l'institution que constitue le groupe social.

Les premiers protagonistes opposent, et de façon irréductible, la « sphère individuelle » à la « sphère collective » du commun (Ingold 2008 : 29–30) ; les seconds dépassent cette dichotomie simpliste. Les partisans de la dyade perpétuent Garrett Hardin (1968), le maître à penser, et sa théorie néo-malthusienne consacrée par sa désormais fameuse formule, la « tragédie des communs ». À partir des années 1970, il devient le gourou de toute une génération de juristes et d'économistes et influence profondément le milieu du développement, notamment dans les pays en développement et en Europe de l'Est postcommuniste (Roe 1988, Thébaud 2001, 1990, Vedeld 1993). Apologiste invétéré de la privatisation des communs, sans laquelle rien ne va, la débâcle de la privatisation au pas de charge des biens en Russie postcommuniste lui donna tort. Chander et Sunder (2004 : 1336, note 27) y consacrent une intéressante bibliographie.

Les seconds, quant à eux, défendent un point de vue théorisé notamment par Elinor Ostrom (1990) qui valorise les formes institutionnelles des communs que méconnaît Hardin (Ingold 2008 : 24–25). Ostrom insiste sur la gestion durable des ressources que rendent possibles les institutions créées et mises en œuvre par les acteurs locaux que l'auteur observe attentivement sur le terrain. Ses thèses sont largement reprises dans le domaine du développement, dès lors que les bailleurs de fonds ont reconnu l'intérêt de l'implication des acteurs (Agrawal 2001, 2008).

Cependant, aussi irréductibles qu'ils paraissent, deux aspects me semblent caractériser ces thèses. D'abord, toutes s'occupent prioritairement de biens matériels. Ensuite, toutes

deux sont obsédées par la question prioritaire de notre temps, à savoir le développement. Toutes traitent de la question de l'efficience que pose Hardin et qui aveugle tant d'auteurs, critiques compris. Chander et Sunder (2004 : 1333) attirent opportunément l'attention sur ce travers : « *Hardin's law and economics prophecy, the literature regarding the commons remains impoverished, captured by a nearly* single-minded concern for efficiency. *While property talk routinely recognizes interests beyond efficiency, commons talk remains* trapped in the framework established by law and economics. » (C'est moi qui souligne ; MD)

Après avoir analysé le contexte où s'inscrit cet article, il conviendra d'explorer règles et pratiques qui régissent ces ressources. Pour ce faire, l'article se consacre à l'invention du droit foncier colonial et postcolonial avant de s'appesantir sur le phénomène une fois appliqué aux biens immatériels que sont notamment le patrimoine oral, les danses et leur mise en scène et leur exécution publique (*performance*). Quelle généalogie peut-on établir entre le concept des communs habituels chez les spécialistes du développement et celui qui surgit dans le milieu de la culture une fois soumise aux fourches caudines desdits développeurs ? Nous montrerons comment le mythe des communs appliqué aux biens matériels y perdure et envahit sous la houlette des mêmes projets de développement le champ de la culture dont on veut développer l'industrie.

2.1 De l'invention des communs

Siby est situé au Mali, dans la région du Mande, au cœur de l'ancien empire du Mali (XIIIème–XVIIIème siècles). Les terres situées aux environs de la bourgade que nous avions parcourues sont gérées d'après les normes du cru. En outre, ici et ailleurs à travers le pays, la question des communs se fonde sur le droit foncier appliqué au Soudan français, territoire auquel succéda le Mali. Pour comprendre l'usage qui a été fait des communs, il serait intéressant de montrer les antécédents que sont le « droit foncier colonial » et postcolonial.

Le Congrès de Berlin de 1885 consacre le partage de l'Afrique et fixe les frontières des empires coloniaux. Ironie du sort, les administrateurs coloniaux français, via le Gouverneur général, reçoivent en 1896 un questionnaire de l'Union internationale de droit et d'économie politique, une société savante allemande de Berlin, pour enquêter sur le droit local. Il s'ensuivit une étude minutieuse territoire par territoire, dont les premiers 17 travaux hâtivement rédigés parviennent au siège de la colonie du Soudan dès les premiers

mois de 1897. Ainsi démarre ce que Bernard Maupoil appelle l'étude « scientifique » (Le Roy 1982 : 366). Celle-ci aboutit, après trente années d'enquêtes, au « coutumier général ». Le gouverneur général Brévier, dans une circulaire datée du 19 mars 1931, met en garde contre les risques de « cristallisation des traditions juridiques » due à l'écrit. Il en résulte, en 1939, la publication de trois volumes intitulés « Coutumiers Juridiques ».

La lecture des trois volumes inspire deux avertissements. Le premier d'Etienne Le Roy (1982 : 355) précise que « le colonisateur [...] fera rédiger les coutumes dans l'optique du résultat à obtenir, c'est-à-dire un droit de type *civiliste* et *individualiste*, *uniformisateur* et *centralisateur* » (MD). Le titre VI (articles 46 à 77) du décret de 1903 définit les règles de compétence et procédure des « tribunaux indigènes ». En son article 75, il pose le principe suivant : « La justice indigène appliquera en toute affaire *les coutumes locales* en tout ce qu'elles n'ont *pas de contraire aux principes de la civilisation française*. » (Le Roy 1982 : 366 ; MD). Le second de Volker Stamm (Stamm 2012, sous presse, manuscrit p. 17) souligne combien ces Coutumiers sont loin de l'objectif initial de ses concepteurs.

Observons que l'article de loi évoqué par Le Roy exclut toute équivoque sur la primauté du droit métropolitain. En outre, « Une fois la 'coutume' rédigée, toutes les coutumes non écrites sont ramenées au rang d'usages, statut secondaire et sortant du cadre juridique à proprement parler. » (Vanderlinden 2006 : 513, in: Stamm, sous presse, manuscrit p. 18). On assiste à une double marginalisation du droit local quand bien même feindra t-on de le prendre en compte.

Une incursion dans le domaine du droit relatif aux eaux et forêts est instructive à ce sujet. Alain Rochegude (1977 : 724) écrit que l'article 539 du Code Civil français stipule que « Tous les biens vacants et *sans maître*, et ceux des *personnes qui décèdent sans héritier* ou dont les *successions sont abandonnées* appartiennent au *domaine public*.» (MD). L'article 713 précise que « Les biens qui n'ont pas de maître appartiennent à l'État. » C'est dire que l'État français est propriétaire de toutes les terres « vacantes ». Comme nous sommes au Sahel, avec les densités de populations que nous connaissons, ce que l'État, quel qu'il soit, envisage, est réalisé d'avance[7]. Tor A. Benjaminsen (1997 : 130–131), confirmant les propos de Rochegude, note que la politique de gestion des terres au Mali résulte directement du Décret des forêts de l'administration coloniale française, lui-même fruit du Code civil français, ou Code Napoléon (1800–1804).

7 Par exemple, le Mali compte de nos jours une population de 13 millions d'habitants sur une superficie de 1 240 000 km^2 (http://atlas.challenges.fr/pays/ML-mali/informations.html).

D'après ce droit, précise Benjaminsen (1997 : 131), on ne devient propriétaire d'une terre qu'en la mettant en valeur. En conséquence, la loi ignore le pastoralisme, la collecte de bois mort, de graines sauvages, la cueillette de fruits et de plantes médicinales, toutes activités qui dépassent le concept européen de la propriété. Ainsi, l'État annexe de larges superficies en jachère ou réservée aux activités sylvo-pastorales (Lai et Khan 1989).

On pourrait croire que l'indépendance du pays le 22 septembre 1960 transformerait la situation. Mais l'avènement du régime socialiste en 1960, devenu révolutionnaire en 1967, n'y changea rien fondamentalement. Rochegude (1977 : 722) constate que « […] ni les grands principes juridiques hérités de la période coloniale, […] ni l'équilibre socio-économique du monde rural » ne furent remis en cause par le pouvoir « socialiste » (1960–1968), encore moins par le régime militaire libéral qui lui succéda (1968–1991).

Le législateur malien, dans ses proclamations les plus récentes, une fois la démocratie établie comme principe de gouvernement à partir de 1991, décide que « Les droits coutumiers exercés collectivement ou individuellement sur *les terres non immatriculées* sont confirmés. » (Article 43 de l'ordonnance 00-027 du 22 mars 2000 portant code domanial et foncier du Mali, in Stamm, sous presse, manuscrit p. 2) La démocratisation et la décentralisation n'ont pas révolutionné le droit quant à la situation des « terres vacantes ».

Qu'en est-il du droit local qui prévalait avant l'instauration de celui de la métropole ? Le statut de la terre est valablement résumé par Raymond Verdier (1986 : 8–9, 11) :

« La terre, c'est d'abord, au plan cosmologique, une entité naturelle et spirituelle […] l'homme lui appartient en même temps qu'il coopère à son animation et à sa fructification […] la terre est source de vie et les liens que l'homme tisse avec elle passe nécessairement par la médiation des génies et ancêtres de qui procède sa puissance fécondante; *bien vital, elle ne peut être appropriée comme un objet* […] la terre étant une entité spirituelle, la communauté qui l'habite inclue non seulement les vivants visibles mais aussi les *êtres invisibles* qui en ont la *maîtrise ultime* […] ». (C'est moi qui souligne, MD).

Évidemment, ce statut de la terre et son mode d'appropriation sont bien différents de la propriété privée et individuelle définies par l'article 544 du Code civil repris par le législateur malien et qui déclare : « La propriété est le droit de jouir et de disposer des choses de la manière la plus absolue, pourvu qu'on n'en fasse pas un usage prohibé par la loi ou par le règlement. » (Rochegude 1977 : 724).

Une vision analogue de la terre se retrouve à Siby, même si nul ne saurait prétendre que le droit foncier local fonctionne exclusivement comme le décrit Verdier. On sait que les terres à usage d'habitation de la bourgade sont de nos jours distribuées par l'État au

nom de son droit de préemption. Puisqu'il s'agit de bâtir, l'objectif est bien de mettre en valeur. De ce fait, la terre appartient de nouveau à l'État. L'État et avec lui les personnes privées et les familles génèrent un marché de la terre qui rogne le patrimoine foncier local de l'intérieur ; Siby s'agrandit. Dans le même temps, les citadins de Bamako, ville située à 40 km, investissent le terroir de Siby en y acquérant des titres fonciers.

À comparer les conceptions de l'État et des acteurs, deux espaces différents se dégagent, en se recoupant constamment. Appliqué sur le terrain, le droit français et malien se fixent sur les terres à mettre en valeur et semblent ignorer le reste. En revanche, les ayants droit de la terre jettent un regard apparemment détaché sur leur patrimoine qui n'est pas pour le moins surveillé par eux-mêmes et par les esprits qui en sont propriétaires. Nous sommes face à deux champs qui, une fois superposés laissent apparaître des espaces au prime abord inoccupés que certains spécialistes du développement qualifient de communs non mis en valeur/gérés, « *unmanaged commons* » (Hardin 1991).

Face à cette erreur fondamentale, Benjaminsen (1997 : 127–128), qui cite une abondante bibliographie, conteste l'idée que les acteurs agissent en dehors de toute règle. Il remarque qu'en pays minianka, au Mali, les populations ont bel et bien des règles précises qui concernent les terres cultivées, les jachères et ce qu'il appelle la brousse. Cet exemple peut évidemment être élargi au Mande, le pays qui nous intéresse et à bien d'autres (Leynaud et Cissé 1978, Krings 1991).

En résumé, deux ordres normatifs en matière foncière s'affrontent : le droit local et celui de l'État qui n'accepte le précédent qu'à deux conditions. D'abord, que le droit foncier local s'y conforme. Ensuite, que l'État lise la question du droit foncier uniquement selon le critère de l'appropriation privée et exclusive. Comme ce type n'existe pas chez les peuples colonisés, l'État colonial invente la catégorie convenable du « [domaine] régi par la coutume », les « communs » pour distinguer celui-ci du sien. Cependant, comme nous venons de l'observer, les « communs » n'existent pas. Sinon, tout au plus dans la tête de son inventeur français et de ses successeurs. Le paradoxe est d'autant plus évident que l'État colonial moderniste crée la catégorie de « biens sans maître », la terre s'entend, dans une contrée qui l'ignore complètement. Ce faisant, l'État introduit un type de communauté idéale que les populations locales, pourtant réputées traditionnelles, ignorent. Qu'en est-il une fois que cette logique, inventée dans le foncier, est appliquée dans le domaine des biens immatériels ? La Convention de Berne de 1886 et la saga de son expansion nous en disent plus sur les rapports entre les puissances coloniales et leurs colonies.

2.2 La métropole, la colonie et l'appropriation des biens immatériels

L'institutionnalisation des biens culturels en Europe était une affaire nationale jusqu'en 1886. De l'époque où imprimer et multiplier un manuscrit relevait du privilège, on est passé à la codification de la propriété de l'auteur sur son œuvre. Celui-ci devrait être désormais en droit de faire face à la concurrence sur un marché littéraire en voie de se libéraliser. Ce passage s'effectue en Angleterre au XVIIIème siècle, en France à la suite de la révolution de 1789, en Allemagne à la fin du XVIIIème et au début du XIXème siècle, tandis que les États-Unis n'en arrivent là qu'à la suite de leur indépendance (Löhr 2010 : 37, 41). En 1858 se tient à Bruxelles le premier congrès de littérature au cours duquel auteurs et éditeurs thématisent l'insuffisante protection des droits d'auteurs. C'est le coup d'envoi d'une série de rencontres qui culminèrent en 1886 avec la signature de la *Convention de Berne* qui règle la protection des biens artistiques et littéraires. La Convention est complétée en 1994 dans le cadre des *Accord* sur les aspects des droits de propriété intellectuelle qui touchent au commerce (ADPIC, ou TRIPS en anglais).

Commence ce que Löhr (2010 : 19) appelle « l'expansion globale de la protection de l'auteur » (*die globale Ausdehnung des Autorenschutzes*). Comme par hasard, le début de cette saga, qui vise à étendre un droit européen sur le monde, coïncide avec la volonté du gouvernement français d'appliquer dans ses colonies le droit foncier métropolitain. Notons deux faits essentiels du droit d'auteur européen, devenu plus tard le droit tout court. D'abord, comme le droit foncier français, il exclut les acteurs locaux, puisque son objectif est de protéger seulement l'État et les entrepreneurs métropolitains. En effet, les lois qui protègent les droits d'auteurs ont couvert le territoire des colonies pour y protéger les auteurs et les éditeurs métropolitains autant qu'en métropole. *De facto*, les sujets coloniaux étaient exclus de la protection, puisqu'ils ne publiaient de toutes les façons pas en métropole (Lazar 1971 : 6 ; Okediji 2003, Deere 2009 : 34 ; Peukert 2013)[8]. Même si, dès 1852, le législateur français avait prévu que les auteurs étrangers qui publiaient en France bénéficieraient de la protection de la loi (Löhr 2010 : 69), cette volonté d'internationalisation du droit ne pouvait concerner les sujets coloniaux. En outre, la Convention ne protégeant que les « œuvres publiées », elle élimine l'essentiel des colonisés. En effet, la page 2 de l'article 3 (3), de la Convention précise en 1971 que : *« the performance of a dramatic, dra-*

8 « Countries *acceding to the present Convention shall have* the right to accede *thereto at any time* for their Colonies and foreign possessions. » (Peukert 2013 : 6, à paraître. C'est moi qui souligne ; M. D.).

matico-musical, cinematiographic or musical work, the public recitation of a literary work, […] *the exhibition of a work of art and the construction of a work of architecture shall not constitute publication.* »

De ce fait, conclut Peukert (2013 : 8), la littérature orale et d'autres actes de création non fixés sur un support tangible n'ont jamais été considérés comme des publications. Par conséquent, ils ne peuvent être protégés par la Convention. Comme pour se dédouaner, la Convention (BC 1967/71) propose en son article 15 (4) (a) de protéger les « œuvres non publiées ». En recourant au concept européen d'*œuvre*, au lieu de référer au « savoir local » ou au « folklore », la création orale se retrouve encore une fois disqualifiée. Elle subit une double exclusion à l'époque coloniale pour manque de support matériel et aujourd'hui pour inadaptation à la réification (*commodification*) (Peukert 2013 : 6, 14).

L'extension du droit européen à celui de la colonie que constituait l'Afrique, en l'occurrence le Mali, s'effectue à l'aide d'un double subterfuge juridique. Le premier inclut les possessions dans leur métropole respective. Le second confirme ce statut en affirmant, dès mars 1960, par la voix des Bureaux Internationaux Réunis pour la Protection de la Propriété Intellectuelle (BIRPI), que, pour des raisons de sécurité juridique, une « continuité doit être normalement assurée » entre le statut colonial et le statut de l'indépendance. Les ex-colonies n'avaient qu'à le faire savoir en déclarant que la Convention valait automatiquement dans les nouvelles républiques. Le Mali, comme d'autres pays africains (le Dahomey, le Cameroun, le Congo, le Zaïre et Madagascar), accepta cette solution entre 1961 et 1966 (Ricketson et Ginsburg II 2006 : § 17.58 ; Peukert 2013 : 10).

Une norme législative et économique est à l'œuvre qui, à l'ombre de l'expansion économique européenne du XIXème siècle et au-delà, s'étend. Elle se propage au mépris de la réalité du terrain, des pratiques et du savoir local. Contrairement au domaine du foncier, où le colonisateur a feint d'observer le terrain pour en tirer des leçons, en matière de biens immatériels, elle ne s'encombre pas de ce détail. La même attitude vaut après les indépendances. Mais qu'en est-il du statut des biens immatériels et du droit y référent dans la région qui nous concerne ?

3. « *Jamankaho sugunlenmen wuyini bedan ya di* »

« Le chevreau qui appartient à tout le monde passe la nuit hors de l'enclos. » Ce proverbe soninke résume à lui tout seul toute l'attitude du monde mande à l'égard de son bien, quel

qu'il soit[9]. Un bien sans maître est menacé par les prédateurs, exposé comme un chevreau sans maître dans la nuit noire. Le contrôle est donc impérieux. Les lignes qui suivent tentent de comprendre comment l'État, promoteur de la modernité, invente un nouveau mythe, « le domaine public », voire le « patrimoine » qui, à s'y méprendre, rappelle les « communs ». Comment les acteurs locaux, sujets coloniaux aussi bien que citoyens de la postcolonie, ô combien synonymes de tradition, considèrent-ils ce nouveau mythe ?

Comment concevoir le statut de biens immatériels ? J'entends par biens immatériels notamment le chant, la musique, la déclamation publique de textes, la mise en scène ou l'exécution publique de spectacles (*performance*). Le statut de ces biens est sans équivoque dans le monde mande, pays qui concerne cet article. En effet, ces créations sont socialement marquées et renvoient à un groupe bien déterminé de producteurs et de destinataires (Diawara 1990). Ce constat est encore valable, en dépit des profondes transformations dictées par les avancées de la législation moderne sur les droits et des médias électroniques mobilisés par les nouveaux créateurs (Diawara 1996, 2003 ; Schulz 2001, Charry 2000). Une certaine ethnographie nous a faussement habitués à l'idée de productions orales, voire matérielles venant d'une communauté, sans auteurs individuels[10]. En fait, elle alimente le mythe des communs. J'ai explicité dans un article précédent la fonction d'auteur en Afrique subsaharienne (Diawara 2011). Ce faisant, j'ai eu recours aux travaux de Karin Barber (1999) qui montre magistralement que, chez les Yoruba, l'auteur individuel existe, mais pas l'auteur romantique. Youssouf Tata Cissé (1991, 1994), Karim Traoré (2000) allaient dans le même sens au sujet des chasseurs du monde mande. Les chants des serviteurs leur reviennent, en principe, rien ne devrait changer cet ordre des choses. Les grandes spécialistes de ces chants sont connues et célébrées en tant que telles. Il convient de noter que cette attribution n'est pas synonyme de possession exclusive. Le chant, le genre, ou toute autre création dans ce sens reste à la disposition des ayants droit et l'accès en est dûment règlementé.

Ute Röschenthaler (2011a, 2011b) montre avec justesse comment s'est développée dès les XVIIème et XVIIIème siècles une certaine forme de recours aux droits relatifs aux

---

9 Le monde mande correspond à l'aire d'extension de l'empire du Mali (XIIIème–XVème siècle) ; il couvre les pays qui partagent les mêmes conceptions de la société et du pouvoir. Pour plus de détails voir Diawara 1996 : 591.

10 Voir à ce sujet les deux numéros spéciaux que la revue *African Arts* consacre à la question appliquée à l'art yoruba (1998, 1999) avec des auteurs comme Walker, Yai, Stokes, LaGamma.

biens culturels immatériels dans la région de la Cross River, aux confins des frontières du Cameroun et du Nigéria. Il s'agit d'associations à caractère cultuel qui organisent notamment des spectacles avec des danses, des *performances*. L'auteure précise que le commerce de ces droits ne conduit toutefois pas à une réification de l'ensemble de la culture. Une œuvre ne saurait être due à un seul auteur, elle est plutôt le résultat d'une histoire et de l'effort de générations précédentes. Il est entendu que l'usage de certaines pratiques culturelles est soumis au contrôle d'un ensemble de propriétaires de cultes (2011b : 48, 53, 56).

Dans la même perspective, Jane Goodman précise au sujet des Kabyles d'Algérie l'ordonnancement des chants nuptiaux des femmes. Elle en précise le mode de production, de diffusion et d'exécution publique (2002 : 93 ; 2005 : 145 sq.). Sous l'influence de l'urbanisation, de l'émigration notamment, interviennent des transformations majeures : des hommes de la ville s'emparent des chants. S'installe une autre pratique de la musique, de son apprentissage et du droit y afférent. Goodman insiste, toutefois, sur le fait que l'auteur qui émerge chez les femmes kabyles de ce nouveau contexte n'est point l'auteur romantique (2002 : 92).

Comment donc imaginer le « domaine public » dans un tel contexte ? Le domaine public constitue le trou noir du débat sur les droits d'auteurs au Mali. Ceux qui l'évoquent, notamment les artistes, le confondent avec le droit de chanter sans plagier. Autant les artistes en parlent peu, autant les fonctionnaires du Bureau Malien des Droits d'Auteurs (BUMDA) semblent en faire peu de cas. Les fonctionnaires du BUMDA ne l'évoquent véritablement que lorsqu'ils mentionnent le rapport des étrangers avec le patrimoine malien que ceux-ci désirent exploiter (Diakité interview 2009).

Mande Moussa Diakité, le documentaliste du BUMDA, en charge d'enregistrer les déclarations d'œuvres des artistes, témoigne : « Une œuvre pour un individu est comme une *daba* qui lui sert d'instrument[11]. Jadis, la musique n'était que divertissement. De nos jours avec le droit d'auteur on a un instrument et on en vit ! » Il illustre son propos en citant le bilan 2008 du BUMDA. Les droits d'auteur ont été payés à 1 366 personnes dont 1 044 auteurs-compositeurs. Diakité (interview, 06. 03. 2009) ajoute :

11 Le propos de Diakité rappelle vivement celui de Wa Kamissoko, traditionniste de renom du Mande qui aimait à dire : « Ma houe, c'est ma bouche, celle-ci est en même temps mon champ […] » (Kamissoko, Wa in Cissé et Kamissoko 1991 : 258).

« C'est pourquoi je demande à tous ceux qui viennent, où est l'œuvre ? Tu l'as déclarée[12] ? Déclarée ou pas, elle est protégée ! C'est notre devoir de leur dire que ce qu'ils ont créé peut les aider et jusqu'à 50 ans après la mort du dernier qui a concouru à la mise en œuvre de l'œuvre […] »

Que dire donc des œuvres non déclarées qui constituent la majorité, car personne, excepté quelques artistes essentiellement de la capitale, ne se soucie de déclarer ses œuvres.

Lorsque l'État socialiste (1960–1968) encadrait systématiquement la jeunesse malienne et investissait lourdement dans la création artistique, les droits d'auteurs n'existaient pas, le danger de la reproduction mécanique non plus. Les artistes et leurs encadreurs rivalisaient d'ardeur pour composer les meilleures chansons possibles, conformes au canon local et à celui de l'État d'orientation socialiste (Diawara 2003 ; Schulz 2001 ; Arnoldi 2006, De Jorio 2006). Ce qui était composé dans ce contexte de collecte systématique organisée par l'État faisait partie d'office du patrimoine national[13]. Le régime militaire (1968–1991) avait largement reconduit le même système tout en réduisant le soutien à la jeunesse. Si la notion de patrimoine national semble acquise sous le règne des socialistes, qu'en était-il sous le régime militaire avant l'irruption des droits d'auteurs, qui, tels qu'on les connaît aujourd'hui, ne datent que de 1978.

Un détour par le droit français s'impose pour situer le concept du patrimoine au sujet duquel Michel Gautreau note :

« L'auteur jouit, sa vie durant, du *droit exclusif d'exploiter son œuvre* sous quelque forme que ce soit, et *d'en tirer un profit pécuniaire*. Au décès de l'auteur, ce droit persiste au bénéfice de ses ayants droit pendant l'année civile en cours et les cinquante années qui suivent […] Toute œuvre de l'esprit est assortie d'un délai au-delà duquel les prérogatives pécuniaires de l'auteur et de ses ayants droit s'éteignent. L'œuvre tombe alors dans *le domaine public* […] Avant d'être une *valeur patrimoniale* '*dans le commerce*', l'œuvre de l'esprit appartient au *patrimoine culturel de la communauté nationale* qui a permis son éclosion. » (1970 : 52, 67 ; MD)

Le BUMDA relève du Ministère des arts et de la culture qui a pris différents noms depuis l'indépendance. Comme l'indique son nom, le Bureau veille à la gestion des droits

12 Jane Goodman (2005 : 145) souligne aussi cet aspect en Kabylie.

13 L'État socialiste avait institué de 1962 à 1968 des manifestations sportives et culturelles à l'échelle locale et nationale, dites les Semaines locales, Semaines régionales et Semaine nationale de la jeunesse. Ces institutions encourageaient la création artistique et le sport.

d'auteurs, maliens ou pas, sur le territoire national. Durant la période coloniale, toute affaire qui relevait du domaine de la musique et de sa mise en valeur dépendait directement de Paris. Les services compétents étaient chargés de fabriquer et d'exploiter les phonogrammes des artistes africains, en l'occurrence soudanais, dont les redevances étaient versées sur place (Diakité 2006 : 56). Nous avons affaire dans les deux cas à une action de mise en valeur et de développement culturel. Cette volonté se renforce particulièrement durant le gouvernement socialiste. Elle prend davantage d'ampleur avec le lancement dans le cadre de la politique de libéralisation de deux unités privées de fabrique de cassettes de musique. Un pas décisif est franchi en direction de « l'industrie culturelle » comme on se plaisait à le dire à Bamako (Diakité interview 2009)[14]. Par ailleurs, l'État colonial comme l'État postcolonial s'efforcent tous deux de moderniser la culture en convertissant l'héritage en patrimoine au sens commercial du terme. Se parant de la force de la loi, technologie de la modernité par excellence, l'État moderniste crée un domaine accessible à tous[15]. Curieuse ironie du sort, comme dans le cas du foncier, l'État invente le bien *commun*, une tradition qu'ignorent les acteurs du terrain.

L'article 107 du titre deux de « la loi 024 du 23 juillet 2008 fixant le régime de la propriété littéraire et artistique en république du Mali » stipule que « Les expressions du folklore dont *les auteurs individuels* sont inconnus, mais lesquels il y a tout lieu de penser qu'ils sont ressortissants de la république du Mali, appartiennent au *patrimoine national*. » (23. MD ; c'est moi qui souligne). Puisque un grand nombre de Maliens ne déclarent pas leurs œuvres, celles-ci relèvent-elles automatiquement de ce patrimoine ? Que dire de toutes les œuvres enregistrées et déposées à la radio ou à la télévision sans déclaration de la part de créateurs identifiés et identifiables ?

Le conflit latent qui oppose les nouveaux croisés des droits d'auteurs illustrent bien la confusion de genre qui règne au quotidien sur le terrain. Illustration ? Pour des raisons de déontologie, je ne nommerai pas l'ensemble des protagonistes. Mariam Bagayogo est une

---

14 Remarquons que le gouvernement malien avait fait publier en 1971 la première anthologie de la musique malienne en quatre volumes chez Bärenreiter-Musicaphon BM 30L 2504. Seydoni SA et Mali K7 SA, fondées respectivement en 2001 et 2002, constituaient les deux entreprises de duplication de cassettes musicales du pays. Elles comptaient alors à deux 60 employés.
http://www.mali-music.com/Mag/Press/Press2005/independant050316A.htm
http://www.africalabel.com/files/WHO_S_WHO_-_version_15_mars.pdf

15 Boatema Boateng (2011 : 18) se réfère à un phénomène similaire au sujet du Ghana. Voir également Felski 1995.

grande artiste d'environ 70 ans, originaire de la petite bourgade de Kolokani, à 125 km au nord de Bamako. Au début de sa carrière, la localité était plutôt un gros village, caractère qu'elle garde encore en dépit de ses 48 000 habitants[16]. Elle fit connaître à travers le Mali la musique et la danse de son pays, le Beledugu, profitant dès le début des années 1960 de l'infrastructure qu'offrait le régime socialiste d'antan dont la radio d'État. Mariam Bagayogo est incontestablement la reine du *nkusun*[17] qui lui doit ses lettres de noblesse. Elle le chante encore aujourd'hui, le danse, y compris sur le xylophone sur lequel elle trépigne non sans élégance. Elle féconde les airs du pays dont ceux des villes comme Bamako et des conseils qu'elle a reçus de ses encadreurs maliens formés aux frais de l'État, dans les institutions de jeunesse de l'URSS ou d'autres pays socialistes dans les années 1960. Mariam gravit tous les échelons des institutions culturelles maliennes, en commençant par la troupe locale de Kolokani. Puis, ce fut la troupe régionale de Bamako, avant d'accéder au firmament de sa carrière à l'Ensemble instrumental nationale du Mali. D'après la loi, tout ce qu'elle produit dans ce cadre officiel tombe dans le patrimoine national.

Une jeune étoile naît au début des années 1990. Elle chante le même type de chansons marquées par sa biographie singulière. En effet, la jeune dame cumule deux expériences, sa formation à l'Institut national des arts de Bamako et son expérience en Europe, où elle séjourna avec ses parents. Elle y anime régulièrement des concerts. Issue du même pays que la grande dame du *nkusun,* il lui arrive de s'inspirer des mêmes sources que son aînée. La jeune artiste qui vit à Bamako ou en Europe ne se rend pas souvent au Beledugu. Comme nombre de ceux de sa génération, la radio devient une source essentielle d'inspiration. Toutefois, les jeunes artistes ne s'encombrent pas de rendre hommage à leur source, comme celle-ci l'a fait auprès des siennes, lorsqu'elle partait les voir chez elles pour demander l'autorisation de chanter leurs chants. Une certaine tension régna entre les deux chanteuses au point que leurs familles, pourtant amies de longue date, faillirent en arriver aux mains. La raison est une rumeur persistante selon laquelle Mariam Bagayogo voulait traduire la jeune dame devant les tribunaux pour raison de plagiat. On n'en vint pas là, bien que de tous côtés les arguments fusèrent. Des protagonistes déniè-

16 Voir GeoNames geographical database, in: http://population.mongabay.com/population/mali/2454955/kolokani (consulté le 15.05.2012).

17 Le *nkusun* désigne à la fois l'instrument en forme de gourde munie d'une excroissance qui permet de la saisir. La gourde est cernée d'un filet fait de perles ou de graines de plantes sauvages. La musicienne la secoue pour rythmer le son du tambour et du grand xylophone. Le *nkusun* est un genre musical propre au Beledugu (cf. David C. Conrad 2002 : 61, note 248).

rent à la grande dame du *nkusun* le droit de chanter la chanson, arguant même faussement qu'elle serait étrangère à Kolokani, la patrie du *nkusun*.

On pourrait croire que les musiciens maliens aient mal compris le sens du domaine public, ou du patrimoine, introduit par l'État. Cependant, la situation est bien plus complexe. D'abord, ils rejettent la vision occidentale et globalisante d'un patrimoine librement accessible qu'on oppose à un domaine privé mis en défens. Au mépris de la loi qui crée l'auteur romantique et le couve, les acteurs locaux décident d'accéder non seulement à ce qui est censé l'être, mais ils s'autorisent également l'accès du domaine soi-disant privé. Qui ose vraiment le leur interdire ? À croire que les acteurs, sciemment, décident d'outrepasser la contrainte de la loi. Comme l'a noté Coombe (1998) ailleurs, légiférer ne rime pas nécessairement avec contrarier les acteurs. Il pousse même à développer une alternative face aux contraintes de la loi (voir également Goodman 2002 : 87). Ensuite, le nouveau concept du domaine public pousse certains à remettre en cause les bases mêmes des règles locales qui gouvernaient la transmission du savoir. Les conflits de ce type, nombreux, se multiplient sans toutefois dégénérer. Comme les règles d'accès au domaine de l'autre, dictées par le code local, se flexibilisent à cause notamment de la ville, de la scolarisation et de la politique culturelle de l'État, les artistes s'ouvrent de plus en plus de possibilités d'inspiration au mépris de leur appartenance sociale et régionale (Diawara 1996, 2003).

De la même manière que le législateur colonial et son héritier opposent les communs et le domaine privé dans le foncier, ils opposent le domaine public au droit de l'auteur quant aux biens immatériels. Comme le domaine privatif individuel à l'occidental est battu en brèche au quotidien, ce diptyque simpliste ne s'impose pas sur le terrain. La pratique du quotidien prend le dessus, et les acteurs locaux deviennent plus entreprenants en marge de la loi.

Aussi surprenant que cela puisse paraître, l'intérêt pour la propriété intellectuelle qui semblait longtemps inexistante dans les colonies et ex-colonies comparativement au droit foncier se manifeste. La bataille une fois gagnée sur le front de la terre, on se focalise sur celui de la propriété des biens immatériels. Chander et Sunder écrivent avec raison :

« *Now, with* the rise of the Information Age, the flashpoint debates about property have moved from land to information. *In intellectual property, we have witnessed the emergence of a new public domain movement, modeled self-consciously on the environmental movement, which seeks to* protect a commons of information against the encroachment of private property. *As we witness what scholars have labeled a new « enclosure movement » in the*

domain of ideas, the public domain has quickly ascended to the top of intellectual property scholars' agenda. The public domain is now the cause célèbre among progressive intellectual property and cyberlaw scholars ». (Chander et Sunder 2004 : 1333–1334 ; MD)

La logique qui a conduit à protéger la terre comme ressource surgit dans le cas des biens immatériels. Ces derniers deviennent convoités dans la conjoncture actuelle. Le colonisateur, par un subterfuge juridique, protège avec acharnement ses auteurs et son marché. Dans le même temps, il réduit l'essentiel de la production culturelle des anciennes colonies à un domaine non protégé, accessible à tous. Ce conflit juridique n'est pas prêt de se régler. Il s'agit pour ces pays dominés de freiner, mieux, d'arrêter l'expansion globale et unilatérale du droit d'auteur du XIXème siècle qui est lui-même directement lié à l'expansion coloniale.

4. Conclusion

La création des communs par les spécialistes du développement correspond à l'invention d'une tradition. Contrairement au concept développé par Terence Ranger (1983, 1993), ce ne sont pas ses sujets, mais l'État colonial lui-même qui est à l'œuvre. Cet État, champion de la modernité, pour satisfaire ses propres besoins, invente pour les sujets pourtant réputés proches de l'état de nature, un domaine dit des *communs* à la mesure de ses propres ambitions. L'État met au point une catégorie lisible[18], donc viable selon ses propres normes, c'est-à-dire celles de la métropole et de l'Occident.

L'exemple du droit coutumier montre à suffisance comment l'administration coloniale s'est préoccupée d'un domaine qui concerne un bien doté d'un enjeu, la terre. Elle s'efforce de connaître ce que l'« indigène » pratique, avant de produire à partir de ce savoir un texte conforme aux souhaits du colonisateur qu'il érige en droit. Ce texte se veut un instrument de pouvoir et de domination. Le droit foncier qui en résulte rappelle à s'y méprendre le droit d'auteur avec toutefois une différence de taille. Dans le domaine de la culture tardivement devenue une ressource et partant, un enjeu, l'État ne consulte pas les acteurs. On ne conduit pas de recherche de terrain pour constituer un « coutumier ». Quand bien même on le ferait, une fois la loi votée et rigidifiée, elle abandonne le champ

18 Je me réfère au concept de *legibility* de James C. Scott (1998 : 2). Il écrit : « […] *the more I came to see* […] *as* a state's attempt to make a society legible […] I began to see legibility as a central problem in statecraft ». (MD)

de ceux qu'elle était censée servir. Elle leur devient étrangère. Tel fut le cas du droit foncier ; analogue est le sort du droit d'auteur. L'État légifère d'en haut, quitte à ce que ceux qui appliquent la loi en ignorent la raison d'être.

Au-delà du face-à-face entre le droit métropolitain et le droit local, cette question convoque le débat plus large du rapport de forces entre la loi de type occidental à prétention universelle et les lois locales qui gouvernent le champ des biens immatériels en Afrique et dans d'autres parties du monde. Certains auteurs voient dans la pratique actuelle un recul devant les épistémologies dominantes et exigent une remise en cause plus radicale des rapports entre le fait d'être auteur et l'inaliénabilité de son droit. Ils en appellent à prendre plus en compte le point de vue des cultures non-occidentales qui privilégient la communauté sur l'individu ainsi que la garde d'un bien sur son appropriation individuelle (Posey et Duftfied 1996, Coombe 1998, Boateng 2011 : 14).

Quoi qu'il en soit, cette législation moderne est source de paradoxes. Elle renvoie à ce constat établi par Sarah Berry (1988) au sujet du foncier en Afrique subsaharienne. Pour elle, le morcèlement de la terre et sa privatisation provoquent une « privatisation inachevée » (*incomplete privatisation*), puisque le droit d'aliéner la terre n'existe pas. Que dire, si on avance dans la même direction quant à l'appropriation des biens culturels immatériels ? Les acteurs, plus rétifs que jamais, trouvent toujours l'alternative à la loi. Ils sauront toujours si le fruit tombé du manguier est à manger avec ou sans l'autorisation du législateur. C'est à cet exercice que je me suis appliqué à Siby en compagnie de Joachim.

5. Bibliographie sélective et interviews

Interviews

Diakité, Mandé Moussa. M. Diakité a assuré jusqu'en 2011 la fonction de chef de la section documentation du Bureau Malien des Droits d'Auteurs, avant d'en devenir le directeur adjoint. Il est l'un des plus anciens fonctionnaires du Bureau et en représente la mémoire. Diakité connaît chaque artiste et ne tarit pas en récits discrets sur son métier.

Bibliographie sélective

Arnoldi, M. J. 2006. « Youth Festivals and Museums : The Cultural Politics of Public Memory in Postcolonial Mali », *Africa Today*, n° 52, 4, p. 55–76.

Benjaminsen Tor A. and Lund, C. (éds) 2001. *Politics, Property and Production in the West African Sahel Understanding Natural Resources Management*, Uppsala, Nordiska Afrika institutet.

Berry, S. 1988. « Concentration without privatisation? Some consequences of changing patterns of rural land control in Africa », in: Downs, R. E.; Reyna, S. P. (éd.) *Land and Society in Contemporary Africa*, Hanover & London University Press of New England, p. 53–75.

Boateng, B. 2011. *The Copyright Thing Doesn't Work Here. Adinkra and Kente Cloth and Intellectual Property in Ghana*, Minneapolis, Londres, University of Minnesota Press.

Chander, A. and Sunder, M. 2004. « The Romance of Public Domain », *California Law Review*, n° 92, p. 1331–1373.

Cissé, Y. T. et Kamissoko, W.

1991. *Soundjata, la gloire du Mali*, Paris, Arsan Karthala.

1994. *La confrérie des chasseurs Malinké et Bambara : mythes, rites et récits initiatiques*, Éditions Nouvelles du Sud, Paris.

Conrad, D. C. and Camara, S. 2002. *Somono Bala of the Upper Niger: River People, Charismatic Bards, and Misschieveous Music in a West African Culture*, Leiden, Boston, Brill.

De Jorio, R. 2003. « Narratives of the Nation and Democracy in Mali: A View from Modibo Keita's Memorial », *Cahiers d'Études africaines*, n° 43, 172, p. 827–855.

Diawara, M.

1996. « Traditions orales, chanson et média : le griot et l'artiste de l'aire culturelle mande », in: *Cahiers d'Études africaines*, n° 144, XXXVI–4, p. 591–612.

2003. *L'empire du verbe – L'éloquence du silence. Vers une anthropologie du discours dans les groupes dits dominés au Sahel*, Cologne, Rüdiger Köppe Verlag.

2011. « Comment peut-on être auteur ? De la création dans un contexte de tradition orale en Afrique subsaharienne », in: Justin Bisanswa et Kasereka Kavwahirehi (études réunies par), *Dire le social dans le roman francophone contemporain*, Paris, Champion, p. 33–52.

Gautreau, M. 1970. *La musique et les musiciens dans le droit privé français*, Paris, Presses Universitaires de France.

Goodman, J. E.

2002. « ‹ Stealing Our Heritage? › Women's Folksongs, Copyright Law, and the Public Domain in Algeria », *Africa Today* n° 49.1, p. 85–97.

2005. *Berber Culture on the World Stage. From Village to Video*, Boomington, Indiana University Press.

Hardin, G. 1968. « The Tragedy of the Commons », *Science*, Vol. 162, n° 3859, p. 1243–1248.

Hobsbawm, E. and Terence R. (éds). 1983. *The Invention of Tradition*, Cambridge, Cambridge University Press.

LaGamma, A. 1998. « Authorship in African Art », *African Arts*, n°31, 4, *Special Issue: Authorship in African Art*, Part 1, p. 18–23.

Le Roy E. 1982. « La formation des droits ‹ non-étatiques ›», in *Encyclopédie Juridique de l'Afrique*, Tome 1, Abidjan/Dakar/Lom, p. 353–375.

Löhr, I. 2010. *Die Globalisierung geistiger Eigentumsrechte. Neue Strukturen internationaler Zusammenarbeit 1886–1952*, Göttingen, Vandenkoeck & Ruprecht.

Maupoil, B. 1939. « Introduction aux Coutumiers Juridiques de l'Afrique Occidentale Française », Tome 1–3, Paris, Tome 1, p. 1–41.

Ostrom, E.

1990. *Governing the Commons: The Evolution of Institutions for Collective Action*, Cambridge, New York, Cambridge University Press.

2005. *Understanding institutional diversity*, Princeton, Princeton University Press.

Peukert, A. 2013. « The Colonial Legacy of the International Copyright System », in Mamadou Diawara and Ute Röschenthaler (éds) *Intellectual Property, Normative Orders and Globalisation*, Oxford, Sean Kingston Publishing.

Ranger, T.

1983. « The Invention of Tradition in Colonial Africa », in Hobsbawn, Eric and Ranger, Terence (éds), *The Invention of Tradition*, Cambridge, Cambridge University Press.

1993. « The Invention of Tradition Revisited: The Case of Colonial Africa, » in Terence Ranger and Olufemi Vaughan (éds.) *Legitimacy and the State in Twentieth-Century Africa: Essays in Honour of A.H. Kirk-Greene*. Oxford, Macmillan Press, p. 62–111.

Rochegude, A. 1977. « Tendances récentes du droit de la terre en République du Mali », *Revue internationale de droit comparé*, n° 29, 1, p. 721–746.

Röschenthaler, U.

2011a. *Purchasing Culture: The Dissemination of Associations in the Cross River Region of Cameroon and Nigeria*, Trenton, Africa World Press.

2011b. « Geistiges Eigentum oder Kulturerbe? Lokale Strategien im Umgang mit kulturellen Ressourcen », *Sociologus* 2011, n° 61, 1, p. 45–67.

Schulz, D. E. 2001. *Perpetuating the Politics of Praise*, Cologne, *Rüdiger Köppe Verlag*.

Scott, J. C. 1998. *Seeing like a state: how certain schemes to improve the human condition have failed*, New Haven, Yale University Press.

Stamm, V. 2012. « Über die Kodifizierung von Rechtsgewohnheiten, », sous presse.

Thébaud, B. 2001. « Droit de Communage (‹ Commons ›) et pastoralisme au Sahel: quel avenir pour les éleveurs Sahéliens? », in: Tor A. Benjaminsen and Christian Lund (éds) *Politics, Property and Production in the West African Sahel Understanding Natural Resources Management*, Uppsala, Nordiska afrikainstitutet, p. 163–182.

Traoré, K. 2000. *Le jeu et le sérieux. Essai d'anthropologie littéraire sur la poésie épique des chasseurs du Mande (Afrique de l'Ouest)*, Cologne, *Rüdiger Köppe Verlag*.

Verdier R. 1986. « Civilisation paysannes et traditions juridiques », in Verdier Raymond, et Rochegude Alain (éds), *Systèmes fonciers à la ville et à la campagne*, l'Harmattan, Paris, p. 5–26.

Mamadou Diawara ist Professor am Institut für Historische Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt; Fellow des Wissenschaftskollegs 1994/95.

JOACHIM NETTELBECK, DIE *AREA STUDIES* UND DIE KUNST, FÄDEN ZU ZIEHEN

ANDREAS ECKERT UND SHALINI RANDERIA

I.

Es hilft kein Drumherumreden: Verwalter und Wissenschaftler, das ist nicht selten ein schwieriges Verhältnis. Wenn Wissenschaftler nicht gerade über nicht anwesende Kollegen lästern, dann weinen sie sich gerne über ihre jeweilige Universitätsverwaltung aus, die Forschung und Lehre eher behindere oder gar sabotiere als ermögliche. Der Exzellenzwahn mit seinem extremen Verwaltungsaufwand hat die Stimmung vielerorts nicht gerade verbessert. Die einst von Max Weber beschworene Verheißung der aktenmäßigen Erledigung als zentrales Merkmal der Bürokratie erweist sich im universitären Alltag sicher nur allzu oft als Chimäre. Ob das ein Grund ist, gleich pauschal die universitäre und Wissenschaftsadministration zu verdammen, wie dies nicht selten geschieht, sei dahingestellt. Aber auch die Universitätsverwalter schlagen zurück. Professoren, so wird nicht nur hinter vorgehaltener Hand kolportiert, seien zu doof, selbst die einfachsten Formulare und Antragsblätter korrekt auszufüllen, geschweige denn, die Finessen bürokratischer Abläufe, wie sie in einem komplexen Subsystem wie der Universität und Wissenschaftsförderung nun einmal anfallen, nachzuvollziehen oder wenigstens in ihrer Vielschichtigkeit zu würdigen. Wie gesagt, ein schwieriges Verhältnis.

Im Wissenschaftskolleg zu Berlin aber ist ja sowieso alles anders. Auf dieser Insel der Seligen gibt es entsprechend auch einen Verwalter, der bei den im Kolleg präsenten Wissenschaftler/-innen stets nur höchste Anerkennung und Respekt genießt. Und dies nicht, weil er an einem Ort, an dem so viele Primadonnen zusammenkommen und sich Gehör verschaffen wollen, die Kunst des sehr aufmerksamen Zuhörens perfektioniert hat. Und auch nicht, weil er ihnen nach dem Munde redet oder so tut, als sei er gar kein Verwalter. Joachim Nettelbeck macht kein Hehl aus seiner Überzeugung, dass exzellente Wissenschaft Verwaltung braucht, dass Verwaltung etwas ist, dessen Notwendigkeit es

offensiv zu vertreten gilt. Wir haben ihn sogar von der „Erotik der Verwaltung“ sprechen hören. Nun ja. Was ihn im Übrigen nicht daran hindert, gelegentlich seine stupenden Kenntnisse über diverse Themen zu offenbaren, etwa in Gestalt von Lektüreempfehlungen, denen man anmerkt, dass er sich eingehend mit den Inhalten beschäftigt hat. Wissenschaftliche Moden beeindrucken ihn wenig. Genauso wenig interessieren ihn Fächergrenzen. Mit unermüdlichem Enthusiasmus und einem kritischen Urteil liest und unterhält er sich mit Wissenschaftlern über disziplinäre Grenzen hinweg. Neugierig ist er und stets offen für neue Ideen: Er ist der geborene *go-between*. Seine Rolle bestand häufig darin, Wissenschaftler/-innen in oft willkürlich wirkenden, aber wohlüberlegten und stets produktiven Konstellationen zusammenzubringen, ihre Gespräche dann über längere Zeit hinweg aufmerksam zu verfolgen und bisweilen ein wenig zu orchestrieren, um dann Kontakte zu Förderungsinstitutionen für die Umsetzung der dabei neu entstandenen Impulse herzustellen.

Es scheint, als habe Joachim Nettelbeck die Zauberformel gefunden. Sie lautet: Die Administration hat Ermöglichungsräume zu schaffen, in denen Wissenschaftler ihr kreatives Potenzial abrufen und entfalten können, und dann aus dem Hintergrund dafür zu sorgen, dass diese Kreativität in Bahnen gelenkt werden kann, die substanzielle Ergebnisse versprechen. Und dies so leise und unauffällig, dass man nur durch genaue ethnografische Erforschungen über die Wege des Wissens sein Wirken sowohl bei der Ideengebung als auch bei deren Institutionalisierung aufzuspüren vermag. Mit diesem Rezept hat er die Wissenschaftslandschaft nicht nur in Berlin entscheidend verändert.

Dies lässt sich etwa für den Bereich der *Area Studies* oder Regionalwissenschaften zeigen, ein Terrain, das uns sehr eng mit Joachim Nettelbeck verbindet. Schon früh hat er die Notwendigkeit gesehen, eine Betrachtungsweise zu fördern und in die deutsche Wissenschaftslandschaft hineinzutragen, die es ermöglicht, wissenschaftliche Probleme auch mit den Augen der „anderen“, vornehmlich also der nicht europäischen Gesellschaften zu sehen bzw. die Probleme der „eigenen“ Gesellschaft im Spiegel des „Fremden“ zu betrachten. Seit gut zehn Jahren haben sich die entsprechenden Bemühungen vor allem in zwei Vorhaben manifestiert, die viel der Energie, Fantasie, Durchsetzungskraft und nicht zuletzt dem diplomatischen Geschick Nettelbecks verdanken: dem am Wissenschaftskolleg angesiedelten Forschungsverbund „Wege des Wissens“ und schließlich dem „Forum Transregionale Studien“, das sich nach einem mehr als mühseligen Start dazu aufmacht, die häufig immer noch liebevoll-herablassend als „kleine Fächer“ bezeichneten *Area Studies* aus Marginalisierung und Überforderung zu befreien und

zugleich zu verdeutlichen, dass die Verflechtung der Welt nur durch die Einbeziehung dieser Fächer und ihrer produktiven Verschränkung mit den sogenannten „Mutterdisziplinen“, aber auch untereinander, angemessen interpretiert werden kann.

II.

Zunächst jedoch ein kurzer Blick in die Geschichte der *Area Studies*. Ihre Ursprünge in den Vereinigten Staaten werden in der Regel mit dem Kalten Krieg verknüpft. Dies ist nicht ganz falsch, doch prägen hierzulande Entwicklungen des 19. Jahrhunderts bis heute in unterschiedlicher Intensität die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Afrika, Asien, Lateinamerika und dem Nahen und Mittleren Osten. In diesem Zeitalter des Hochimperialismus schrieb man die, wie es Sebastian Conrad und Shalini Randeria einmal formuliert haben, gleichsam „imperiale Trennung zwischen Europa als Subjekt und der kolonisierten Welt als Objekt“ im Rahmen der disziplinären Neuordnung der Universitäten institutionell fest. Die neu entstehenden Fächer der systematischen Sozialwissenschaften waren nun für die europäische Welt der Moderne zuständig, „vormoderne“ Kulturen hingegen gehörten in den Gegenstandsbereich der Anthropologie und Ethnologie. Für die alten asiatischen „Hochkulturen“ zeichneten fortan etwa Indologie, Sinologie und Japanologie verantwortlich, die ebenso wie die sich bald darauf etablierende Afrikanistik stark philologisch orientiert waren. Gerade die letztgenannte Disziplin stand überdies für den frühen „Praxisbezug“ der *Area Studies*. Dieser Praxisbezug ergab sich aus den Anforderungen der jungen Kolonialmacht Deutschland, die Expertise etwa für die – vor allem sprachliche und „landeskundliche“ – Ausbildung von Kolonialbeamten benötigte. Dass die Afrikanistik in diesem Zusammenhang das von Edward Said wirkungsmächtig denunzierte „orientalistische Wissen“ produzierte, ist das eine; das andere ist ihr Selbstverständnis, auch Serviceeinrichtung für politische und ökonomische Interessen sein zu müssen, um ihre Existenz legitimieren zu können. Der Konflikt zwischen jenen Fachvertretern, die streng philologisch arbeiten, und jenen, die stark „anwendungsorientiert“ für Politik und Wirtschaft forschen, ist heute ein wesentliches Konfliktmerkmal innerhalb der Regionalwissenschaften.

Die Zeit des Nationalsozialismus mit der zum Teil sehr markanten „Verstrickung“ regionalwissenschaftlicher Fächer in die Kolonialprojekte Deutschlands führte nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem starken Rückzug auf die vermeintlich „unpolitische“

Philologie. International hingegen kam es nun zur verstärkten Institutionalisierung der *Area Studies* im Kontext von Dekolonisation, Kaltem Krieg und dem Aufstieg des Konzepts „Entwicklung". Das international wichtigste Modell, um Wissen über die neuen, in ihrer Bedeutung scheinbar rasant wachsenden Regionen außerhalb Europas zu generieren und bereitzustellen, wurde die „School of Oriental and African Studies" der Universität London. Das meiste Geld für Südasien- und Ostasienforschung, für Afrika-, Lateinamerika- oder Osteuropastudien von Regierungsseite, vor allem aber aus der Schatulle privater Stiftungen wie der Ford Foundation, der Rockefeller Foundation und der Carnegie Corporation, floss in den Vereinigten Staaten. Hier wie dort wurde die Einheit des neu etablierten Zweiges *Area Studies* über Räume beziehungsweise Regionen (in der Regel Kontinente) konstruiert, denen man dann jeweils eine besondere Kultur zuordnete. Die auf diese Weise geschaffenen Fächer schöpften einmal aus dem Methodenarsenal der „systematischen" Disziplinen, aus denen sie zusammengesetzt waren, zum Zweiten hielten sie jedoch eng an einem Kulturbegriff fest, der „Kultur" im Sinne der Container-Theorie an feste regionale Grenzen band.

Auch in der Bundesrepublik und in der DDR fanden sich seit den späten 1950er-Jahren wieder zarte Ansätze der Institutionalisierung von *Area Studies*. Die in diesem Zusammenhang entstandenen Fächerkonstellationen erwiesen sich häufig jedoch als instabil, da sie einer ständigen Erweiterung durch neue Disziplinen, einer Umgruppierung je nach den methodischen Präferenzen und einer expliziten Infragestellung durch die Änderung der gesellschaftlichen Kontexte unterlagen und daher kaum die „harten Gehäuse" langer institutioneller Traditionen ausprägen konnten. Die in der Regel marginale Stellung der *Area Studies* hat dazu geführt, dass genügend große institutionelle Cluster und Fächerkonstellationen nur an wenigen Standorten überlebensfähig waren. Dieser Zustand änderte sich auch nach dem Fall der Mauer nicht. Zugleich waren die *Area Studies* zunehmend mit neuen politischen und methodischen Herausforderungen konfrontiert. So ersetzte eine prozesshafte und praxisorientierte Auffassung von Kultur als, wie Ulf Hannertz es nennt, „work in progress" zunehmend das alte holistische Verständnis einer territorial verankerten Kultur, das konstitutiv für die *Area Studies* war. Mit der Loslösung des Kulturbegriffs von ihren räumlichen Bezügen rückten Prozesse wie kulturelle Globalisierung und Diaspora stärker in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Gleichzeitig entwickelte sich die Einsicht, dass Kultur nicht mehr nach vorgegebenen räumlichen Strukturen definiert werden kann, sondern die einzelnen „Regionen" selbst als Resultate kultureller Markierungsprozesse verstanden werden müssen. „Was ist an Afrika

afrikanisch“, sollte also, laut Frederick Cooper, eine Frage sein, nicht eine Voraussetzung. Mit seinem provokanten Essay „Does India Exist?“ machte etwa Immanuel Wallerstein auf die Notwendigkeit aufmerksam, Analyseneinheiten wie ein Land oder eine Region sowohl zu historisieren als auch die geschichtliche Dynamik ihrer Naturalisierung aufzuspüren.

Der Fall der Mauer führte in Politik und Öffentlichkeit zu massiven Zweifeln an der Nützlichkeit der *Area Studies*, denn kaum jemand der zahllosen Osteuropaforscher – viele von ihnen Sozialwissenschaftler und gewissermaßen nahe an der Gegenwart dran – hatte das Ende des Sowjetimperiums vorausgesagt. Schließlich bedeutete der 11. September 2001 einen massiven Einschnitt für regionalwissenschaftliche Forschung. Dies gilt insbesondere, aber nicht nur, für die Islamwissenschaften. In den Vereinigten Staaten kam es zu einem Generalangriff auf die „Middle Eastern Studies“, deren Vertretern vorgeworfen wurde, sie hätten zu verständnisvolle Einschätzungen des politischen Islam abgeliefert und daher auch den 11. September nicht vorausgesagt. Dekane und Universitätspräsidenten, angesichts der massiven Anwürfe nervös geworden, fürchteten, ihre Nahost-Experten könnten Kontakte zu Terroristen haben oder ihre Universitäten durch ihr „unpatriotisches“ Image diskreditieren. Bis heute hat sich das Feld der Nahoststudien in den USA von dieser Atmosphäre des Verdachts nicht erholt, obwohl andererseits seit 9/11 reichlich staatliche Fördergelder fließen, um das Lernen der arabischen Sprache und allgemein Nahost-Expertise zu fördern. In Deutschland gestaltete sich die Situation weniger prägnant, gleichwohl einschneidend. Auch hier konnte der Eindruck nicht entkräftet werden, nicht auf der Höhe der Zeit zu sein und sich häufig mit irrelevanten Themen zu beschäftigen. Denn das neue Medieninteresse nach 9/11 schuf eine Nachfrage, die die Islamwissenschaft nicht befriedigen konnte, aufgrund ihrer geringen Größe, aber auch, weil sich kaum ein Islamwissenschaftler zu dieser Zeit mit „islamistischem Terror“ befasst hatte. Die Islamwissenschaften stellen sich seither die Frage, ob sie sich verstärkt aus ihrer philologischen Tradition lösen müssen, um sich unter vermehrter Zuhilfenahme von Methoden aus den Sozialwissenschaften weiterzuentwickeln und Terrorismusexperten ausbilden. Oder sollen sie philologische Traditionen pflegen und die Studierenden in möglichst vielen Sprachen ausbilden, auch angesichts der Tatsache, dass die meisten Experten, die sich zum Islam äußern, durch keinerlei einschlägige Sprachkenntnisse glänzen?

III.

Vor diesem knapp skizzierten Hintergrund entwickelte Joachim Nettelbeck seine Initiativen zur Neukonfigurierung der Regionalwissenschaften in Deutschland. Ein signifikanter Schritt war die durch seine diskrete Regie mögliche Abhaltung einiger Tagungen (1999–2001) in den Räumlichkeiten der Werner Reimers Stiftung, aus der eine Denkschrift von Michael Lackner und Michael Werner hervorging, die bis heute grundsätzliche Diagnosen und Handlungsanweisungen für die *Area Studies* bereithält. Nettelbecks Rolle hier war viel subtiler oder weniger evident als kurz darauf im Verbund „Wege des Wissens", einmal wegen der räumlichen Distanz, aber auch, weil die in Bad Homburg versammelte kleine, heterogene Gruppe auch als eine „Spähtruppe" verstanden und eingesetzt wurde, um neue interdisziplinäre Themen zu entdecken oder zu generieren, die potenziell relevant waren, in der deutschen universitären Landschaft aber noch keinen Platz gefunden hatten. Sein Beitrag bestand wie immer darin, ein eher ungewöhnlich zusammengesetztes Ensemble von Wissenschaftlern an den Start zu bringen, ihnen einige Anregungen zu geben, dann aber dem Diskussionsprozess mit all seinen Irrungen und Wirrungen freien Lauf zu lassen.

Neben den *Area Studies*-Tagungen fand in der Reimers Stiftung auch eine Workshop-Reihe zu „Recht und Globalisierung" statt, die von Klaus Günther und Shalini Randeria initiiert wurde und ebenfalls in einen Bericht mündete. Dieser Text diente zwar als Impetus für ein Nachdenken über die Transnationalisierung des Rechts und des neu entstehenden Rechtspluralismus, mündete aber trotz intensiver Bemühungen von Joachim Nettelbeck in keine institutionellen Erneuerungen oder curriculare Veränderungen. Trocken meinte er damals, diese Sisyphusarbeit mit den Juristen müsse halt in jeder Forschergeneration nochmals neu probiert werden. Der Reimers-Gruppe gehörten auch ein Biologe und ein Ökonom an, nicht zuletzt in der Hoffnung, dass sich aus der Beteiligung dieser beiden Disziplinen neue Impulse für die Konturierung interdisziplinärer sozialwissenschaftlicher Forschungsfelder ergeben würden. Dies blieb eine vergebliche Hoffnung. Allein die *Area Studies*-Initiative ließ sich in Berlin fortsetzen und dann verstetigen, mit weitreichenden Folgen für die deutsche universitäre Landschaft. Diese umwegreiche Entwicklung bestätigt eine zentrale Nettelbeck'sche These: Wissenschaftliche Innovationen lassen sich nicht planen; für gelungene Ideen kann lediglich der geeignete Rahmen geschaffen werden.

Ende 2002 wurde als Folgeinitiative am Wissenschaftskolleg der Verbund „Wege des Wissens“ gegründet – in vielerlei Hinsicht eine typische Nettelbeck'sche Versuchsanordnung. Hier offenbarte sich wiederum seine Fähigkeit, Wissenschaftler/-innen unterschiedlichster Provenienz in einen Raum zu sperren, auf dass diese Konstellation kreative Funken schlägt. Die Idee bestand darin, verschiedene Vertreter/-innen der reichen, aber völlig zersplitterten regionalwissenschaftlichen Landschaft Berlins zusammenzubringen, um sie neue Methoden und Themen ausprobieren und auf diese Weise die Stärke der Berliner *Area Studies* und die Notwendigkeit und Nützlichkeit regionalwissenschaftlicher Ansätze demonstrieren zu lassen. Mit der geisteswissenschaftlichen Großforschung und dem Berliner Sumpf bestens vertraute Persönlichkeiten waren dabei, etwa Erika Fischer-Lichte, aber auch jüngere Wissenschaftler/-innen voller Tatendrang wie Sebastian Conrad oder Friederike Pannewick oder inzwischen an anderen Orten Wirkende wie Shalini Randeria. Wie wären die Diskussionen wohl verlaufen, wenn der originelle Querdenker und Afrikahistoriker Albert Wirz nicht bald nach der Etablierung des Verbundes viel zu früh verstorben wäre? Mittendrin war jedenfalls immer Joachim Nettelbeck, die Diskussion vorantreibend, die Gruppe zusammenhaltend und allzu originellen Entwürfen auch einmal Einhalt gebietend. Und wenn die Dinge einmal ins Stocken gerieten, gab es gelegentlich ein Risotto-Lunch bei seinem Lieblingsitaliener an der Schaubühne, um Ideen zur Neugestaltung auszutauschen.

Eine bescheidene Grundfinanzierung der Berliner Senatsverwaltung stand zur Verfügung, um, wie wir es rasch nannten, „Probebohrungen“ durchzuführen. So entstand ein Ort des wilden, zugleich in Maßen konturierten Denkens, bei dem durchaus auch gestattet war, dass bei der Bohrung keine Schätze gefunden wurden. Das gemeinsame Forschungsinteresse der Mitglieder richtete sich auf die Zirkulation von Wissen und die kulturellen Transferprozesse im Spannungsfeld der wechselseitigen Beziehungen und Verflechtungen. Der Schwerpunkt lag dabei auf den außereuropäischen Gesellschaften, die in jeweils spezifischer Weise durch die Interaktion mit Europa und den Vereinigten Staaten, aber auch untereinander geprägt wurden – und umgekehrt auf den „Westen“ zurückwirkten. Auf diese Weise kam eine zentrale Dimension sozialer und kultureller Globalisierung in den Blick, ohne dabei eurozentrische Vorannahmen über den Transfer von Wissen zu reproduzieren. Im Verlauf der Diskussionen schälte sich langsam die Einsicht heraus, dass „Wissen“ nur dann ein sinnvoller Fokus sein kann, wenn er mit einem Thema verknüpft ist – wie auch *Area Studies* und transregionale Forschung nur dann relevante Einsichten produzieren, wenn sie thematisch fokussiert sind, und wenn sie ein

spezifisches *Problem* im Blick haben. Aus dem Verbund sind eine Reihe von größeren Projekten hervorgegangen, die gegenwärtig die transregionale Forschung in Berlin und darüber hinaus prägen, etwa die DFG-Forschergruppe „Akteure der kulturellen Globalisierung“ unter der Leitung von Sebastian Conrad und Andreas Eckert, das von Andreas Eckert geleitete BMBF Internationale Geisteswissenschaftliche Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ (Käte Hamburger Kolleg) oder das ebenfalls vom BMBF geförderte Netzwerk „Soziale Ungleichheiten“ an der FU Berlin, an dem u. a. Marianne Braig und Sergio Costa beteiligt sind.

Die aus dem Experiment „Wege des Wissens“ gewonnenen Erfahrungen haben Joachim Nettelbeck dazu veranlasst, Überlegungen über die Organisation der Regionalwissenschaften in Deutschland einem breiteren Publikum vorzustellen. In der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* plädierte er im Februar 2005 für nicht weniger als eine „neuartige Organisation der Forschung“. Die *Area Studies* müssten aus ihrer Überforderung befreit werden, die daraus entstehe, „alles gleichzeitig leisten zu wollen: Studium der Sprache, Geschichte, Kultur und sozialen Strukturen, Forschung über alle Disziplinen hinweg, Beratung für Politik und Wirtschaft und ständige Medienpräsenz“. Andererseits bedürfe es der Öffnung der systematischen Disziplinen für „das Anregungspotential fremder Erfahrungen“. Auf institutioneller Ebene hieße das, Freiräume für Forscher zu schaffen, „einerseits in spezialisierten Instituten zu den Regionen und andererseits in Räumen, in denen Wissenschaftler unterschiedlicher Disziplinen und unterschiedlicher Regionalkompetenz auf Zeit zusammenarbeiten können.“ Das zweite von ihm hier geforderte Format hat Eingang in die Modellierung des vom BMBF geförderten Käte Hamburger Kollegs gefunden.

Die erfolgreiche Rolle des 2009 beendeten Verbundes „Wege des Wissens“ als „Hebamme“ oder „Inkubator“ für größere Forschungsprojekte wird gegenwärtig vom „Forum Transregionale Studien“ übernommen. Die Geburt dieser Einrichtung erforderte Joachim Nettelbecks ganzes Geschick und zuweilen drohte selbst er seine Contenance zu verlieren. Wie konnte das geschehen? Die Idee, die hohe Konzentration und die Breite der Kompetenz in Berlin für Afrika, Asien, Lateinamerika und den Nahen und Mittleren Osten zu einem prägenden und über die Stadt hinaus strahlendem Element der wissenschaftlichen Landschaft Berlins zu machen, hatte ja bereits zur Gründung von „Wege des Wissens“ geführt und sollte nun auf eine breitere institutionelle Grundlage gestellt werden. Flankiert wurde das Anliegen etwa auf Bundesebene durch die nachdrücklichen Empfehlungen des Wissenschaftsrates vom Juli 2006, die *Area Studies* in

Deutschland zu stärken. Nicht untypisch für Berlin, hat es trotz eigentlich exzellenter Voraussetzungen elend lange gedauert, bis Resultate vermeldet werden konnten. So stand eine Zeit lang die arg kompetitive Stimmung zwischen den Präsidien der Freien und der Humboldt-Universität einer konstruktiven Lösung im Wege. Der damalige Präsident der FU, Dieter Lenzen, fand Kooperationen im Bereich der *Area Studies* nur dann gut, wenn seine Universität die Hauptrolle spielen sollte. Angesichts des offensichtlichen Unwillens mancher Beteiligter, einen Kompromiss zu finden, platzte auch Joachim Nettelbeck der Kragen, was sich etwa darin äußerte, dass er in – sagen wir einmal – teilöffentlichen Kontexten klare Worte über so manche Person des Berliner Universitätslebens fand.

Am Ende aber siegte – nicht zuletzt dank Joachim Nettelbeck – der Pragmatismus. Im Oktober 2009 konnte das „Forum Transregionale Studien" als eingetragener Verein gegründet werden. Nahezu alle thematisch einschlägigen Forschungsprojekte der Berliner Hochschulen sowie außeruniversitären Zentren fungieren als Mitglieder. Und die gegenwärtigen Präsidenten von HU und FU ziehen in Sachen Forum – auch dies u. a. ein Resultat diskreter Nettelbeck'scher Choreografie – an einem Strang. Das Forum betätigt sich erfolgreich als Plattform zur Förderung von Projekten, die neue Wege transregionaler Forschung erproben. Zurzeit sind mehr als 30 jüngere Nachwuchswissenschaftler aus aller Welt im Rahmen der Forums-Vorhaben in Berlin. Eigentlich wäre alles gut, wenn da nicht das Geld bzw. der Mangel daran wäre. Bislang wird das Forum großzügig durch die Berliner Senatsverwaltung gefördert, doch gibt es deutliche Signale, dass das Land Mitfinanzierung von anderer Seite wünscht. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung, das sich in den vergangenen Jahren stark in der Förderung der *Area Studies* engagiert hat, erscheint in diesem Zusammenhang als der richtige Ansprechpartner. Diesen Partner an Bord zu holen, hat sich Joachim Nettelbeck zur Aufgabe gemacht. Unermüdlich führt er Gespräche mit den Beteiligten, lanciert Ideen, erörtert Möglichkeiten. Zwischendurch ein Anruf, um den Stand der Dinge zu besprechen oder eine Strategie zu erörtern; regelmäßig Papiere, die zu merkwürdigen Zeiten wie sonntagmorgens verschickt werden und die wesentlichen Aspekte zusammenfassen. Eigentlich unvorstellbar, dass das bald aufhören soll. Nettelbeck selbst hat, seinen Freund Alain Supiot zitierend, nicht nur ironisch vom Ruhestand als sozialem Tod gesprochen. Wir gehen allerdings davon aus, dass ihn dieser Tod auch mit der formalen Pensionierung nicht ereilen wird. Und dass er in Sachen *Area Studies* weiterhin diskret die Fäden zieht. Die an dieser Sache Interessierten können das nur hoffen.

Shalini Randeria ist Professorin am Ethnologischen Seminar der Universität Zürich; Fellow des Wissenschaftskollegs 1990/91, 1999/2000 und 2000/01.

Andreas Eckert ist Professor für Afrikanische Geschichte an der Humboldt-Universität, Leiter des Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs (IGK) „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“ und Vorsitzender des Vorstandes des Forums Transregionale Studien.

ACADEMIA AND ADMINISTRATION
YEHUDA ELKANA

The following is a transcript of the speech given by Yehuda Elkana at a Berliner Abend at the Wissenschaftskolleg zu Berlin on April 25, 2012. He was introduced by the philosopher Philip Kitcher.

Philip, thank you very much for that. One could react to such an introduction in two ways. One way would be to say that I will not even try to live up to your description. The other reaction would be to say that now you don't need a lecture. You have had this wonderful introduction, and now we can all go home or move on to the sandwiches. Having said that, what I would like to do here is tell a story that is personal, autobiographical, and anecdotal: anecdotal because I have reached my anecdotage. I think it is important here to note that the word anecdotage has the word dotage embedded in it. So this is quasi my apologia.

I would like to stress that, for me, from a very early age, long before I knew the actual words, academia, that is, ideas and administration, were integrated, identical. And if I had to make a choice, I would say academia is about ideas, and administration is about people. And for me, in the final analysis, people come first. This simplistic view was broadened when I came to the Wissenschaftskolleg and met Joachim Nettelbeck. I hope I am not embarrassing him when I say that he is not only one of my closest friends but in a way also my teacher. I learned more from him about administration than from anybody else in my life. And he taught me that administration is about people but that it is also about procedures. Procedures did not initially sit well with me. It took me time to learn procedures, to take them seriously, because basically I hate them. But, having learned to accept them, I tried to integrate them into my own thinking.

Looking back at my own history, I would say that the first enterprise I undertook that combined ideas and administration was at the age of 13. I had returned from concentration camps to Yugoslavia, which was in many ways a ruined country, and was going to school

there. I loved geology and geography and I soon saw that teachers were having enormous difficulty teaching geography because all the famous maps that were used to teach geography had come from Germany and they had now disappeared. So I organized some 12 or 13 young people and we used a pantograph to create enormous maps, first for my school, then for the city. Eventually this system was adopted all over Yugoslavia. This was an enterprise that involved real organization and it proved quite successful, and it was, if you like, stage one, long before I came to understand the words academia and administration.

Then came the Israeli period but I am going to skip it because talking about it would take too long and it is not really relevant to what I want to talk about today. To what extent were my political views and political involvements deeply influenced by the Second World War and the Holocaust? I don't want to say that I learned lessons from them directly. In any case, I don't actually believe that history has lessons to teach us. There is a wonderful saying by Gertrude Stein, who said, as you know, "A rose is a rose is a rose." She also said, "Let me recite to you what history teaches. History teaches." And so there are no lessons really. And yet, from a very early stage, these things had a deep influence on my beliefs, long before I thought about them philosophically. I don't want to create the impression that I was a wunderkind. I was not. But my basic attitude was that, first, what happened can happen to anybody. What I mean here is that what happened to Germany was neither racially, genetically, nor even culturally determined. It happened in Germany. It wasn't a German phenomenon. It could happen to anybody and in this sense it should be taken as a warning when considering what Israelis are doing today to Palestinians. The situation in Israel is, thank God, not yet like Nazi Germany but it is slowly getting to the point where Germany was in, say, 1937. So, it could happen to anybody, and if it could happen to anybody, it shouldn't happen to anybody.

This view colored my attitude in Israel to our neighbors, to the Palestinians, from very early on and determined the kind of values I adopted in the youth movement and the Kibbutz movement, which I was part of. The Israeli stage of my story included building up several institutions. I returned from doing a doctorate in America and since there was nobody else available, they appointed me head of the department of history and philosophy of science at the Hebrew University. At the time the university had two famous scholars: Bar-Hillel, a logician, and Samburski, the historian of physics, a physicist. However, it had no students. It was located in the faculty of sciences and the scientists were happy with it. It was exactly what they wanted: "Let us have two famous names, no students, no noise. Let's call it history and philosophy of science and have complete

silence. Wonderful!" However, with me there was no silence. In a very few years this department had 30 graduate students, a huge library, and support from many quarters. At the same time I inherited an empty building in the middle of Jerusalem from a crazy old lady that was called the Center for the Advancement of Human Culture. This became the Van Leer Institute, and again it is a story I am not going to get into here. It's worthwhile, it's amusing, but it is not for today. When this lady asked me to run the place and to build it up I simply told her I would only do so on the condition that she signed a legal document for what was a huge budget at the time: 300,000 dollars annually was a big sum in 1968. Moreover, there was to be no interference in the running of the institute for three years. Well, she finally signed it on the advice of all those people who wanted to get rid of her and I was able to develop an institution that had an enormous degree of independence also vis-à-vis the university. On the one hand, for the university and my colleagues I was an upstart and here I was head of a department and heading an independent institution that was much richer than anything else around. I had total independence and could invite whomever I wanted. And I used the mixture of jealousy and admiration to cultivate my own freedom, which was absolutely central to my whole development. I used it to do what I really wanted.

In my academic career I have also written quite a lot about the *Befreier*, but this is again something I will not go into today, save to say that Ernst Cassirer, who is one of my great heroes, was another *Befreier* because he was one of the first ones to realize that knowledge has to be contextualized. In any case, this freedom has been absolutely central to everything I have done in my own career. It has meant, for example – and don't misunderstand me, I am not glorifying myself, I am not saying it is something good – but the fact is, I have never in my live submitted a single paper to a refereeing journal. I have no refereed papers. I have only written things when somebody asked me to write something and I was absolutely sure it would be published. And you cannot imagine the degree of freedom this gives you. But there is also a price, one that luckily hasn't been very important to me but that would have driven many of my colleagues up the wall. The price is that even at my age and having done so many things, I am not a member of a single academy, I have never received a single prize for anything, and I have never been accepted by the establishment in any recognizable way. As I say, it's really not a price for me because I couldn't care less, but it is a direct result of the kind of freedom I have enjoyed.

Turning to the Van Leer Jerusalem Institute – and here I am beginning to mix ideas with administration – at the time it represented three things. One was Arab-Jewish

coexistence, which at the time, in 1968, needed the private sector. Nowadays we talk and shoot on a governmental level, but at the time there were no institutions engaging with coexistence. So this was an important role for Van Leer. Then there was the focus on disadvantaged Israeli children, both Jewish and Arab, and what I call the deprovincialization of Israel. Without wanting to compare a mosquito with an elephant, I would add here that this idea of deprovincialization in a way also played a role in my involvement with the Wissenschaftskolleg, because at the time it was important to deprovincialize German academic life. I know that sounds arrogant, but I will come back to it later.

So these were the three guiding principles of Van Leer, which also saw the start of something that became absolutely central to my whole approach to making appointments at the Hebrew University, at the Edelstein Center for History and Philosophy of Science, at the Cohn Institute for History and Philosophy of Science and Ideas in Tel Aviv and at the Central European University in Budapest, where I made some 120 appointments over ten years. As far as The Wissenschaftskolleg is concerned, to the extent that I have been able to influence appointments – and very often I have not, which has led to some very energetic discussions and disagreements with my closest friends, including Joachim Nettelbeck, who is sitting here – my guiding ideas have been, first: don't restrict your assessment of people to conventional ideas of achievement. Really get outside the box and see what people are capable of and exercise your judgment. Now, exercising judgment is the opposite of the democratic idea of tallying up formal achievements. Exercising judgment is not a democratic exercise. And I believe in it very strongly. Second, in addition to being strongly non-conventional when making choices, my approach has been to give credit before it is deserved. That sounds funny, I know, but I want to emphasize its importance. I would say that the success rate for all the appointments I have been involved in making at all these institutions over the years has been around 80 percent. I have found that giving credit before it is deserved provides people with such a boost that it pays off wonderfully in many cases. A third principle that applied at the institutes I headed in Tel Aviv, Jerusalem, the CEU etc. was to make clear to the faculty, "You don't have to run after me for promotion, I will run after you. It is my task to find out who is suitable, who should be promoted." Once the necessary level of trust has developed, this approach gives the faculty around you a freedom that has unbelievable results in terms of its productivity and well-being in academic institutions. These were principles that developed at a very early stage and already involved a combination of ideas and administration.

Now, I would like to talk about a few of the guidelines for administration that have been extremely important for me. One is to be unashamedly normative from the outset, to introduce moral considerations into administration and yet at the same time to insist that being normative is not opposed to being rigorous. That's a very touchy distinction because usually rigor is defended by formal criteria of democratically distributed conditions. However, in my experience, applying normative criteria while insisting on rigor has proved very effective. At the same time, I have maintained a strong belief from the beginning that nothing involving rigor is ever value-free. Another way of saying this – and this later became part of my writing although I was already applying it from the beginning – is that there are no context-independent truths. In this regard a major influence on my thinking was Robert K. Merton and his theories of the middle range, which were translated for me as context-dependent truth. The only universal truths, if you want to insist on them and there are some, are what I call negotiated universals. There can be communities or countries or societies who agree through negotiation to accept something as universal for them. This is still context-dependent but it is agreed by those people who negotiate it as universal.

Relativism is a very ugly word in the academic world because it is always translated as "anything goes". Throughout my career I have had to fight constantly to show that being contextual is not the same as being relativistic. Being contextual is not about embracing the idea of "anything goes" but about asking the question: "What goes in a given context?" Just briefly, Nelson Goodman's short statement "behind every fact is a small theory" and Michael Polanyi's concept of "the tacit dimension" had an enormous influence on my thinking in this regard both in administrative and academic terms.

Now, before moving on to other things, I should briefly mention what I did in Israel. There was a Hebrew University department, there was the Edelstein Center for History of Philosophy of Science and Ideas, and there was then the Cohn Institute in Tel Aviv. There was an interdisciplinary excellence program which I fought to get established, without the benefit of what I would later learn from Joachim Nettelbeck, from whom, as I said, I have learned more than from anybody else. When I decided I wanted to establish an interdisciplinary school of excellence where you choose 15 out of hundreds of students, I developed rather unusual ways of selecting them. Of course it was opposed by the academic community, because the whole idea was contrary to the prevailing concept of academia. I remember going before the Senate with a straight face and using a very Machiavellian argument. I simply told them, "Look, you don't want to tell me that you, as

serious scholars, want to oppose an experiment? This is simply an experiment." Naturally the idea was accepted unanimously. There is no academic who wants to be perceived as opposing an experiment. So it went through. But then how to select the students? This was an interesting exercise from which I learned a lot. I convened the 200 candidates and we interviewed them in groups of ten, always with the same number of interviewers as interviewees – which I found very important. The students were never supposed to feel that they were sitting before a judge. We talked with them and then we sent them off to the library for an hour to each select a book or an article. When they came back they had to tell us what interested them about their choice before reading it. Any reason was acceptable: they could have liked the cover, they could have liked the index, whatever. It didn't matter what. Then we sent them away for three days. After three days they came back having read the books and reported on what they had read. What was so unbelievably interesting for me was that without getting into academic quibbles about the criteria – and by the way I changed the committee of the scholars who selected the students every year – out of the 15 successful candidates there was more or less unanimous agreement on around 12 of them. So, the moment academics were able to forget their own prejudices and academic "strongholds" quality was recognized. Then there were two or three candidates we discussed. I reserved the right to select one or two on my own. One of them is in fact now a leading scholar of dolphin intelligence. When he came to the interview, I asked him, "What have you done in your life?" He said he sold rolls in the morning. "Okay," I said, "What else?" He said, "I am a plumber, I repair things." So I asked him to describe how he did it. And it was clear to me that he should be accepted. Naturally these are things that don't usually count as academic criteria. But this was an interdisciplinary excellence program. Then we started the Bar-Hillel colloquium, which was usually strongly interdisciplinary, and the journal *Science in Context*. And I am proud to say that *Science in Context* was one of the first steps in the whole "in context" movement. It came out parallel to the Cambridge series *Ideas in Context*, which was not accidental, because this was the time when the concept of context was first gaining attention. This was also the time when we began to insist on the depth of science indicators. While I was a Fellow at the "think-tank" at the Palo Alto Center for Advanced Study in Behavioral Sciences, Robert Merton, Arnold Thackray, Harriet Zuckerman, Josh Lederberg and myself ran a conference on the metric of science that proved rather important for establishing the role of science indicators in judging or evaluating science. I then left the movement when I realized that it was rapidly becoming a totally formal, contentless, idiotic exercise. In the final analysis,

counting references and the rest is meaningless, because a fine structure is so complicated that if you really want to understand and make judgments based on science indicators, you have to have so much in-depth knowledge that nobody can really master the task. So these were all activities I was involved in at the time.

There was another principle that was also very important for me. It had to do with my social beliefs. There was a big problem with what to do with Kibbutz members, Arabs and disadvantaged young people who didn't have a matriculation. How could they get into university? So we established a pre-academic study center at the Hebrew University, which was later copied by all the other universities. So, on the one hand, I was dealing with the most gifted students in the excellence program and, on the other, with the most problematic in the pre-academic study center – in a way you could say I was dealing with two extremes in parallel, that is, with the two flanks of a Gauss curve.

One last point before moving on to ideas and then to the Wissenschaftskolleg. I was abhorred by C. P. Snow's *Two Cultures*. I found it unacceptable from the beginning. I found it stupid and dangerous. And I think the influence of this book lived up to all my expectations. But it was terribly influential on curricula and in the institutions I was heading, because there is nothing easier than to fall into this hole of the two cultures and to find that the result is what we have today: financial discrimination against the humanities. And unfortunately – and this is a different type of remark – the humanities play along and help the discrimination by making the unacceptably stupid argument that they are so poor and don't cost much so can they please be left alone. Instead of saying proudly and clearly that it is the humanities which represent those methodological scholarly values which the social scientist and the natural scientist today need more than ever: context dependence, embracing contradictions to realize that there are no universals – all these things that the humanities have always had and should be able to teach practitioners of other disciplines. And I think it is a vital task today to ensure that those who make decisions are made to understand what the role of the humanities is. But this is a side issue.

Now ideas. I won't be able to go into all the ideas that have played a central role for me. For now I can only more or less list them. One involves a very basic distinction between images of knowledge and the body of knowledge. Images of knowledge are socially determined second order thoughts. They involve thinking about thinking, something that is central to all areas of knowledge. The body of knowledge, on the other hand, is what we claim to be independent of its context, to be able to stand on its own without changing from place to place. Naturally this distinction is absurd. Naturally – and this is why I say

I am not a relativist – when you talk, let's say, about a scientific discovery or result, what you claim doesn't change from Cambridge to Timbuktu to South America or to China. However, the interpretation of that result, what you consider to be the frontiers of knowledge, what you consider relevant or not relevant, what you consider to be the language in which you interpret the results – these are all images of knowledge and they interact very deeply with the body of knowledge. Allow me an anecdote that greatly amused me at that time. There was a symposium in honor of Gerald Holton in the American Academy in Boston and one of the speakers was the great Steven Weinberg – the great Steven Weinberg who people say carries the mantle of Einstein. And he got up and preached as usual about his belief in a final theory and claimed – an unacceptable example – that when we do science we should go for the mainland and ignore the little islands on the side like the American army did when attacking Japan in the Second World War. And I – in my arrogant *chutzpe* – asked him afterwards whether he thought the perihelion of Mercury was an island or was it mainland. And he didn't like the question. This was a typical question of context for me and that's the kind of thing that I am emphasizing here.

The second thing that for me was terribly important is again context-connected. And actually, if anything is carved on my gravestone then this should be it: there is two-tier thinking. We have the ability and indeed almost find it necessary to think on at least two levels simultaneously, realistically and contextually. This is very important when you are dealing with people, because you have to practice rigor in the sense of looking at their achievements while at the same time judging their unseen potential. So two-tier thinking penetrates all aspects of life.

Another idea I have used and which has been used by friends and students in their books is what can be called "concepts-in-flux". This is an idea that I think can still offer a lot to the history and philosophy of science. It is not usually invoked. No scientific discovery is made in a single blow. It is a process. Many people contribute to it. When a new discovery is made the person making it doesn't gain an overview of the whole field. The field hasn't yet fully changed. When Einstein says, "$E=mc^2$," he hasn't yet thought through the whole of physics and what is involved. Now the question is: when he says it, is he speaking old speak or new speak? Where is he intellectually? And this is a typical example of concepts-in-flux, which defy logical order. There is a process going on in which you cannot say what language people are thinking in, what terms they are thinking in. Concepts-in-flux actually describes the continuous changes happening everywhere and all the time in all disciplines. Artificially stopping the picture – what Lakatos called

rational reconstruction – is a utopian, or dystopian, dream. There is no such thing. You cannot stop the process of development. And there is no total logical clarity about which language you are speaking. By the time you reach something like that, as you say in Yiddish, "Gut spät," because you can't do anything with it any more.

One of my deepest criticisms of Thomas Kuhn is that he really believed that such a thing as normal science exists and he really believed that there is such a thing as one paradigmatic stage in any discipline. There is no such thing as one paradigmatic stage. There can be a situation where most people think about one paradigm and not another. But the discussion is going on all the time – usually on the level of tacit knowledge and the connection between these things. Intellectual risk-taking is one of the central issues in all these things. And intellectual risk-taking means that you dare to stick your neck out and you dare to talk nonsense. You are not afraid of talking nonsense, you are not afraid of being told that at this stage you don't know what you are talking about. And you are not afraid to say, "We'll see what comes out of this." And this is closely related to political risk-taking because actually it's a political act. It's a moral, political act to say, "I am throwing my ideas onto the stage ahead of time to see what happens with them."

About politics I would say two more things that are important. Not only are there no lessons from history but I would say history is irrelevant to politics. When I think of my poor bloody country, the idea of who was there 3000 years ago or 2000 years ago, 500 years ago, a hundred years ago – who the hell cares? The only thing of importance is that there are two societies there, two nations with their own rights. Arguments over who was there and when in the past just show the unbelievably damaging effects of historical myth-making. Most wars nowadays happen because of some kind of historical memory of some event that has now completely lost all meaning. It's very difficult nowadays, by the way, to explain this attitude.

I usually don't participate in discussions on the Holocaust but last week I was asked by students from the Hebrew University so I agreed and ended up in a debate with one of these violent crazy right-wingers. And his attitude was basically, "We have to live by the sword. If we don't live by the sword we will be extinguished tomorrow." His view was that there are Jews and there is Amalek, the biblical Amalek. And the whole world is Amalek. Everybody is our enemy. I could only say to him, "You poor bugger. What kind of life do you lead? I wouldn't like to live in your skin."

One more point on ideas before I move on to the Wissenschaftskolleg. One of the most important concepts in all this is good old Aristotelian "phronesis". I have never

distinguished between theory and practice. I never wanted to distinguish between them. I always looked for the theoretical ideas behind the practice and for the practice that follows from the theory. I admire the *bricoleur* in all his forms and phronesis is a fundamental guiding principle for me.

Now let's come to the Wissenschaftskolleg. Although no one has ever told me so, I am sure I was brought into the Wissenschaftskolleg thirty years ago under false pretenses. It was politically extremely good for Germany and Berlin to have an Israeli Jew, and on top of that a Holocaust survivor, among the founders of the Wissenschaftskolleg. What could be politically nicer? So, I was brought in on that basis and never questioned it. I smirked and found it a little amusing but then from the beginning I participated in everything and my most important encounter was with Joachim Nettelbeck. Because again – if you don't want to hear this, Joachim, and you are embarrassed then just block your ears – he is one of the wisest ideas-based administrators I have ever encountered, although he always says, "I'm just an administrator." And for many years we did things together. This was way before Wolf Lepenies came; but when he joined and became Rector many of the ideas and the things that the Wissenschaftskolleg developed were generated while the three of us were working together. I won't say which idea came from whom. That was less important. Leadership, needless to say, came from the Rector, who carried the ideas through. However, Nettelbeck's great ability was to translate ideas into practice.

The things we did concerned what I referred to before as deprovincializing Germany. I apologize if I am too harsh on my German colleagues, but I have to tell you how I saw Germany at that time. All those areas of scholarship which needed context or contextualization, which needed some sophisticated many-sidedness, which needed a kind of intellectual nimbleness were actually eliminated from Germany in the Nazi period. Not all of these areas had been carried by Jews but many of them had. After the Second World War, Germany decided to re-establish itself scientifically and chose to do so in a highly positivistic and narrowly disciplinary way in all areas. So they had physics, chemistry, sociology and history. And all the other disciplines like the history and philosophy of science, like the anthropologies and the biologies – and I deliberately use the plural here – were non-existent. So we decided – Rudolf Vierhaus, the historian, was central to this – that we had to establish at least one thing in Germany that we knew: history and philosophy of science. Well, how were we to do it? We couldn't just bring it in from outside and sort of force it down people's throats. Again, Joachim Nettelbeck came up with a typically brilliant idea. He said, "Let's do it the following way. Let's take all the local

dignitaries who have chairs in the "history of optics", the "history of chemistry" and history of whatever else and let them constitute the *Kuratorium* to supervise. And then let's create a network of the young scholars who are flourishing mainly in America – but not only there – and bring them in as Fellows to the Kolleg and they will see to it that the terrain is marinated." And that's exactly what happened. We did it for many years and ultimately with a fair degree of success to the point where we felt a basis had been created for establishing a Max Planck Institute for History and Philosophy of Science, which was indeed established and run by the three directors – one of them is sitting here – whom we proposed as the ideal candidates for the job. This opened up Germany to the highest level of the sophisticated, multifaceted study of the history of science. In the case of biology at the Kolleg, Rüdiger Wehner was the key figure. And Rüdiger Wehner had his way not only because he is a really great scholar and scientist but because he knew what none of us knew. So he had free hand. In all the humanistic and other areas everybody had something to say. In his case he had his ideas and we were all mum. So he ran it beautifully and we established this wonderful multitude of biologists in the Kolleg, which had enormous repercussions on the German intellectual field. In the case of anthropology, I am less happy with the result and we'll see where this ultimately leads. But the idea of establishing the history of science as a subject of study was the first one in our program of what I referred to before as deprovincializing Germany at the time.

Then we started to branch out and here already Wolf Lepenies was the central partner. I don't want to say that all the ideas were his because they were not. But he certainly proved a wonderful leader and moved things ahead. And we established the Collegium Budapest, which became the first Institute for Advanced Study in Eastern Europe. Alas, today, due to the bloody fascistoid government in Hungary, it is now in a precarious state. But it did what it could do at the time and in this sense was irreplaceable. Then came Bucharest and the New Europe College run with ironic charm by Andrei Pleşu. Then came the Sofia Center. Then came Bibliotheca Classica in St. Petersburg. And then there was the brilliantly realized institute in Bamako which, alas, due to the current situation in Mali, may very well not survive. All the time there was an interesting discussion going on between us, mainly led by Joachim Nettelbeck, about what is local knowledge and how to develop local knowledge. We didn't necessarily find the answers, but it was an ongoing discussion. How do you distinguish between good local knowledge and stupid local knowledge? A solution hasn't been found, but it is an extremely interesting question. We can learn from local knowledge in many countries in terms of irrigation, agriculture and

some kinds of medicine, but we must beware of local prejudices such as the idea that wearing red clothes heals scarlet fever. The point is that distinguishing valuable local knowledge from nonsensical local knowledge is extremely difficult. But beyond the ideas, when it came to seeing them through, again it was Joachim Nettelbeck who established Bamako and I can only hope it will survive.

Well, what other things did we do together in the Wissenschaftskolleg? Let me say a few words about the selection process, which will probably be partially indiscrete, but since I am indiscrete about myself I can afford to say them. I pestered my colleagues all the time to use much more imagination, to take many more risks, to be much more open, to bring in many more young people, many more women, and we started at least partially to succeed – although the area of young people still needs to be developed. And then there was the idea which I applied at CEU. I tried it here but with limited success. This is the idea of taking potentially excellent people and giving them credit before they deserve it. This goes against the grain of German academia. It goes against the grain of most academia but I think especially German academia. And therefore it was always looking for established achievements, actually looking at people by the time they were often no longer interesting for us. Even today it's an interesting problem and we should think about it very seriously. The Kolleg has the problem that in a way we have too few Germans. I wouldn't necessarily say too many Americans but in any case too few Germans. On the other hand, in my view, the German influence is still much too big. For example, asking for letters of reference for every Fellow from at least one German, irrespective of whether Germany is strong in that area or not. I don't find this very productive. But then there is another element. Almost every really intelligent, good German Ph.D. student goes to America. They are studying there, they are doing their doctorates and very often their postdocs there, after which they decide whether to come back or not. I think this is an ideal pool for risk-taking. I think we should go out of our way to find these people, to convene them in the universities, to tell them about what the country can do and bring them back to Europe. I mean Europe, not necessarily Germany, but to Europe. Because otherwise it will be a lopsided exercise for a long time, and there is a danger that America – in the meantime it is still a Mecca in the academic world – financially and politically may begin to lose the battle. And if it does and Europe doesn't build up its resources accordingly, we will have a very serious situation indeed.

I am very proud of the fact that we introduced the arts at the Wissenschaftskolleg. We introduced a quartet in residence, a composer in residence. We have artists and writers in

residence. We haven't yet managed to convince ourselves that we are able to judge and accept painters and sculptors, but it may happen, perhaps not in my lifetime. In any case, I think we should do that, too.

The Wissenschaftskolleg has become a genuinely interdisciplinary, humanistic and broadminded but also far too German institution. When I say much too German I am rubbing it in because I see it as a problem. Our name is Wissenschaftskolleg zu Berlin / Institute for Advanced Study, but our documentation is mostly in German. The material for the Academic Advisory Board is in German. The wonderful reports by Reinhart Meyer-Kalkus about each Fellow year are only in German, which I think is unacceptable, and it has now become a serious problem to appoint new members to the Advisory Board who do not speak German. I do not think this trend should prevail. The trend should be much more international and in the same interdisciplinary, humanistic spirit that we started with and are still pursuing. But we should do so more and better. As it is, I think the Wissenschaftskolleg is by far the best Institute for Advanced Study in the world. Princeton, which was our model, is divided into separate bastions with the result that people don't talk with each other. Palo Alto is becoming somewhat better as part of Stanford, but I think the number of non-American Fellows has become reduced to a few, which is a general trend in American academic life. We have fortunately remained genuinely international, interdisciplinary and humanistic in our approach.

So, these were the Wissenschaftskolleg years. And throughout 30 years of ups and downs I pestered my colleagues continually and I must congratulate them on their patience. They didn't like it but they swallowed it, which was rather nice. There were times when we had big debates on what the Kolleg should look like and I always had to admit that had we only adopted the view contrary to mine, it would have become a conventionally boring place. Had the Kolleg adopted only my views, it would have been a madhouse. So there is a nice balance that has continued to exist at the Kolleg for 30 years and I welcome it.

My most active years at the Wissenschaftskolleg were until I was appointed as President and Rector of the CEU in 1999. I continued critically and yet lovingly to following events at the Kolleg and kept up excellent working relations and friendships with the Rectors who came after Wolf Lepenies. Both Dieter Grimm and nowadays Luca Giuliani have successfully further developed the spirit and achievements of our institute. It was and remains by far the exemplary Institute for Advanced Study. All this would not have been possible without a very unique staff, whose members have lent the place its

atmosphere of warmth and efficiency. The continuous tradition of service – a Fellow always comes first – in the Fellow services, in the kitchen, in the IT department, in the library and at reception all make those who are lucky enough to be temporarily, or, as in my case, much longer, part of the family feel at home. As you have heard, I am always critical of many things, but that should not be seen as belittling these achievements and endearing qualities of the Wissenschaftskolleg.

My greatest worry about the Wissenschaftskolleg is that it does not play a central enough role in engaging with urgent social problems in a way that parallels our success in the biologies. We should realize that one can be socially relevant and yet remain true to the highest requirements of quality. Moreover, just as we have branched out into the cultivation of music and literature, we should deal more with burning social problems such as that of inequality. Lastly by way of critique, we need to realize that more and more first-class creative intellects are leaving academia and are becoming freelance intellectuals and journalists. We need to seek these people out and invite them here.

Okay, I am coming to the two last stages in this story. First, let me say a few words on the CEU period, which was an unbelievably interesting experiment for me. I was able to build an institution although I had no undergraduates. There was no budget for undergraduates. George Soros founded and funded the institution with an enormous endowment. It is now more than 600 million Euros. But there was no undergraduate college. So we had to do the best we could with graduate students in the social sciences and humanities from all around the world. Including the business school, we had around 1400 students from – when I left in 2009 – more than 100 countries. And what this experience taught me – and this is a very serious political lesson which I already started learning when I travelled in Europe – is the extent to which people who were born in the West after the Second World War do not have biographies. I have met hundreds and hundreds of young people from Eastern countries, from Africa and India, and some from China who all have a biography. And I do not think that politically we can afford to raise a generation of people who don't have biographies. Their lack of awareness of the world, their lack of awareness of the problems, their lack of compassion is so great that I think it's a political danger. We established new departments at CEU. As I said, I made 120 appointments based on the principles I've outlined. It is a flourishing university and I hope it will remain so. As yet, it still remains a stronghold of freedom and independence on the mad Hungarian scene. How long it will be able to keep this up I don't know. George Soros has already said, because he can afford it and takes these things lightly, that if this government

continues he will move the whole university to Berlin. Well, it might happen. I don't think it would be a good idea, but it might happen. So CEU was a central experience and it brings me back one more time to the lessons I learned from Joachim Nettelbeck. What I learned from him regarding how to deal with administrative problems in departments on this scale, how to integrate moral issues into staffing questions, and how to integrate moral issues into procedures became vital to running the Central European University and actually resulted in the character of that institution.

Moving onto the last stage, when I left the CEU, I was a Fellow here and I was becoming more and more preoccupied with undergraduate curricula. I had a very clear political agenda, which I don't always necessarily publicize as a central issue because curriculum development is quasi-independent of it. But the political agenda is as follows. What's happening in the world today is producing unbelievable levels of inequality, which are rupturing societies more and more. The banking scandals, the Enron scandal – all of them are the result of a neoliberal ideology that is deeply penetrating our universities. And it is penetrating our universities by claiming that it is value-free and that the view opposing it is heavily politicized and therefore should be abolished. It is worst in the social sciences and worse than anything in economics. Even today the crisis of economics is not being taught in most universities. The three fundamental facts which we learned or should have learned in the last few years are still going unnoticed by most university courses.

The first one is that the market, if left on its own, will reach a state of equilibrium. Well, the market doesn't reach a state of equilibrium. The second is that, as the report commissioned by Sarkozy from Stiglitz and Sen and Fitoussi argues, it's enough to look at the general average income because if a country on the average is getting better off or richer, the wealth will trickle down to the poor. Well, it doesn't trickle down to the poor. This is now becoming increasingly clear in an increasing number of societies. And then there is this absurd idea that if you leave the market on its own, it will support democracy. I think the kind of market economy and market fundamentalism that we have seen so far can live very well with any regime. They certainly haven't had any problems so far with military regimes or other dictatorships. One can always say, wait fifty years and we will see what happens to China. I am ready to wait fifty years. But this is not an argument. So this was the political agenda behind the idea of changing the whole curriculum. But in a different formulation, and a less political and less contentious one, I would say the following: the idea behind it was what I call the new Enlightenment. When I talk about the Enlightenment here I am not speaking of the great scholars, French, German, Scottish

etc. They were all so sophisticated, knowledgeable and complicated – which for me is a compliment – that in their works for every statement you can also find its opposite. In other words, they embraced contradiction. But the reception of the Enlightenment and the way it entered universities ultimately resulted in a view of the world that did not see it as complex and messy – as if the world was predictable, universal, context-independent, etc.

This kind of teaching still informs all disciplines in most of our universities, and with globalization curricula have also unfortunately become globalized. So this is what is being taught in all universities in the world today. And I think this is a fundamental disaster because what we have learned in all disciplines including the natural sciences in the last, let's say, hundred years – although periodization is always nonsense – is that the world does not allow us to relate to it as if was not messy and complex. The world forces us to realize that it is messy and complex and that is what we have to teach. And this attitude is fundamental to changing curricula in undergraduate schools, in all disciplines, in professional schools, everywhere. So how do we achieve this? I won't go into it in detail here. I have written a book dealing with all these things together with my young colleague who is sitting there, Hannes Kloepper, which is called "The University of the 21st Century – Contents in Curricula". I hope it will come out in German and then later in English. But the fundamental issue is as follows. We have had hundreds of years of experience that teach us not to trust problem-oriented teaching and not to abandon disciplines. We have learned that this creates charlatanry. So we must teach disciplines. The introductory courses in disciplines are usually rigorous, if they are well-taught, technically of a high level, but boring and irrelevant. And we tell our poor students, "Wait five, six years and you will see how relevant it is." By that time we have lost many of them intellectually and many of them physically. And there's a patronizing idea that you cannot make the poor benighted students insecure by teaching them real-life situations that are interdisciplinary, messy, complex, etc. from the first day on. And I claim you can do it. We need to teach introductory, rigorous, severe courses that address real-life situations, courses that students, by definition, will not yet have the tools to fully understand but which will allow them to comprehend the meaning of the whole.

So, after much meandering, this is the conclusion my last two remarks bring me to. I have not had time to talk in any depth about the role of Cassirer's contextualization as a guiding principle throughout my life. I can recommend Cassirer's *Philosophy of Symbolic Forms* but not in the English translation, which is abominably bad and turns it into bad

logical positivism. And if you want logical positivism, Karnap is better. You have to read Cassirer in German. Secondly, the academic community has never absorbed the fact that you must read the *Philosophy of Symbolic Forms* together with *The Problem of Knowledge* because they complement each other. What Cassirer did in the *Philosophy of Symbolic Forms* was to contextualize knowledge. It is typically political. If I live I will try to come back to my Cassirer book, which is currently half-written. I call it *The Political Epistemology of Ernst Cassirer* and I see him as a very political person. It is difficult to see it from his prose but he was. He became so frightened by the rise of Spanish, Italian and German fascism that, after his period as a rector in Hamburg, he retracted and ran away to the *Bibliothèque Nationale* to write his most reactionary and best-known book, *The Philosophy of the Enlightenment*, which is context-independent, universalistic, all the things that he had not embraced previously. After that he went to Sweden and wrote what has been published as volume 4 of *The Philosophy of Symbolic Forms* in which he returns to contextualization. So, although I don't have time to talk about him now, Cassirer was extremely central to my thinking both in academia and in administration.

And my last remark is tongue-in-cheek. My style of thinking and doing is rather apodictic, normative, etc. But as a result of two-tier thinking I never forget that my basic guideline in life is Montaigne's *Quescay-je*. While my book is full of apodictic statements, I still remember the "what do I know?"

Yehuda Elkana war Professor für Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsphilosophie in Tel Aviv und Zürich; zuletzt Präsident und Rektor der Central European University, Budapest; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftskollegs 1981–87; Fellow des Wissenschaftskollegs 1988/89 und 2009/10; Permanent Fellow 1987–2006.

« NE REGARDE PAS MES PIEDS, REGARDE CE QUE JE FAIS »
AUGUSTIN EMANE

Le Gabon n'est certainement pas, parmi les nombreux pays que Joachim Nettelbeck a visités, celui qu'il connaît le plus. À ma connaissance, il ne s'y est rendu qu'une fois, c'était en juillet 2007. C'est un moment de ce séjour alors que nous naviguions sur le fleuve Ogooué le samedi 21 juillet, qui a inspiré ces quelques lignes. De ce que j'en ai retenu sont nées quelques réflexions qui concernent le Gabon, sans porter donc forcément sur l'ensemble du continent africain. De plus, elles ne sont qu'une réflexion n'intéressant que le domaine qui est le mien, à savoir le droit.

Dans le programme du séminaire doctoral « *Entangled medical fields : transformation of meaning, knowledge and practice* » auquel nous participions, il était prévu une visite à l'Hôpital Schweitzer à Lambaréné. À la suite de cette visite mon ami et frère[1] Guy Rossatanga avait proposé à quelques-uns d'entre nous de passer la nuit dans son village d'Izolwet qui se trouve en aval de Lambaréné à 1h environ de navigation sur l'Ogooué.[2]

Il y a un siècle déjà, Albert Schweitzer évoquait les impressions qu'il ressentit la première fois en naviguant sur l'Ogooué. D'après ce qu'il a écrit c'est même sur ce fleuve qu'un jour de saison sèche en 1915 il eut la révélation de sa philosophie du respect de la vie. Joachim eut-il une révélation ce 21 juillet 2007 ? Je n'en sais rien. Cependant, il m'a toujours parlé de cette heure à bord du *Mamimess Didile*[3] comme d'un moment unique. Il ne s'agissait pas tellement de la beauté du paysage sur laquelle il ne s'est jamais épanché, mais plutôt des échanges que les six ou sept chercheurs qui se trouvaient dans cette embarcation eurent.

1 Dans les relations sociales, l'ami devient rapidement un frère. Il n'y a qu'à écouter les Chefs d'État africains qui usent si souvent de cette expression.

2 Sur le fleuve au Gabon, on mesure non pas la distance à parcourir mais le temps à mettre. Ce temps se calcule en fonction de la puissance du moteur hors-bord.

3 C'est le nom du bateau de Guy Rossatanga.

Pourtant, qu'avons-nous dit en ce jour de saison sèche sur le fleuve Ogooué alors que comme toujours à pareille période de l'année le soleil était à peine perceptible ? Sans Joachim, j'avoue que j'aurais déjà oublié ces échanges. L'ambiance était plutôt au relâchement après une semaine intense de travail à Libreville. Après tout, nous parlions de choses et d'autres qui nous semblent si banales et d'un intérêt limité par rapport aux préoccupations académiques qui sont habituellement les nôtres. Chacun évoque des souvenirs d'enfance ou encore quelques moments de drôlerie de la société gabonaise. Ce qu'il y avait de particulier sur le *Mamimess Didile* c'est que nous avions également deux collègues camerounais et malien. Le premier qui a une réelle passion pour la mer parce qu'il est originaire d'une contrée au bord de l'océan, et que sa spécialité est le droit maritime, n'était pas le plus rassuré. Reprenant à son compte quelques idées reçues, il nous interrogeait régulièrement sur la présence de crocodiles et d'hippopotames ainsi que sur tous les dangers que le fleuve pouvait receler, contrairement à la mer. De temps à autre, il croyait apercevoir un crocodile sur les berges. Quant aux hippopotames, il en vit un effectivement le lendemain ! L'ami malien qui était à l'origine du séminaire doctoral auquel nous participions, s'extasiait, lui, sur la beauté de l'Ogooué. Le spectacle de la forêt qui plonge directement dans le fleuve, de même que les tourbillons plus ou moins menaçants qui se formaient devant notre embarcation étaient une découverte pour l'homme du Sahel. Guy Rossatanga et moi qui avions navigué tant et tant de fois sur ce fleuve, répondions, expliquions. Et nos propos, loin de nous enfermer dans les limites de l'Ogooué renvoyaient finalement chacun à des souvenirs ou à des expériences vécues chez lui. De ces échanges, il n'était nullement question du séminaire auquel nous participions, mais des réalités sociales dans lesquelles nous avions grandi. Ces évocations étaient toujours illustrées par quelques proverbes et dictons qui donnaient l'impression de rendre plus vrai ce qui était dit. Pourtant, les réalités sociales de nos enfances avaient changé, et nous en étions conscients. Des différences d'appréciation apparaissaient parfois entre nos amis qui vivaient au Gabon et nous autres qui appartenons à ce que l'on appelle « la diaspora africaine ».

Pendant ce temps Joachim ne disait rien. Il souriait parfois, mais il semblait comme captivé par ce que les uns et les autres disaient. J'ai su par la suite qu'il n'avait perdu aucune miette de nos échanges. Ce qui lui plaisait c'était à la fois leur ton et leur fond. Sur un ton absolument léger, nous abordions finalement des problématiques dont l'intérêt scientifique était certain sans que nous nous en doutions. Pour nous, tout cela relevait de notre quotidien et de choses que nous avions déjà dites et redites. Pour Joachim, il se

développait là au milieu du fleuve une pensée originale et féconde loin des pesanteurs académiques. C'est de cette pensée et de ce Joachim Nettelbeck dont je voudrais parler. Son attitude ce jour, mais également depuis que je le connais voilà bientôt dix ans maintenant, illustre parfaitement ce proverbe fang que j'ai choisi comme titre de mon propos. Certes, Joachim ne se reconnaîtra sûrement pas dans la succession des proverbes que j'ai retenus, mais qu'il accepte que ce soit l'image qu'il m'a renvoyée de lui.

Malgré tout l'intérêt qu'il a trouvé à nos échanges sur l'Ogooué et même s'il m'en parle régulièrement, Joachim n'a jamais tenté de quelque manière que ce soit, de nous pousser à travailler sur ces thématiques. De même s'il a parfois été dans le voisinage de nombreux projets ou quand il n'a pas tout simplement permis que ceux-ci voient le jour, Joachim n'a jamais endossé le costume de maître à penser. Dans un milieu où les conseilleurs sont légion, Joachim constitue une exception. S'il a toujours mis tout son talent pour nous mettre en relation avec telle institution, pour pouvoir organiser un séminaire ou une école doctorale, comme c'était le cas à Libreville, ce n'est pas pour en revendiquer ensuite la maîtrise. Alors que les soupçons de néocolonialisme pèsent toujours dans les relations entre institutions occidentales et chercheurs du Sud, Joachim a su éviter cet écueil. Ne se posant jamais en donneur de leçons, il a plutôt sans le savoir appliqué ce dicton fang qui veut que « Trop de conseils engendre l'inimitié ». Celui qui reçoit les conseils peut en effet finir par se considérer comme étant continuellement infantilisé. Et puis, ne dit-on pas que l'on ne vit pas que de conseils ? Il faut également apprendre à vivre ses propres expériences mais en s'inspirant de ce que d'autres ont fait. Là encore, que nous apprend Joachim quand on le regarde ? Plusieurs réponses sont possibles. S'y mêlent à la fois de l'humilité et la patience. Mais au-delà de ces vertus, il y a la capacité à tirer des leçons des difficultés de l'existence.

I. « Trop de conseils engendre l'inimitié »

Durant l'école doctorale de juillet 2007 à Libreville, nombreuses furent les interventions sur les difficultés auxquelles étaient confrontés les chercheurs africains. Il y avait bien entendu la question récurrente des moyens dont l'absence finit par décourager les plus téméraires. La difficulté de vulgariser les travaux réalisés du fait de l'absence de revues avait également été dénoncée. Mais la discussion qui avait le plus retenue mon attention concernait les thèmes de recherche. La tentation est en effet grande, et ce quel que soit le

champ disciplinaire, de ne s'inscrire que dans les courants et dans les thématiques de ce qui est considéré comme la « vraie science » avec des « vrais thèmes de recherche ». En cela le propos de Joachim et l'intérêt qu'il a eu pour nos conversations sont totalement iconoclastes, et il n'est pas du tout certain que ces propos puissent intégrer le domaine tant célébré de la « vraie science ». De quoi parlions-nous en effet si ce n'est de nos existences et de nos expériences ? Mais grâce à Joachim, j'ai compris progressivement que, ce que nous considérions comme quantité négligeable, c'était peut-être ce que nous avions de plus précieux et pouvait également s'inscrire dans le cadre de nos recherches. Cela passait à la fois par une observation de nos propres sociétés et des mutations qui s'y opèrent, et par l'exigence de confronter nos réflexions avec celles des chercheurs issus d'autres environnements culturels en Africa ou en dehors du continent.

A. « L'antilope nzip n'est pas recherchée pour sa beauté mais pour sa chair »

« Le Gabon est un laboratoire à ciel ouvert. Tout peut y être étudié ! » Voici un propos régulièrement entendu. Pour autant, que fait-on des possibilités qu'offre ce « laboratoire » ? Certes, dans les proclamations officielles, le droit gabonais vise à réaliser la synthèse entre la tradition et la modernité, sans que ces notions soient toujours précisées. Pourtant, dans nos travaux et dans nos recherches, c'est avant tout sur les normes occidentales que nous nous arrêtons. Les phénomènes juridiques endogènes, souvent appelés droit traditionnel, sont fréquemment relégués dans une sous-catégorie dénommée « anthropologie juridique », totalement négligée par le plus grand nombre. Il suffit pour s'en convaincre de noter la place de plus en plus marginale faite aux enseignements dans cette matière à l'université de Libreville. La propension à négliger ce qu'un proverbe eshira appelle « les arbustes du sous-bois » est répandue chez l'ensemble des chercheurs gabonais. Pour qu'il y ait une forêt, il faut des arbres de toutes les tailles. Il en va de même de la recherche en droit au Gabon. Tous les sujets devraient la composer. C'est à ces sujets oubliés ou négligés que renvoient les conversations du 21 juillet 2007. J'en ai retenu deux pour illustrer ce propos.

Sur le *Mamimess Didile*, Guy évoque les biens qu'il a au village et qui risquent d'être « bizzés »[4] à tout moment. A priori, ce sujet ne peut pas intéresser le droit, si ce n'est sous

4 « bizzer » vient de business. Il s'agit donc de faire du business mais avec un bien qui ne vous appartient pas.

l'angle pénal pour les hypothèses de vol. Pourtant, la question du business renvoie non seulement à la manière dont se voient les villageois, mais également à la façon dont ils considèrent les citadins ou les migrants, en même temps qu'elle apporte des éclairages intéressants sur des figures juridiques endogènes.

La personne qui vit au village se considère comme un gardien de celui-ci. Le village c'est la terre, et celle-ci appartient à l'ensemble du groupe. Celui qui reste au village assure donc la garde d'un bien commun et il se sacrifie, dans un certain sens, en renonçant à aller vivre en ville acquérir les biens du Blanc. Travailler en ville doit permettre également d'améliorer le cadre du village. Avec l'argent que l'on gagne, on peut construire de plus belles maisons, posséder des moteurs hors-bords de grande puissance, adopter des modes alimentaires de la ville, etc. Travailler en ville, c'est également devenu un moyen de subvenir aux besoins de ceux qui sont restés au village. Vivre au village est alors quasiment assimilé à une activité salarié. Le citadin ou le migrant est un employeur, c'est à lui de rémunérer le villageois. Le glissement que l'on observe est que le villageois peut décider de ne se consacrer qu'à cette seule activité. Dans cette optique, ses moyens d'existence proviennent exclusivement de la ville. Sa consommation est désormais calquée sur celle de la ville. À l'heure de la parabole, il va exiger de posséder lui aussi son téléviseur. Si le citadin n'exécute pas son obligation, le villageois se sent en droit de « bizzer » les biens du citadin au village. Ce n'est pas du vol, c'est juste la sanction du défaut d'exécution d'une obligation. Cette nouvelle figure mérite qu'on s'y arrête quelque peu. Il faudrait qualifier cette situation et voir la nature des obligations qu'elle fait naître. Il convient dans cette perspective de se rapprocher du regard que peuvent avoir d'autres disciplines comme j'aurais l'occasion de le montrer par la suite.

Le second sujet, toujours lié à nos conversations, m'a été inspiré par ce garçon seul dans sa pirogue, traversant un bras du fleuve menant au Lac Onangué. Ce qui frappe mon ami malien, c'est qu'un enfant puisse se débrouiller ainsi tout seul sur le fleuve alors qu'il n'y a apparemment aucun village en vue. Je ne suis pas dans le même état d'esprit ayant été d'innombrables fois acteur de scènes similaires. Ce qui retient mon attention, c'est plutôt le tee-shirt que porte le garçon. Du *Mamimess Didile*, j'arrive à identifier qu'il est à l'effigie d'un homme politique. Quelques années après cette scène, je me demande toujours pourquoi l'on ne trouve pas une étude sur la fonction du tee-shirt au Gabon. Pourtant, pas une manifestation digne de ce nom ne peut se tenir sans que des tee-shirts ne soient distribués. Qu'il s'agisse de la fête de l'Indépendance, de la fête du Travail, de la fête des Mères, le tee-shirt est omniprésent. À croire même que la participation à ces ma-

nifestations s'explique par la perspective de recevoir un tee-shirt (mais aussi un pagne ou une casquette). Depuis une trentaine d'années, le tee-shirt a également fait une entrée fracassante dans les cérémonies familiales. Un mariage ou des obsèques doivent s'accompagner de la distribution de tee-shirts ou de pagnes. Néanmoins, un tee-shirt vierge n'a aucun intérêt, il faut qu'y figurent non seulement l'effigie des époux ou du défunt mais également une inscription précisant l'événement que l'on célèbre.

A priori, ces considérations sont assez éloignées des préoccupations du juriste. Pourtant, la question de la valeur de ce tee-shirt ne peut manquer de se poser. C'est non seulement un élément de la rémunération, ce que l'on étudie fort peu, mais également une source de fierté pour le salarié. Toutefois, pour appréhender réellement la place du tee-shirt, il ne faudrait pas se limiter à une stricte analyse juridique. Il faut, au contraire, tenir compte d'un autre proverbe que nous inspire ce que fait Joachim, et qui renvoie à la nécessité de tourner le dos aux aventures individuelles.

B. « Être seul c'est bon à condition d'avoir des bananes en abondance »

La figure de Joachim qui a été retenue dans cet ouvrage est celle du semeur. Dans mon Afrique centrale natale, le semeur n'est pas un personnage très connu. Il appartient davantage à la réalité et aux imaginaires sahéliens. Dans la forêt gabonaise, on évoque davantage le planteur. Il ne sème pas, il plante. C'est un personnage double à la fois homme et femme. Qu'il s'agisse du manioc, de la banane ou du tarot, qui sont à la base de l'alimentation, il faut les planter[5]. Il en est de même des arbres fruitiers que l'on retrouve dans les villages gabonais[6]. Le planteur commence d'abord par repérer et sélectionner le meilleur espace, c'est-à-dire la meilleure terre susceptible de recevoir les cultures. Il se doit de connaître non seulement la fertilité de la terre, mais également le statut juridique de celle-ci car on ne cultive pas la terre de manière indifférenciée ! Le concours des hommes, car la femme vient vivre chez l'homme, peut s'avérer précieux à ce moment. C'est l'homme qui sait en effet à quel groupe clanique ou tribal appartient la terre puisque c'est son village. La phase suivante est celle du défrichage[7] et du débroussaillage[8] qui ré-

5 Le personnage du planteur est ici à dominante féminine.

6 Dans cette situation, c'est le visage de l'homme qui s'impose.

7 Ce sont les expressions employées au Gabon.

8 Ibid.

unit l'homme et la femme. Il revient ensuite aux hommes d'abattre les arbres. Une fois ce labeur effectué, la femme sera la seule à agir. C'est elle, deux ou trois semaines après la phase d'abattage qui va procéder aux brûlis avant de commencer à planter. Des mois s'écouleront encore avant qu'elle ne vienne récolter.

Je ne regarde pas les pieds du planteur, mais ce qu'il fait. Le planteur ne sait pas tout, et ne fait pas tout. C'est un homme qui n'agit pas seul. Dans l'image du planteur, non seulement il y a la complémentarité de l'homme et de la femme, mais il y a également une exaltation du travail en équipe. Cette nécessité est illustrée chez Joachim par ce propos que je l'ai entendu tenir à plusieurs reprises : « Individuellement nous ne sommes rien, mais en nous unissant nous pouvons faire des choses ». N'ayant pas de bananes en abondance, nous sommes condamnés à nous unir et à nous ouvrir aux autres comme le fait le planteur. Que ce soit pour débroussailler ou pour abattre des arbres, il faut recourir à des aides extérieures. Le planteur peut s'adresser à ses voisins immédiats, mais c'est également un homme à l'écoute du monde qui n'hésite pas à s'inspirer de ce qui se fait ailleurs.

Cette démarche, nous pouvons la reprendre également dans nos recherches. Ce qui a intéressé Joachim dans nos échanges, c'était la volonté de nous comprendre les uns les autres, et ce souci constant chez chacun de nous de faire comprendre sa réalité aux autres. J'ai en mémoire pour illustrer cela les évocations du corps qui ont été au cœur de nos échanges, non pas sur le *Mamimess Didile*, mais à Libreville. Le corps est, à mon avis, l'une des notions les plus complexes à appréhender du point de vue du droit. Elle demeure tout aussi difficile à présenter à quelqu'un qui ne baigne pas dans la réalité sociale gabonaise. Toutefois, quand on interroge les autres disciplines, on s'aperçoit que la même difficulté est présente. Il en va de même, lorsque l'on sort de son groupe ethnique ou encore du Gabon. Pour les chercheurs présents à l'école doctorale, définir le corps s'avérait souvent une tâche ardue. La difficulté supplémentaire qui apparaissait était celle de la diversité des imaginaires dans lesquelles chacun de nous baignait. Comment expliquer à quelqu'un qui y est totalement étranger le phénomène des hommes-panthères par exemple ? Comment évoquer les extensions du corps en milieu bantou à nos amis d'Afrique de l'Ouest ? Pour mener une recherche vraiment intéressante sur cette notion, il convient certes de partir de son propre environnement. Mais, il importe également de s'appuyer sur les difficultés rencontrées ailleurs, et les solutions que l'on a y pu trouver. Avec le corps, on est vraiment au cœur de ce que Joachim nous suggère à savoir, l'ouverture la plus large possible. Il s'agit à la fois d'une ouverture disciplinaire, mais également culturelle.

En regardant le planteur ou en regardant Joachim, il apparaît clairement que l'enfermement dans sa discipline est un piège qu'il faut éviter à tout prix. Les exemples sont nombreux dans notre quotidien pour nous montrer l'impasse à laquelle conduit une telle attitude. Le droit ne doit pas en effet être pensé comme un phénomène que l'on peut isoler du reste de la société. Il convient dans cette optique de connaître absolument la société dans laquelle les normes auxquelles on réfléchit vont s'appliquer. Pour cela, il y a lieu de se référer à sa propre observation certes, mais également aux outils que les collègues des autres disciplines peuvent nous présenter. Le refus de l'enfermement c'est également considérer que la stratégie du repli sur soi, c'est-à-dire sur son pays ou sur son continent, n'est pas d'un grand intérêt. Lors du colloque de Libreville, comme dans bien d'autres rencontres, il est souvent apparu que la problématique retenue qui portait sur l'Afrique n'était pas exclusive à ce continent. Sur une notion comme le corps, l'on s'aperçoit qu'il n'y a pas une approche qui soit totalement satisfaisante en Occident. Comment la question sur le corps y est appréhendée par les différentes disciplines ? Quelles sont les difficultés auxquelles on est confronté lorsque l'on évoque le corps et ses limites ?

Toutefois, la crainte qui habite souvent les uns et les autres est que, très rapidement, le dialogue ne soit pas possible. De ce fait, le risque est grand de ne prendre aucune initiative, à cause de la perspective d'un échec certain. Or là encore, le planteur nous montre qu'il faut tourner le dos à une telle crainte.

II. « Une pierre glissante ne fait pas tomber deux fois »

Regarder ce que fait le planteur n'est pas une finalité, ce qui importe c'est de se servir de la leçon qu'il donne pour entreprendre soi-même. Parmi ses leçons, l'une des plus importantes me semble être de considérer que les échecs sont toujours instructifs, et qu'il ne faut pas être paralysé par leur peur. La réussite ne vient pas en effet toujours couronner toutes les initiatives, et ceci pour de multiples raisons. Il y a d'abord le fait que l'on n'a pas forcément les mêmes compétences, ni la même habileté que le planteur. Il faut également prendre en compte les obstacles qui risquent de se dresser devant le planteur. Il peut en effet lui être contesté le statut juridique de la terre fertile qu'il voulait cultiver. Une saison sèche écourtée rendra l'abattage difficile et le brûlis quasiment impossible. Le planteur n'est donc pas un héros qui gagne systématiquement. Le regarder c'est apprendre l'humilité, en reconnaissant que, comme le dit le proverbe, « Tous les singes n'arrivent pas aux cimes des arbres ». Regarder le planteur c'est également apprendre à cultiver la patience.

Toutes les plantes ne poussent pas au même rythme. Pour certaines, il faudra attendre quelques années avant la récolte.

A. « Tous les singes ne peuvent pas arriver aux cimes »

Dans le Gabon de mon enfance, il n'y avait pas de concours agricole, et à ma connaissance il n'y en a toujours pas dans le Gabon actuel. De ce fait, la question de savoir qui est le meilleur planteur de la contrée n'a pas beaucoup d'importance, même si on peut s'extasier sur les plantations des uns et des autres. L'objectif que poursuit le planteur n'est pas du tout d'avoir la plus grande plantation, mais plutôt celle qui lui permet de nourrir les siens et de pouvoir engranger des revenus par la vente des produits.

Dès le départ, le planteur sait quelles seront les dimensions de sa plantation. Il les détermine en tenant compte de plusieurs facteurs. Ils sont d'abord humains. Il faut en effet prendre en compte la force de travail dont on dispose. Plus on a de femmes et d'enfants, plus les plantations seront grandes. Les facteurs à prendre en compte sont également climatologiques. Le planteur qui commence à débroussailler au mois d'août sait que le temps est compté pour lui. Dans ce cas, il n'y a pas lieu de se lancer dans un grand projet. Le risque est en effet que les pluies qui arrivent à la fin du mois d'août ou au début du mois de septembre ne mettent à mal ce qui a été entrepris. Le planteur doit enfin toujours prendre en considération le fait que la terre qu'il veut cultiver ne lui appartient pas en propre. D'autres membres du groupe peuvent espérer l'utiliser également. Dans ce cas, il faut procéder à des arbitrages qui, au final, peuvent conduire à un rétrécissement de l'espace que l'on souhaitait cultiver.

Le parallèle avec le chercheur peut paraître difficile à établir ici et pourtant, il n'en est rien. Reconnaître que « Tous les singes ne peuvent pas arriver aux cimes », ce n'est nullement, comme le pensent à tort certains, tourner le dos à toute ambition. Il ne s'agit pas du tout de prêcher pour un quelconque renoncement au dépassement de soi. Il y a plutôt derrière ce proverbe l'idée que vouloir être absolument le premier ne saurait tenir lieu de véritable programme dans une existence. S'il en était ainsi, il faut s'imaginer le nombre de malheureux qu'il y aurait, puisque les premières places ne sont pas accessibles à tous[9].

9 La solution serait alors de reprendre cette approche chère aux Fangs qui est de considérer que nous sommes tous des numéros un, ce qui résout tout problème de classement.

Considérer que tous les singes n'arrivent pas aux cimes, c'est envisager autrement nos activités. L'objectif du planteur n'est pas d'être le premier mais plutôt de nourrir les siens et de vendre sa production. Pour autant, le planteur se vit également, et c'est pour cela qu'il faut le regarder, comme quelqu'un qui transmet un savoir. Pour que le savoir continue à être transmis, il faut qu'il y ait des personnes prêtes à le recevoir. Il en va de même dans le domaine de la recherche. Dans un domaine où la subjectivité est reine, comment peut-on véritablement établir les classements que certains réclament bruyamment ? De plus, quels peuvent être les critères retenus ? D'aucuns pensent que ce sont les publications qui doivent être la référence suprême. D'autres estiment, plusieurs années après avoir achevé leurs études, que ce sont les diplômes qu'ils ont obtenus qui sont le seul juge de paix. Pourtant, ces deux voies ne permettent pas du tout de voir les « arbustes du sous-bois » évoqués plus haut. Les publications se font souvent dans des revues en Occident qui privilégient un certain nombre de thématiques souvent aux antipodes des sujets évoqués sur le *Mamimess Didile*. Ressasser ses résultats d'étudiant sans s'en lasser non seulement ne vaut pas quitus pour la recherche, mais n'est pas non plus d'un grand apport dans la compréhension de notre monde.

L'humilité doit donc être de mise ici. Il convient de se considérer avant tout comme le maillon d'une chaîne. Ce que nous savons, et à cet égard le parallèle avec le planteur est saisissant, nous l'avons reçu. Pour que ce savoir se maintienne, il nous faut également le transmettre. C'est vers cet objectif que nous devons nous concentrer, en nous assurant que cette transmission se fera dans les meilleures conditions possibles, et que ceux qui reçoivent nous comprennent vraiment. Il appartient dès lors à chacun de transmettre du mieux qu'il peut. Dans cette optique, on voit que la question de la première place ne joue absolument pas un rôle fondamental. La joie et la satisfaction viennent de ce que l'on a pu transmettre, et non pas du fait que l'on a été la plus grande courroie de transmission de tous les temps.

Se considérer simplement comme le maillon d'une chaîne invite en effet à une certaine humilité. Mais celle-ci doit se conjuguer avec une autre vertu que l'on retrouve également chez le planteur, à savoir la patience.

B. « Noix après noix je remplis le panier »

Le fait que nos échanges aient eu lieu sur le fleuve ce 21 juillet 2007 avait un parfum particulier pour certains d'entre nous. Notre présence à bord du *Mamimess Didile* et la vitesse

à laquelle allait ce bateau ne manquaient pas de nous rappeler comment depuis notre enfance notre rapport au temps et aux distances avait changé. Pour rallier Lambaréné à Izolwet, il nous a fallu à peine une heure, là où autrefois, il fallait compter dans mon enfance plus de deux heures avec un moteur 6 CV. Nos grands-parents qui, au départ, n'avaient que la force de leurs bras pour faire avancer leur embarcation, auraient eu besoin d'être plus de six pour faire ce trajet. La modernité a fortement réduit les distances et le temps passé dans les déplacements. Pourtant, le règne de l'immédiateté ne s'est pas généralisé en toutes choses. C'est ainsi que le planteur continue à être en dehors de cette accélération du temps, et de cultiver la patience.

Si les arachides peuvent être récoltées en quelques semaines, il n'en va pas de même pour le bananier qui aura besoin de quelques mois pour donner un régime. De même, il faut que s'écoulent des mois entre le moment où l'on plante les boutures de manioc et la récolte. Quelle que soit la plante cultivée, il convient de s'armer de persévérance et de patience. La persévérance, le planteur doit en disposer face aux intempéries et face aux incertitudes. La patience, c'est de respecter la grande horloge du temps, et le fait qu'il y a un bon moment pour cueillir un fruit ou pour récolter : ni avant, ni après ! Une illustration intéressante nous en est donnée avec la culture des arbres fruitiers. Lorsque l'on crée un village, parmi les premières cultures que l'on va retenir il y a les arbres fruitiers. Longtemps après que ceux qui les ont plantés aient regagné le rivage inconnu, le passant ou le voyageur continue à en consommer les fruits. Pourtant, le planteur va faire preuve non seulement de patience mais également d'altruisme. Il ne plante pas l'arbre fruitier pour son seul intérêt ou pour celui des siens. Il en va de même dans le domaine de la recherche.

Le chercheur ne s'intéresse pas à une question pour son seul confort. De même les réponses qu'il proposera sont destinées à être reçues et discutées par le plus grand nombre. Pour autant, le rapport au temps se pose ici quasiment dans les mêmes termes que ceux que l'on évoque pour le planteur. Certes, avec le concours des outils modernes, et notamment de l'informatique, il est possible d'écrire et de diffuser un article dans la même journée. Il est même possible d'être lu et de susciter des réactions dans le même laps de temps. Toutefois, comme pour les cultures, la recherche a besoin de diversité. Au même titre que le planteur ne cultive pas que des arachides, le chercheur ne peut pas se contenter uniquement de l'immédiateté. Or, pour des sujets comme ceux qui ont passionné Joachim en ce jour de saison sèche de juillet 2007, il est nécessaire de prendre son temps. Il y a même le risque que l'on n'aille pas jusqu'au bout de sa démarche, à cause des difficultés que l'on peut rencontrer, de la faiblesse des outils conceptuels dont on dispose, ou encore de la

difficulté de publier le résultat des travaux. Ces obstacles ne doivent pas constituer un frein pour la recherche, mais au contraire être vécus comme des impondérables auxquels d'autres sont confrontés. De ce point de vue, le parallèle avec le planteur est encore intéressant. Ni la difficulté, ni l'échec n'arrête définitivement le planteur. Ils ne doivent pas davantage freiner la volonté du chercheur soucieux de se pencher sur sa société. C'est à l'ensemble de ces leçons que nous invite Joachim lorsqu'il évoque nos conversations sur l'Ogooué.

Augustin Emane ist Professor an der Faculté de Droit et des Sciences politiques der Université de Nantes; Fellow des Wissenschaftskollegs 2005/06.

THE CREATIVE SKEPTIC
STEVEN FEIERMAN

I am accustomed to academic administrators who, when it comes to Africa, encase themselves in a hard shell of political value-words – "sustainable", "democracy", "capacity-building", "development", and others. When taken without careful thought about what they mean in context, these hold the person immobile, like a baby chick, unable to see or think about the confusing world, the jumble of contradictory realities that would assail the senses if the shell were ever broken. From the moment I first spoke with Joachim Nettelbeck, in a frayed hotel dining room in Libreville, in Gabon, I understood that he wanted to confront African worlds in an unmediated way, unprotected by the armor of political slogans. We had remarkable conversations in Libreville. He told me deep personal stories to explain why he felt a sense of responsibility here. I was surprised by his ferocity when he spoke about the work in Gabon, an institute for the development of young scholars. He was, in one sense, a mere observer. Mamadou Diawara and Augustin Emane were in charge, and he admired what they were doing. But he was impatient. The young African intellectuals had been constrained, for the whole of their working lives, by the demands of survival and of consultancies. Joachim Nettelbeck wanted to see them break through as autonomous intellectuals. He wanted to see them fly. Immediately. Or he wanted at least to know that everything possible was being done to respond to their needs, to challenge them, and to make space for them to challenge one another, so that if they could not fly today, then tomorrow they would.

By the time of the Gabon institute, we were planning to work together (and with Julie Livingston) to build a focus group on "Professional Dilemmas of Medical Practice in Africa" (resident at the Wissenschaftskolleg in 2010/11). Joachim Nettelbeck's vision, which I found compelling and congenial, came to be woven into the life and work of the group. In regard to African health and medicine, in particular, the danger was that we would be trapped inside the hard shell of policy words, exactly the ones that make it impossible to think clearly. We faced the danger of being caught by the need to control "AIDS, tuber-

culosis, and malaria" (only these diseases, not childhood diarrhea, and especially not things like pain, which are difficult to measure and not legitimate as a cause of death). We faced attempts to deal with the "global burden of disease", with its defined goal of reducing, by the cheapest means possible, the number of days lost to disease, in a way that gives no consideration to care as something to be valued for its own sake. Power over the words governing African health is concentrated at a few points on the globe – much more centralized than the power of big oil in the global economy. The great numbers of African physicians and nurses who provide care, and who therefore develop deeply grounded local understandings, are denied the capacity to choose the words that should count in global policies. Because Joachim Nettelbeck understood the importance of breaking the shell, of getting beyond the orthodox words, he encouraged us to assemble a group of fellows who had worked to understand the experience of health care in Africa on the ground, as it unfolded in the lives of professionals and patients, not as imagined from a great distance in policy words. The group included anthropologists (David Kyaddondo and Herbert Muyinda), historian-ethnographers (Julie Livingston, Nancy Hunt, and me), a biologist (Iruka Okeke), an economist (Andrew Farlow), and a physician (Wolfgang Holzgreve). Our common goals, no matter what the discipline, were to reflect on everyday experience, to pay adequate attention to the region's own practitioners, and to acknowledge the workings of power in knowledge. Our strategy from the start was guided by Joachim Nettelbeck's vision of a humane science, one not captured by the pieties that constrain thought.

I learned (later, when we all were together in Berlin) that Joachim was profoundly skeptical about the capacity of technocrats to know enough about the world, with enough clarity, penetration, and sympathy, to act productively on it. One of his favorite seminar presentations over the years (one having nothing to do with Africa) was the paper by Robby Aronowitz. It showed, with meticulous medical and epidemiological reasoning, that a whole generation of screening and treatment for breast cancer in the US had as its main contribution the illusion of medical advance. Screening led to changes in the categorization of disease stages, which then led to improved survival statistics. These gains, however, were produced by the process of categorizing and counting, not by any actual increase in the rate at which women survived. This clear-eyed critique of the limits of technology did not lead, however, to a wholesale rejection of medicine, or a declaration that it is the nemesis. Aronowitz, as a physician, knew that doctors must continue to treat cancer patients. If anything, his work revealed the heroic side of a profession in which one

has to do one's best, and be true to science and to the patient, in the face of profound doubt. I mention this because Joachim's affinity for the work reveals underlying habits of his mind. He sees immediately, without even thinking, that the technologies (the mammograms, the statistical and surgical techniques) constitute a form of legitimation. All our intellectual work is, of course, engaged in legitimation. And yet, even if we are aware of this subtext, we have no choice but to work as professionals who use disciplined intellectual work to orient practical action. The people to be prized are the ones (like Joachim Nettelbeck himself) who can see the stagecraft and continue to act, struggling to get beyond it. Joachim has been something like a theatrical director in an improvisational genre. The choice of the actors and the setting of the scene are the most important things, since they shape the outcome when there is no script to follow.

The strategy we adopted, with Joachim Nettelbeck's inspiration and encouragement, was to explore the actual practice of medicine within Africa in a fine-grained ethnographic way: medicine as practiced by individual physicians and nurses in concrete particular contexts, medicine as experienced by actual patients. By beginning from the most concrete, most particular stories, we hoped that facts, details, and experiences would put global planning for health in a new light, would undermine its claims to competence and reveal its harsh assumptions. The contradictions we uncovered were, at one and the same time, obvious and invisible. What does rational health provision mean, in a concrete way in people's lives, when it requires that professionals work without medical infrastructure? Is it clear from the "rational" plans that surgeons must operate without proper surgical instruments? What does it mean to pay attention to the "global burden of disease" while paying no mind to the national or individual burden of care? Is it humane to aim at achieving a certain low level of health without care? What are the skills that a physician must have when no attention has been paid to the regular provision of medical supplies and equipment, when a large proportion of medical resources are located in isolated donor projects? What skills must a patient's loved ones have when they are assigned the work of nursing care and drug procurement? When it comes to the rationality of the donors and the planners, what *were* they thinking? In the larger story, universalizing science legitimizes itself while ignoring its most basic human tasks.

While all members of the group had close working relationships with some physicians in Africa, it was impractical for medical practitioners to spend a year in Berlin. Their absence presented a problem. What was the status of our own account of professional dilemmas? In what directions might the practitioners themselves push the analysis, if they

were present? Joachim challenged us to avoid moving towards a social-scientific omniscience of our own. And so with his pressure and encouragement and with material support mobilized by the Wissenschaftskolleg, we invited a number of distinguished physicians involved in everyday practice to come from Africa and work through the issues with us at a conference in May 2011. We had in attendance 10 guest physicians and a number of visiting anthropologists in addition to resident focus group members. Each African physician brought to the group an extended hybrid case study that combined, on the one hand, all the usual medical details (signs and symptoms, test results, treatments, and outcomes), and on the other hand stories of extra-medical work. A practitioner would interrupt a story of diagnosis and treatment to explain that he had not had an essential drug, and so he called a physician-friend in another city, who had sent it as a personal favor. In another case, a woman whose survival depended on a caesarean section waited a day for surgery, her life in the balance, while her husband sold a bag of rice to pay the shared costs that the system required. In still another, a case of infection, the correct test was unavailable, and so the physicians treated the patient with one powerful antibiotic after another, over a period of many weeks. The physicians knew that this was improper treatment, and that it risked creating drug resistance, but the alternative was to allow the patient to die. The participants in our meeting (fellows, physicians, and guests) collaborated to analyze each case study. Together, we uncovered powerful regularities. We saw the unintended costs, in lives and money, of a system built according to international principles. The donors introduce special programs, one to control malaria, another to develop vaccines, but they devote few resources to ordinary care. Meanwhile, physicians who actually treat illness must work within a system to which no one has given careful thought. Successful physicians, working in this bizarre system, have a capacity for brilliant and unconventional improvisation. They are able to exploit large social networks to find the right expert, or drug, or piece of equipment. They need to be omniscient in a different way – to know where, in a chaotic social field, the particular resource is available for treating one particular patient. In their moments of success, they reveal the bizarre flaws in the international system by which they are governed.

Physicians who see flaws in medical logic must, as we have seen, keep on treating patients. Joachim (a physician of the body politic) trusted the work that we were doing and tried to translate our pessimistic conclusions into positive action. He set up meetings with influential politicians and administrators so that they could learn about what we had found, so that they could do something better. Here Joachim's work paralleled that of the

African physicians. He would make things better by exploiting linkages within his enormous network. I had a long meeting with a crucial Staatsekretär and another with the head of a commission. He moved us from critique of policy to action that would inform policy. His skepticism about the human capacity to know did not get in the way of his capacity to act.

What drew me to Joachim Nettelbeck to begin with, back in that dining room in Libreville, was his intense desire to be useful in an African setting, while having not the slightest trace of the missionary impulse. He did not need to demonstrate superior morality or superior knowledge by telling the young scholars in Gabon what they ought to do. The key problem in his mind was who to put them in contact with and how to set the stage, so that their own disciplined and powerful intellects could emerge and they could take their rightful places. I am convinced that if truth is ever revealed in the world, it will come from a creative improvisation in which Joachim Nettelbeck has set the scene.

Steven Feierman ist Professor am Department of History and Sociology of Science der University of Pennsylvania; Fellow des Wissenschaftskollegs 2010/11.

ICH HABE IHN NIE NUR ALS VERWALTER ERLEBT!
ERIKA FISCHER-LICHTE

Im Jahr 2007 legte das Bundesministerium für Bildung und Forschung ein neues Programm für die Geisteswissenschaften auf. Es ermöglichte die Einrichtung von Internationalen Forschungskollegs für Geisteswissenschaften an Universitäten. Mein Antrag auf Einrichtung eines solchen Kollegs zum Thema „Verflechtungen von Theaterkulturen" war erfolgreich, und das Kolleg nahm zum 1. August 2008 seine Arbeit auf. Bis dahin war es allerdings noch ein dornenreicher Weg. Das neue Format stellte auch das Ministerium vor neue Probleme. Wann immer wir uns an das Ministerium mit der Frage wandten, wie dies oder jenes zu handhaben sei, erhielten wir die Antwort, wir sollten das Wissenschaftskolleg zum Modell nehmen. Wen also fragen? Natürlich Herrn Nettelbeck! Ob es sich um die Fragebögen für Fellows handelte, um die Verträge mit ihnen, um Krankenversicherungen, Aufenthaltsgenehmigungen, Anwesenheiten und was dergleichen organisatorische Fragen mehr sind, immer fanden wir Hilfe bei Herrn Nettelbeck. Entweder hatte er die Antwort gleich selbst parat oder er verwies uns an bestimmte Mitarbeiterinnen, die uns immer gleich mit Rat und Tat zur Seite standen. Ohne Herrn Nettelbecks hilfreiche Ratschläge wären wir gar nicht imstande gewesen, so schnell und effizient unser Forschungskolleg zum Laufen zu bringen.

Es war in der Tat kein Zufall, dass ich mich an Herrn Nettelbeck wandte. Denn in früheren Zusammenhängen hatte ich bereits seinen sachverständigen Rat kennen und schätzen gelernt. Als ich die Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrats leitete, die „Empfehlungen zu den Regionalstudien *(Area Studies)* in den Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen" erarbeiten sollte, luden wir zu einer Expertenbefragung auch Herrn Nettelbeck ein, da es allgemein bekannt war, dass am Wissenschaftskolleg für unsere Vorhaben einschlägige Arbeitskreise eingerichtet waren. Die Befragung lief für beide Seiten so produktiv, dass daraus neue Aktivitäten hervorgingen. Auf Initiative von Herrn Nettelbeck wurde am Wissenschaftskolleg die Arbeitsgruppe „Wege des Wissens" gegründet. Sie stellte zunächst eine Art Think-Tank dar, in dem theoretische Zugänge

zur Gewinnung produktiver transregionaler Fragestellungen erarbeitet wurden, mit denen die verschiedenen an den Berliner Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen betriebenen Area Studies aufeinander bezogen und zu fruchtbarer Zusammenarbeit angeregt werden sollten. Darüber hinaus wurden von ihr Konferenzen organisiert, welche die Vielzahl und das Gewicht regionalwissenschaftlicher Forschung in Berlin national und international sichtbar gemacht haben. All diese Aktivitäten wären ohne Herrn Nettelbecks unermüdliche und tatkräftige Unterstützung nie zustande gekommen.

Das gilt ebenso für das Forum Transregionale Studien. Es ging zum einen aus der von der Berliner Wissenschaftskommission eingerichteten Arbeitsgruppe „Politik, Gesellschaft und Geschichte", zu deren Mitgliedern auch Herr Nettelbeck gehörte, und zum anderen aus dem Arbeitskreis „Wege des Wissens" hervor. Ich bin mir sicher, dass es ohne Herrn Nettelbecks faszinierende Fähigkeit, immer wieder genau die richtigen Personen miteinander ins Gespräch zu bringen und unablässig in der Wissenschaft als auch in Politik und Verwaltung nicht nur Fürsprecher für das Projekt zu gewinnen, sondern auch echte Aktivisten zu mobilisieren, kaum gelungen wäre, das Forum als eine derart zentrale und für die *Area Studies* nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland wichtige Einrichtung zu etablieren. Wenn es auch in Zukunft finanziell wird überleben können, so ist dies in erster Linie das Verdienst von Herrn Nettelbeck, der unermüdlich an allen für es zuständigen Stellen wirkt.

Herr Nettelbeck liebt es, sich ausschließlich als den Verwalter hinzustellen, der für die Inhalte weder zuständig noch kompetent ist und sich auf organisatorische und administrative Belange beschränkt. Dieses Image nimmt ihm jedoch niemand ab, der ihn in Sitzungen erlebt hat, auf denen Fragen zu transregionalen Studien diskutiert werden. Gerade weil er sich über die Jahre ein gewaltiges Wissen auf dem Gebiet angeeignet hat, aus dem sich sein Enthusiasmus für die Sache und die Bereitschaft, sich selbstlos für sie einzusetzen, speist, habe ich ihn nie ‚lediglich' als Administrator wahrzunehmen vermocht. Herr Nettelbeck hat sich nie damit begnügt, etwas Gegebenes zu verwalten. Er hat vielmehr seine Verwaltungsarbeit genutzt, um bei der Entwicklung neuer Ideen maieutisch tätig zu sein, ihnen zum Durchbruch zu verhelfen und sie auf eine solide Basis zu stellen. Wer immer in der Stadt an transregionalen Fragestellungen arbeitet, hat davon profitiert. Nur wenn man den Verwalter als einen derartig idealen Geburtshelfer versteht, bin ich bereit, Herrn Nettelbeck als einen Verwalter wahrzunehmen.

Ich hoffe sehr, dass ihm der Ruhestand die Möglichkeit eröffnet, sein Interesse ganz und gar auf die Belange zu fokussieren, die ihm wichtig sind und sich noch stärker als bisher für sie einzusetzen – wenn das überhaupt möglich ist.

Erika Fischer-Lichte ist Professorin am Institut für Theaterwissenschaft der Freien Universität Berlin und Direktorin des International Research Centers „Interweaving Performance Cultures“.

QUE SERAIS-JE SANS TOI … ?
ETIENNE FRANÇOIS

Si j'ai choisi pour titre ces premiers mots d'un poème d'Aragon – un des plus beaux poèmes d'amour de la littérature française, que je ne me lasse pas d'écouter dans l'interprétation de Marc Ogeret –, ce n'est pas seulement par manque d'imagination. C'est avant tout parce qu'ils disent mieux que je ne saurais le faire à quel point la rencontre avec Joachim Nettelbeck a été décisive pour moi et combien, comme tant d'autres, je lui dois. Et c'est pour cette raison que je suis heureux de pouvoir profiter de la chance représentée par ce volume d'hommage, pour lui exprimer par écrit toute ma reconnaissance et toute ma gratitude.

En bon historien que je m'efforce d'être, je me devrais de commencer par l'évocation de notre première rencontre. Mais j'ai beau solliciter ma mémoire, je n'arrive plus à me rappeler où elle se fit. A-t-elle eu lieu à Paris, à Bonn, à Stuttgart ou à Göttingen ? J'avoue humblement ne plus le savoir et aucune madeleine trempée dans la tisane n'a jusqu'ici réussi à faire remonter ce souvenir enfoui. La seule chose dont je sois sûr est que notre première rencontre a eu lieu en un temps où tous deux nous étions en train de réorienter profondément notre carrière et notre vie, et où, l'un comme l'autre, nous quittions les sentiers battus pour nous lancer dans une direction nouvelle et à inventer de part en part.

Après plusieurs années passées à Paris pour y faire sa thèse de droit et de sociologie sur les procédures de recrutement des enseignants du supérieur en France, Joachim Nettelbeck résidait alors à Bonn et travaillait en tant qu'assistant du président du DAAD Hansgerd Schulte (lui-même également professeur de littérature et civilisation allemandes à l'Université de Paris-III). Choisi par Peter Wapnewski pour occuper les fonctions de secrétaire général du Wissenschaftskolleg (reprenant pour ce faire, sous une forme germanisée, le titre de secrétaire porté au XVIIIe siècle par Formey à l'Académie royale des Sciences de Prusse), il s'apprêtait à quitter Bonn en 1981 pour s'installer à Berlin avec Annie et leurs enfants. Quant à moi, quittant pour un temps la voie classique de

l'universitaire français faisant carrière dans sa spécialité et autant que possible dans son Université – en l'occurrence l'Université de Nancy-II où j'avais été nommé en septembre 1970 et où j'étais maître de conférences en histoire moderne –, je venais d'arriver à Göttingen à l'automne 1979, accompagné moi aussi de ma femme Beate et de nos trois enfants.

L'invitation à venir passer quelques années en Allemagne remontait au printemps 1979 ; elle m'avait été faite par le grand historien moderniste Robert Mandrou (1921–1984). Robert Mandrou, qui était le plus jeune disciple de Lucien Febvre et aussi l'historien moderniste le plus brillant de sa génération, avait assuré la direction des « Annales » de 1954 à 1962 avant d'être voué aux gémonies et ostracisé par Fernand Braudel après la mort de Lucien Febvre pour des raisons aussi injustes qu'injustifiées.[1] Devenu entretemps professeur d'histoire moderne à l'Université de Nanterre, Robert Mandrou était un des très rares historiens français à s'intéresser à l'histoire allemande. Réquisitionné comme travailleur forcé (STO) en 1943, il avait passé deux ans an Allemagne d'abord en usine, puis, en punition de son esprit contestataire, en tant que bûcheron dans le Harz ; il en était revenu en 1945 avec la santé délabrée, mais aussi avec le goût de l'histoire allemande à laquelle il avait en particulier consacré sa thèse secondaire sur les Fugger comme propriétaires fonciers à la fin du XVIe siècle.[2] A force d'obstination, il avait réussi à faire créer en 1977 par le Ministère Français des Affaires Etrangères une « Mission Historique Française en Allemagne » qui devait être dans son esprit l'embryon d'un futur Institut Historique Français en Allemagne. Cette initiative avait été soutenue du côté allemand par Rudolf Vierhaus, alors directeur de l'Institut Max-Planck d'Histoire de Göttingen et lui aussi moderniste. Admirateur de l'œuvre historique de Robert Mandrou qui correspondait à sa propre approche de l'histoire moderne, fasciné comme lui

1 Voir sur ce point l'excellente postface de Monique Cottret, Philippe Joutard et Jean Lecuir dans la réédition du Livre de Robert Mandrou, *Introduction à la France moderne 1500–1640. Essai de psychologie historique,* Paris, 1998, p. 422–543.

2 Robert Mandrou, *Les Fugger propriétaires fonciers en Souabe (fin du XVIe siècle)*, Paris, 1969. Après le décès de Robert Mandrou, j'ai réussi à faire paraître cette étude pionnière en traduction allemande. Elle a paru, traduite en allemand par Eckart Birnstiel, en 1997 sous le titre suivant : *Die Fugger als Grundbesitzer in Schwaben, 1560–1618: eine Fallstudie sozioökonomischen Verhaltens am Ende des 16. Jahrhunderts,* Göttingen, 1997 (Veröffentlichungen des Max-Planck Instituts für Geschichte 136), 2ème ed. 1998.

par les trésors inexploités de la bibliothèque de Wolfenbüttel[3], et désireux d'œuvrer au rapprochement entre historiens français et allemands, Rudolf Vierhaus avait proposé d'héberger la Mission Historique dans les locaux mêmes de l'Institut Max-Planck d'Histoire et Robert Mandrou était venu s'installer à Göttingen. Seul au départ, il avait obtenu de la sous-direction à la recherche du Ministère français des Affaires Etrangères un poste d'assistant à pourvoir en septembre 1979. Ayant dirigé le jury de ma thèse de troisième cycle sur « Population et société à Coblence au XVIIIe siècle » soutenue à Nanterre en juin 1974, il avait par la suite accepté de diriger ma thèse d'Etat sur les rapports entre catholiques et protestants en Allemagne à l'époque moderne, me conseillant pour cela de m'intéresser de plus près à la ville d'Augsbourg qu'il connaissait bien lui-même pour y avoir passé plusieurs étés à travailler dans les archives des Fugger. Augsbourg avait été en effet été déclarée « ville libre d'Empire paritaire » par les traités de Westphalie en 1648 et sa population était de ce fait composée de protestants et de catholiques vivant jusqu'en 1806 (date son annexion par le nouveau royaume de Bavière) sur un pied de parfaite égalité. Sachant mon souhait de pouvoir venir travailler en Allemagne pour y avancer ma thèse d'Etat, Robert Mandrou m'avait donc demandé au printemps 1979 si je serais intéressé par le poste d'assistant à pourvoir à Göttingen ; j'avais bien sûr accepté cette proposition avec reconnaissance et me faisais une joie de venir travailler en Allemagne aux côtés de mon directeur de thèse. Mais les circonstances devaient en décider autrement : atteint depuis plusieurs années déjà par le mal qui devait l'emporter peu après, un mal qu'il avait combattu avec une rare énergie et dont personne ne soupçonnait la réalité, Robert Mandrou avait été contraint, en raison de l'aggravation de son état de santé, de regagner Paris pendant l'été 1979, si bien qu'en dépit de ma totale inexpérience en la matière, je m'étais vu confier la direction de la « Mission Historique Française en Allemagne ».

Si la mémoire de ma première rencontre avec Joachim Nettelbeck m'a échappé, je me rappelle en revanche plus nettement une autre rencontre qui a dû avoir lieu peu après, à Bonn, au début de l'année 1981. L'occasion en fut fournie par une conférence sur l'Europe et son histoire prononcée à l'Institut Français par Emmanuel Le Roy Ladurie, conférence au terme de laquelle Joachim Nettelbeck et moi nous sommes retrouvés à la même table

3 La dernière publication de Robert Mandrou portait précisément sur la bibliothèque de Wolfenbüttel : « Abraham deWicquefort et le duc August (1646–1653) ; Sur les relations intellectuelles entre France et Allemagne un siècle avant les Lumières », *Wolfenbütteler Beiträge 3* (1978), p. 191–232.

pour dîner. De cette rencontre j'ai gardé un double souvenir : celui de la conversation avec Joachim évoquant son prochain départ pour Berlin afin d'y monter, avec Peter Wapnewski, l'aventure du Wissenschaftskolleg, mais aussi celui de la conversation avec Annie dont j'ai fait alors la connaissance et qui avait pris plaisir à se moquer de moi et de ma cravate, me trouvant trop sérieux et, pour tout dire, trop coincé.

Tout de suite s'est nouée entre nous une amitié profonde et qui n'a fait que se renforcer. A quoi tient cette amitié doublée de complicité ? A une multitude de raisons que je ne suis pas sûr d'arriver toutes à cerner. Le fait que nous ayons à peu de choses près le même âge n'y est pas étranger, même s'il n'est que marginal. La similitude de nos parcours est certainement plus importante : l'un comme l'autre, nous avons été formés dans des internats d'élite, lui au Landerziehungsheim Stiftung Louisenlund, moi à l'Ecole Normale Supérieure, l'un et l'autre nous avons des parcours franco-allemands en symétrie inversée : tandis que lui a parachevé ses études de droit et de sociologie en France, j'ai de mon côté, au terme d'un cursus totalement français, choisi après mon entrée à l'ENS de m'orienter vers l'histoire allemande ; l'un comme l'autre, nous avons confirmé cette orientation vers l'autre pays par un choix de vie puisqu'Annie est française (et qui plus est originaire de Normandie, où le hasard de la guerre m'a fait naître), tandis que mon épouse Beate est allemande ; l'un comme l'autre, enfin, nous sommes vite devenus des acteurs des échanges universitaires entre France et Allemagne. Mais l'essentiel va au-delà : il tient à notre commun scepticisme à l'égard de tout ceux qui, véritables « apparatchiki » du franco-allemand, considèrent qu'il est une fin en soi ; il tient tout autant à notre volonté d'insérer la relation franco-allemande dans un contexte plus large (européen, puis mondial), à notre souci de ne pas la cantonner à l'étude des relations entre les deux pays, et plus encore à notre commun désir de repérer les thématiques et domaines dans lesquels les rencontres entre deux cultures scientifiques et universitaires différentes peuvent déboucher sur des transferts créateurs et des fécondations réciproques ; il tient, enfin, à une multiplicité de références communes que nous avons constatées dès nos premiers échanges et qui se sont enrichies au fil du temps : une même admiration de Clemens Heller avec qui nous avions déjà travaillé avant de nous rencontrer, mais aussi – pour ne citer que deux historiens – de Rudolf Vierhaus, alors directeur de l'Institut Max-Planck d'Histoire et qui en avait fait un lieu unique de créativité et d'innovation, et de Pierre Deyon qui après avoir présidé l'université de Lille, pilotait au Ministère français de l'enseignement supérieur le programme des aires culturelles et encourageait le développement d'enquêtes transnationales sur la

« proto-industrialisation », une même familiarité avec ces institutions de recherche ouvertes sur la coopération étrangère et travaillant dans une optique pluri- et trandisciplinaire que représentaient la Maison des Sciences de l'Homme et l'Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales à Paris ou la Max-Planck-Gesellschaft en Allemagne, une même complicité, enfin, avec des chercheurs qui étaient en même temps des acteurs désireux d'œuvrer à la promotion de l'innovation, de l'ouverture et de l'internationalisation dans les sciences humaines et sociales, tels Hinnerk Bruhns, Maurice Aymard ou encore Maurice Garden.

Pendant les six années et demi que j'ai passées à Göttingen, je ne crois pas que nous nous soyons souvent rencontrés. Nous avions l'un et l'autre trop à faire, Joachim Nettelbeck avec le démarrage du Wissenschaftskolleg, et moi avec la relève de Robert Mandrou, la mise sur pied de la « Mission Historique » et du partenariat avec l'Institut Max-Planck d'Histoire, et l'avancement de ma thèse d'Etat. Mais nous nous sommes souvent téléphoné et je garde plus précisément en souvenir quatre conseils et encouragements que m'a donnés alors Joachim Nettelbeck, et qui ont fortement influencé mon action durant ces années : le conseil, d'abord, de m'intégrer et d'intégrer la Mission Historique le plus profondément possible dans le contexte allemand (tout en préservant l'autonomie de l'institution, selon la formule de l' « indépendance dans l'interdépendance » chère à Edgar Faure) ; l'encouragement, en second lieu, à faire venir à Göttingen non tant des spécialistes d'histoire allemande que des historiens français (historiens confirmés ou jeunes historiens) non germanistes, dont les préoccupations seraient susceptibles de rejoindre celles d'historiens allemands, et qui pourraient entamer avec eux un dialogue de découverte réciproque dans lequel la réflexion sur les approches et les méthodes serait aussi importante que le travail sur les mêmes objets – je songe ainsi à une rencontre que j'ai organisée à Essen en 1982 entre spécialistes français et allemands d'histoire orale, ou encore au colloque que j'ai monté en 1986 en partenariat avec l'Institut Historique Allemand de Paris pour faire se rencontrer et travailler ensemble des historiens français spécialisés dans l'histoire de la « sociabilité » (à commencer par Maurice Agulhon) et des historiens germanophones s'intéressant, dans la lignée de Thomas Nipperdey, à ce qu'on appelle en allemand « Geselligkeit » et « Vereinswesen » ;[4] en troisième lieu

4 Etienne François (dir.), *Sociabilité et société bourgeoise en France, en Allemagne et en Suisse, 1750–1850. Geselligkeit, Vereinsesen und bürgerliche Gesellschaft in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz, 1750–1850*, Paris, 1987.

l'encouragement (doublé de conseils pratiques et administratifs très précieux) à monter des projets de recherche coordonnés associant des historiens des deux pays – je pense en particulier à la grande enquête sur le « Refuge huguenot » en Allemagne que nous avons lancée en 1985 dans le contexte du tricentenaire de la Révocation de l'Edit de Nantes avec le soutien de la Volkswagenstiftung et du CNRS ;[5] en dernier lieu, enfin, le conseil de ne pas me limiter ni à l'histoire moderne (ma spécialité d'origine), ni non plus à l'histoire, mais à élargir au contraire mes initiatives en direction d'autres disciplines, conseil qui s'est traduit pour moi de deux manières : d'une part en prenant une part active, de concert avec Joachim Nettelbeck, au montage en 1984, en partenariat avec la Maison des Sciences de l'Homme de Paris (Clemens Heller) et la Werner Reimers Stiftung de Bad Homburg, d'une grande rencontre entre représentants des sciences de l'homme et de la société français et allemands ; d'autre part en participant activement à l'organisation à Göttingen en 1986, dans les locaux mêmes de l'Institut Max-Planck d'Histoire et en réponse à la demande de Michael Werner et de Michel Espagne, d'un colloque pluridisciplinaire sur les transferts culturels qui a contribué à faire connaître cette nouvelle approche.[6]

A ces conseils et encouragements, j'en ajouterai enfin un dernier, non moins important, mais plus personnel : l'encouragement à étudier les questions d'histoire allemande qui retenaient mon intérêt non pas en cherchant à imiter les problématiques, les approches et les méthodes des historiens allemands, mais au contraire en portant sur elles un regard différent, inspiré (sans servilité) des approches et méthodes ayant fait leur preuve en France, tant pour tester par comparaison la validité de ces approches et méthodes en les appliquant à un contexte étranger, que pour mettre en évidence des dimensions de l'histoire allemande jusqu'ici peu étudiées ou mal perçues. Telle était déjà la manière dont j'avais procédé pour étudier la société de la ville de Coblence au XVIIIe siècle, recourant pour ce faire aux approches et aux méthodes de l'histoire démographique et sociale « à la française » ;[7] telle fut plus tard ma pratique lorsque je m'intéressai à l'histoire de

5 Michelle Magdelaine, Rudolf von Thadden (Hg., dir.), *Die Hugenotten, 1685–1985*, Munich 1985; *Le Refuge huguenot*, Paris, 1985.

6 Michel Espagne, Michael Werner (dir.), *Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand (XVIIIe–XIXe siècle),* Paris, 1988.

7 Etienne François, *Koblenz im 18. Jahrhundert. Zur Sozial- und Bevölkerungsstruktur einer deutschen Residenzstadt,* Göttingen, 1982.

l'alphabétisation et de la lecture dans l'Allemagne moderne ;[8] tel fut surtout le cas lorsque je choisis d'étudier en profondeur l'histoire des cultures confessionnelles et des relations entre catholiques et protestants dans l'Allemagne de la seconde moitié du XVIIe siècle et du XVIIIe siècle, partant pour ce faire d'une enquête multidimensionnelle sur la ville libre paritaire d'Augsbourg.[9]

Après mon retour en France, à l'été 1986, la sollicitude de Joachim Nettelbeck à mon égard est restée la même, s'exprimant toutefois de manière légèrement différente. Joachim et Annie furent d'abord les amis accueillants chez qui je savais que je pourrais toujours trouver le gîte et le couvert si je venais à Berlin, ce dont j'ai usé et abusé sans scrupules. Joachim, par ailleurs, n'eut de cesse de m'encourager à faire preuve de davantage d'audace et d'imagination, et à ne pas me laisser duper par les assauts récurrents de mon complexe d'infériorité : je me rappelle par exemple comme il m'a encouragé à continuer de travailler avec Clemens Heller, je me rappelle également les encouragements d'Annie et de lui à accepter l'offre qui m'avait été faite par les historiens de Paris-I à poser ma candidature à un poste de professeur d'histoire moderne à pourvoir en 1989 ; je me rappelle, enfin, avec un regret persistant, la réponse négative que j'ai donnée à Joachim lorsqu'il m'a invité à participer au séminaire organisé à Berlin par Philippe Ariès (1914–1984), fellow du Kolleg en 1982–1983, pour lancer sa grande enquête sur l'histoire de la vie privée – Ariès était pour moi une figure si impressionnante qu'elle m'intimidait et que je ne me sentais pas de taille à discuter d'égal à égal avec lui.[10] J'ai enfin en mémoire les encouragements répétés de Joachim à envisager l'idée d'un séjour au Wissenschaftskolleg, l'habileté avec laquelle, sans que je m'en rende compte le moins du monde, il m'a fait passer une sorte d'examen de passage préalable en invitant à dîner, un jour où j'étais de passage à Berlin, Yehuda Elkana, mais aussi la rencontre qu'il avait organisée pour moi, dans le

---

8 Etienne François, « Buch, Konfession und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Das Beispiel Speyers », in : *Mentalitäten und Lebensverhältnisse. Beispiele aus der Sozialgeschichte der Neuzeit, Rudolf Vierhaus zum 60. Geburtstag*, Göttingen, 1982, p. 34–54 ; « Premiers jalons en vue d'une approche comparée de l'alphabétisation en France et en Allemagne », in : *Histoire sociale, sensibilités collectives et mentalités. Mélanges Robert Mandrou*, Paris, 1985, p. 481–494.

9 Etienne François, *Protestants et catholiques en Allemagne*, *Identité et pluralisme, Augsbourg 1648–1806,* Paris, 1993.

10 Je me reproche d'autant plus mon attitude que Philippe Ariès, déjà malade lorsqu'il était au Kolleg, est mort peu de temps après. Les cinq volumes qu'il avait conçus ont été publiés sous sa direction et celle de Georges Duby par la maison d'édition du Seuil à Paris entre 1985 et 1987.

grand jardin de la Gabrielenstraße, avec un historien allemand pour qui il avait autant d'admiration que d'amitié et pour qui j'éprouve moi aussi, depuis, la même admiration et la même amitié, je veux parler d'Ulrich Raulff.

Comment suis-je devenu à mon tour fellow du Wissenschaftskolleg en 1991/92 ? Si peu précise que soit ma mémoire sur ce point, je suis quasiment sûr que je n'ai pas posé ma candidature. Non seulement parce que je savais que ce n'était pas la règle, mais aussi parce que je ne l'aurais pas osé. Il est bien plus probable que j'ai dû recevoir, au moment même où je posais ma candidature à Paris-I, une invitation en bonne et due forme de Wolf Lepenies. Et que cette invitation à laquelle Joachim Nettelbeck n'est certainement pas étranger a suscité chez moi, comme cela avait déjà été le cas lorsque Robert Mandrou m'avait proposé de venir le rejoindre à Göttingen, autant de joie que de crainte. Pas au point cependant que je la refuse – ce dont Joachim, j'en suis persuadé, m'aurait à juste titre tenu rigueur et qui m'aurait valu de vertes réprimandes de la part d'Annie.

Durant cette année, nous nous sommes vus très régulièrement et de nouveau Joachim a été non seulement l'ami proche et attentif, mais aussi le conseiller et l'incitateur, au rôle aussi décisif que discret. J'avais commencé cette année, où toute notre famille s'était transplantée à Berlin et avait eu le privilège de se voir accorder le plus grand appartement de la villa Walther, dans l'enthousiasme. J'avais de nombreux projets en tête et croyais pouvoir tous les mener de front. Et de fait cette année m'a énormément apporté. Mais de manière bien différente de ce que j'avais imaginé au départ. Beate et moi y avons fait la connaissance de personnes de grande qualité, venues d'horizons très différents et avec lesquelles les échanges ont été extrêmement stimulants et fructueux. Beaucoup sont devenus des amis et l'élargissement d'horizon représenté par cette année a été comparable à ce qu'avaient été les années passées à la rue d'Ulm, lorsque j'étais étudiant. J'ai vécu alors un véritable saut qualitatif. Mais en même temps, j'ai dû vite constater que je n'arriverais pas à réaliser ce que j'imaginais au départ pouvoir faire. De nouveau, j'ai été en proie à des doutes recurrents sur mes capacités et, plus grave encore, je n'ai pas réussi à m'émanciper de la fausse obligation que je m'étais faite de me conformer au modèle standard de l'universitaire français, m'astreignant à la rédaction d'un livre auquel je croyais de moins en moins, sans pour autant avoir le courage de changer d'orientation et de me consacrer à ce qui m'intéressait bien davantage, c'est-à-dire à une enquête sur les mémoires allemandes.

Or une fois de plus, dans cette impasse où je m'étais moi-même placé, c'est très largement Joachim Nettelbeck qui a conçu et proposé une issue aussi inattendue qu'extraordinaire (à tous les sens du terme). Alors que j'appréhendais au printemps 1992, avec un

sentiment de paralysie croissante, notre retour en France et la reprise de mon enseignement à Paris-I, une trinité bienveillante composée de Joachim Nettelbeck, d'Yves Saint-Geours, alors sous-directeur des centres de recherche étrangers du Ministère des Affaires Etrangères, et d'Yves Duroux, alors conseiller au ministère de la recherche, est venue me proposer une nouvelle mission : explorer la création à Berlin, tout juste redevenue capitale, ville en complète restructuration et dont on pressentait déjà qu'elle pourrait devenir le centre culturel, intellectuel et scientifique de l'Europe réunifiée, d'un centre de recherches en sciences de l'homme et de la société donnant à des chercheurs français la possibilité d'étudier sur place et en partenariat avec des chercheurs allemands les transitions post-communistes et l'émergence d'une Europe nouvelle. Cette offre fut une des plus grandes chances de ma vie et je ne saurais assez dire le rôle déterminant (et toujours discret, comme c'est sa manière) joué en l'occurrence par Joachim. Si l'idée de créer à Berlin de ce qui allait devenir le Centre Marc Bloch ne relève pas seulement de lui – outre Yves Saint-Geours et Yves Duroux déjà cités, Hinnerk Bruhns, Maurice Garden et Wolf Lepenies y ont eu également leur part –, je retrouve néanmoins sa « marque » derrière tous les choix qui ont présidé à la configuration de cette institution nouvelle.

Cette marque se reconnaît aux caractères suivants : en premier lieu la pluridisciplinarité – exprimée dès le début par le fait que la mission exploratoire fut également confiée à Emmanuel Terray, c'est-à-dire à un fellow de la promotion 1991–1992 avec qui je m'entendais parfaitement et qui était heureusement bien différent de moi: anthropologue de formation philosophique appartenant à l'EHESS, fortement influencé par le marxisme renouvelé de Louis Althusser, esprit remarquablement ouvert et perspicace, aussi peu dogmatique que possible, observateur et analyste attentif des transformations de la société est-allemande et de la mutation de Berlin,[11] bref un véritable intellectuel au plein sens du terme.[12] En second lieu, le travail en partenariat et en réseau traduit par les accords passés non seulement avec des institutions françaises (Ministère des Affaires Etrangères, Ministère de la Recherche, CNRS, EHESS), mais aussi tout de suite avec la Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung à Berlin (avec une mention toute particulière pour le soutien résolu que nous ont apporté Jochen Stoehr et Almut Achilles), avec le WZB ou

11 Le livre *Ombres berlinoises. Voyage dans une autre Allemagne,* Paris, 1996, qu'il a fait paraître au terme de son séjour à Berlin, est la description la plus intelligente et la plus sensible en même temps qui ait été écrite sur Berlin en transformation.

12 Je n'en veux pour preuve que le dernier livre qu'il vient de publier : *Penser à droite*, Paris, 2012.

encore avec le Max-Planck-Institut für Bildungsforschung (qui a mis à la disposition du Centre Marc Bloch deux bourses post-doctorales) ; ce soutien allemand immédiat a été décisif, car il a donné réalité à l'objectif qui était le nôtre : monter à Berlin un centre de recherches pleinement franco-allemand, et il a été par ailleurs décisif pour résoudre la question de notre implantation. En troisième lieu une intégration franco-allemande ouverte et réflexive, qui s'est traduite par la constitution d'un conseil scientifique paritaire, par une implantation dans un lieu où se trouvaient d'autres institutions de recherche allemandes (GESIS, Institut d'ethnologie européenne de l'Université Humboldt), par le choix de thématiques de recherche propices à un travail sur des thèmes associant recherche et réflexion sur la recherche et permettant à des chercheurs français, allemands, mais aussi d'autres pays, de travailler et de réfléchir sur des objets communs (histoire et anthropologie européenne, enquêtes s'inspirant de la problématique du comparatisme et des transferts, enquête sur l'Islam en Europe). En quatrième lieu, enfin, le couplage structurel entre la recherche et la formation à la recherche, par l'intermédiaire de la participation d'Emmanuel Terray et de moi-même à l'équipe du « Graduiertenkolleg Gesellschaftsvergleich » porté également par l'Université Humboldt et la Freie Universität, par l'accueil et le tutorat de doctorants français, allemands et européens, et enfin par le lancement d'un « séminaire de méthode » pluridisciplinaire qui tient jusqu'à aujourd'hui une place centrale dans les activités du Centre Marc Bloch.

Rien de cela n'aurait été possible aussi rapidement et aussi concrètement sans l'accompagnement attentif, discret, permanent que Joachim Nettelbeck (tout autant que Wolf Lepenies, Reinhart Meyer-Kalkus et l'ensemble du Wissenschaftskolleg) ont apporté dès le début au Centre Marc Bloch, soutien sans lequel nous aurions eu besoin de bien plus de temps pour résoudre des questions telles que celle de notre implantation, de nos partenariats ou de notre statut. Rien de cela, surtout, n'aurait été possible sans la totale confiance qui nous été témoignée et a qui a été si précieuse en périodes d'incertitudes ou de crises (car elles n'ont pas manqué). Comment ne serais-je pas infiniment reconnaissant ?

Loin de se cantonner au lancement puis au développement du Centre Marc Bloch, la sollicitude active et discrète de Joachim et d'Annie à mon égard s'est poursuivie sans discontinuité jusqu'à aujourd'hui. Trois exemples sélectionnés pour ne pas rendre ce texte trop long, en portent témoignage. Le premier est celui du dialogue critique que Joachim a entamé avec moi lorsque je commençai vers 1994–1995 de mettre enfin en œuvre avec mon collègue et ami Hagen Schulze, historien à la Freie Universität, l'enquête sur les « lieux de mémoire allemands » à laquelle je songeais depuis longtemps déjà, que je n'avais

pas osé lancer pendant mon année au Wissenschaftskolleg et qui devait me tenir en haleine jusque 2006: méfiant à l'extrême, comme nombre des meilleurs représentants de sa génération, face à l'idée que l'Allemagne puisse être (ou redevenir) une nation, et donc a fortiori face à l'idée qu'elle puisse avoir une culture mémorielle qui lui soit propre, Joachim n'a eu de cesse de m'interroger sur nos hypothèses de travail, de m'inciter à mieux préciser nos notions, de m'encourager à définir de manière plus précise les finalités de notre enquête, et de m'inviter à la situer dans un cadre comparé et européen.[13] Le second exemple est celui de l'aide décisive que Joachim m'a apportée en 1999 lorsque, mon mandat à la direction du Centre Marc Bloch arrivant à son terme, se posa la question de mon avenir professionnel. J'avais été approché par les historiens de l'Université Technique qui m'avaient laissé espérer une chaire vacante dans le cadre du « Frankreich-Zentrum » de cette même Université et Joachim était par ailleurs le premier à savoir que je n'avais pas une envie débordante de retrouver Paris. Mais les procédures n'avançaient pas et plus le temps passait, plus la probabilité d'un retour à l'automne 1999 se faisait forte. Or une fois de plus, Joachim a trouvé la solution permettant de sortir de l'impasse : mettant en œuvre ses bonnes relations avec le physicien Ingolf Hertel, qui était alors en charge des Universités et de la recherche au Sénat de Berlin en tant que secrétaire d'Etat, il a réussi à débloquer la situation et à accélérer la procédure pour que je puisse être recruté sur une chaire de professeur allemand en septembre 1999, allant même jusqu'à me donner de précieux conseils sur la manière de conduire les négociations liées à mon recrutement (toutes choses dont, en bon Français habitué à l'uniformité des traitements d'un bout à l'autre de la République, je n'avais pas la moindre idée). Le dernier exemple, enfin, est celui du conseil que m'a donné Joachim en 2008 lorsque, voyant la date de ma retraite approcher, j'étais venu lui demander conseil pour pouvoir développer un nouveau projet de recherche sur les mémoires européennes. Il m'a alors fortement incité à poser ma candidature au futur Institut d'Etudes Avancées de Nantes dont il a lui-même été un des pères fondateurs et dont le directeur Alain Supiot (que j'aurais tant aimé avoir pour successeur à la diurection du Centre Marc Bloch) est à la fois un grand juriste et aussi un véritable intellectuel, semblable par sa capacité argumentative, son exigence éthique, sa réflexivité philosophique et son attachement à la normativité du droit, à Dieter Grimm. Les six mois que j'y ai passés avec mon épouse pendant le premier semestre 2009 ont été en tous points comparables en

13 Etienne François et Hagen Schulze (éd.) : *Deutsche Erinnerungsorte*, Munich 2001, et *Mémoires allemandes*, Paris, 2007.

fécondité à l'année que nous avions passée au Wissenschaftskolleg en 1991–1992, ne serait-ce que parce que nous y avons découvert un nouvel élargissement, celui d'une internationalisation qui ne se cantonne pas à l'espace européen et occidental, mais qui s'ouvre pleinement aux autres continents, en particulier à l'Afrique, à l'Asie et à l'Amérique latine, mais aussi celui d'une recherche fondée sur des valeurs qui la transcendent et lui donnent sens.

En historien amené par ma résidence à Berlin à m'intéresser de plus près à l'histoire de la Prusse, je n'ai pu m'empêcher, de temps à autre, de voir en surimposition sur l'image du Joachim Nettelbeck d'aujourd'hui celle du glorieux ancêtre auquel il doit aussi bien son nom que son prénom, et qui fut le héros du dernier film tourné par Veit Harlan avant la défaite, le gigantesque film de propagande « Kolberg » dont la première eut lieu le 30 janvier 1945 à Berlin et à La Rochelle, dans la « citadelle de l'Atlantique » encerclée par les Alliés. A deux siècles de distance (puisque cet ancêtre a vécu de 1738 à 1824), ont-ils plus en commun que leur homonymie ? On peut en douter, tant ils paraissent opposés : l'un est poméranien, alors que l'autre est souabe ; l'un est furieusement anti-français, alors que l'autre est marié à une Française ; l'un est patriote prussien militant, alors que l'autre est un « Weltbürger » hostile à toute forme de nationalisme ; l'un est un homme aimant le conflit et volontiers polarisateur, alors que l'autre est un homme de dialogue et de négociation ; l'un est très attaché à mettre en valeur ses mérites, n'hésitant pas pour cela à déformer la vérité historique, alors que l'autre cultive l'art de la discrétion jusqu'à l'excès et est un modèle d'intégrité.

Si différents, voire antithétiques qu'ils soient, ils n'en ont pas moins quelques traits communs : l'un comme l'autre ont parcouru le monde en tous sens, l'un comme l'autre sont de talentueux organisateurs, l'un comme l'autre, enfin, sont des hommes de volonté, de conviction et de courage. Joachim Nettelbeck l'ancien a eu une longue vie (surtout compte-tenu des conditions de son temps), puisqu'il est mort à 86 ans ; son activité, par ailleurs, ne s'est pas relâchée jusqu'à la fin de son existence. Qu'il me soit donc permis en conclusion de souhaiter au Joachim Nettelbeck d'aujourd'hui de faire preuve par-delà la retraite de la même activité que son ancêtre ; qu'il me soit plus encore permis de lui souhaiter de tout cœur d'arriver à dépasser la longévité de Nettelbeck l'ancien pour pouvoir, comme les patriarches de la Bible, se réjouir de ses enfants, de ses petits-enfants et des enfants de ses petits-enfants.

Etienne Francois ist Professor am Frankreich-Zentrum der Freien Universität Berlin; Fellow des Wissenschaftskollegs 1991/92.

THE LUXURY OF INTROSPECTION
RAGHAVENDRA GADAGKAR

One day I was quite randomly switching channels on my television in India (we have over a 100 channels, though few that are worth watching) and I came across a channel on which Mr. Raj Kapoor was being interviewed. Raj Kapoor was an icon of India's film industry; he was a most famous film producer, director and actor in Indian cinema before it got the vulgar label of Bollywood. The interviewer, a very beautiful actress by the name of Simmi Garewal, asked Raj Kapoor many difficult questions, especially about how he managed to balance his life with his wife and large family on the one hand and his many women on the other. But in the end she asked him the most difficult question: she asked him to name his most favourite among his many films. He hesitated, said it was very difficult but finally named the film 'Mera Naam Joker'. The interviewer was surprised (as was I) and protested that the film was a total box office flop. Raj Kapoor said with a smile that all his films were wonderful, they were like his children and he loved them all but if he was forced to pick a favourite he would pick the one that did not do so well in the world. How I wish scientists had the courage to say something like that. In today's world scientists only tell you how many times they have been cited and what their impact factor is and what their h index is, and so on. I sometimes wonder who is in show business – filmmakers or scientists! Since then I always tell my students this story and tell them that by the time they become independent scientists they should have the maturity to have an opinion of their papers, even of their unpublished manuscripts, independent of what the reviewers might think.

Indeed, one of my great frustrations with the scientific community and the scientific enterprise is the extent to which we jump onto bandwagons and succumb to prevailing fashions, the extent to which scientists almost entirely judge themselves by how their peers judge them and don't seem to have an independent opinion of themselves or their work. This kind of peer judgment has now reached pathological proportions because people no longer seem to read papers and appear to be content at knowing the impact factor of the journal in which a paper is published. This has resulted in a mad rush to publish

in so-called high-impact factor journals, which then begin to determine what kind of science is done. Funding, promotion, election to academies, getting prizes, our very social prestige seems to depend on these absurd quantitative measures of quality. It is also a great waste of everybody's time because people would like to try their luck in the highest-impact factor journals and descend through a series of rejections until they land at the right place. Next to impact factor, the second instrument with which journals boast of their quality is the percentage of papers they reject. Until some years ago, I used to quite enjoy meetings where we evaluated scientists for one reason or another because I learnt a great deal of what each scientist had done. Today I have to listen only to numbers of publications, citations, impact factors of journals, h index and so on, without being told what was actually discovered. Younger people, somewhat legitimately, are afraid of not conforming to the system because their careers may depend on their h indices, although I think a little more protest and defiance is called for. The real burden of reform lies with senior, accomplished scientists who have the power to change the methods of evaluation. But I see no sign of that. This is the single most disturbing aspect of modern science. For my part, I have never ever paid attention to the impact factor of any journal – not when I read, not when I publish and not when I evaluate.

***

Some time ago I had the opportunity to speak during a workshop on Science Communication, and this brought home to me the difficulty of practicing and the near impossibility of teaching science communication in today's world. Concerning science communication, I make two propositions.

Proposition 1: In an ideal world, there should be no need for science communicators as distinct from scientists. The producers of knowledge should be able to successfully communicate their findings to all of the rest of the world. Indeed, they should be able to do so better than anybody else.

Proposition 2: In an ideal world, there should be no difference between communicating science through the medium of a peer-reviewed, technical science journal, on the one hand, and through a newspaper article, on the other.

Of course we don't live in an ideal world, but is there any harm in trying? At the very least we should not bend over backwards to make the world less ideal than it can possibly be. I suggest that we should try to put ourselves on a trajectory that leads to a world where

these propositions are true, even if we will never actually get there. To get onto such a trajectory, three conditions must be met.

Condition One: Scientists must be interested in and must value effective communication. Unfortunately this condition is not usually met. Scientists seldom seem to be interested in effective communication. This may seem like an outrageous claim but let's think about it. We never hear of one scientist tell another, "Oh! I read a paper in *Nature* last night, it was so well written." If you indeed make such a remark, it will likely be construed as a backhanded compliment, suggesting that there was not much substance in the paper. This is because scientists seem to imagine, implicitly or explicitly, that there is a trade-off between form and content – if the results are very good there is no need to say it very well and if some one works hard to say it well, maybe this is to compensate for the lack of much substance. But of course there cannot be a trade-off between form and content. Form and content can only enhance each other and never diminish each other. Scientists need to accept that there is always a positive feedback between form and content and cultivate a desire for effective communication. And they should stop deriding efforts by their peers to communicate science effectively, especially when it is done for the general public. We must endeavour to refute Stefan Collini's charge[1] that in Science "writing plays no really creative role", that "arranging one's findings in intelligible form is regarded by many research scientists as something of a chore" and that "elegance of style tends not to be cultivated or prized as a professional ideal …" I agree with the charge but we must change the world of science so that the charge is no longer true.

Condition Two: Scientists must read widely and indiscriminately. This condition is also seldom met because scientists consider it a waste of their precious time; they prefer to get on with their work. My advice to students to read widely and indiscriminately, especially outside their field, is often seen as bad advice by my colleagues. All this is because we have bound ourselves to unrealistic and counterproductive standards for the quantum of output in the form of scientific papers per capita, per year. There is clearly a trade-off between quantity and quality that we must take note of. Unless we read widely and indiscriminately and especially in peripheral and "irrelevant" fields, we are not likely to be able to develop an effective style of communication. It is not easy to prove this point by argumentation; one has to practice reading widely and indiscriminately to see its truth!

---

1 Collini, Stefan. Introduction. In: C. P. Snow, *The Two Cultures*, Cambridge University Press, Canto Edition, 1998, p. lix.

Condition Three: To move in the direction of collapsing the journal article and the newspaper article, we need to change our attitude both toward the readers of scientific journals and toward the readers of newspapers. When we write for scientific journals, we assume far too much knowledge and intelligence on the part of our readers and when we write for newspapers, if we ever do, we assume too little knowledge and intelligence on the part of our readers. Besides, as Sir Peter Medawar has so convincingly argued,[2] the scientific paper has quite unnecessarily been made into an unrealistic caricature of how we do science. The flow of a typical paper from Introduction to Methods to Results and finally to Discussion almost never reflects the actual way in which the research was done; it strips the narrative of the true ups and downs and hides all the false starts and thus fails to convey the process of science. This is not necessarily inevitable and should be changed and, as Medawar says, "the inductive format of the scientific paper should be discarded". On the other hand we need to take the readers of newspapers far more seriously and not only write more often for them but also write in a more honest way. This will help redress the present imbalance, at least to some extent. It is time we discovered the true value of newspaper articles written by scientists themselves. Here is one incentive: While the readers of our technical papers are likely to be our competitors, often with a conflict of interest, the readers of our newspaper articles are more likely to be our collaborators, with little or no conflict of interest. Let's address the latter more often.

If communicating science is difficult, communicating about science communication is harder still. This relates to the larger problem of the difficulty (or impossibility) of teaching creative writing. We can teach people how to write but we cannot teach people how to write creatively, almost by definition. Think of why we like our favourite authors. It is because each of them has a distinct and unique style. How do we teach students of science communication to write with distinct and unique styles of their own? I do not formally teach science communication, but if I did I would not produce lists of Do's and Don'ts and I would not hold up models of creative writing for emulation. Instead, I would make my students read widely and indiscriminately and especially outside their fields of interest and expertise. Then I would ask them to rank, say on a scale of 1 to 5, what they have read, in terms of whether they found the writing illuminating and interesting. Finally,

2 Medawar, Peter. "Is the Scientific Paper a Fraud?" Unscripted broadcast on BBC Third Programme, Listner 70, 12 September 1963. Printed in: Peter Medawar, *The Strange Case of the Spotted Mice, and Other Classic Essays on Science,* Oxford University Press, 1996.

and this is most important, I would persuade them to publicly articulate the reasons for their rankings. Merely indulging in repeated exercises of this kind can go a long way in getting students to learn the value of good writing and to develop a style of their own.

***

In recent years one of the great pleasures in my life has been the opportunity to listen to audiobooks and podcasts. An added advantage is that I can do so while I walk, exercise, wait for delayed flights or (occasionally) cook. An amazing number of great books, old and new, are now easily available as audiobooks, and sometimes for free. More importantly, the audio recording of a book is often a significant value addition, creating a whole new experience. No wonder I often go back and listen to books that I have already read in the conventional format. I also subscribe to a number of podcasts and have become addicted to them. Among them are the short weekly podcasts that journals such as *Nature* and *Science* put out along with their print and e-editions. I always listen to these podcasts and go to the journal only if something interests me. These podcasts not only contain summaries of several articles but also interviews with the authors, comments by independent experts and so on. Some time ago I was listening to the 26 August 2011 *Science* podcast. The *Science* podcast is usually hosted by two people (Stewart Wills and Kerry Klein, in recent times) and toward the end of programme, after the contents of the current issue of the journal are covered and various authors and experts are interviewed, their online science news editor David Grimm is interviewed as he brings news about a number of fascinating science stories published in journals other than *Science*. On that occasion David Grimm had brought a number of science stories, but his very last one was, for me, an icing on the cake. David Grimm had brought a bizarre story about bedbug sex. He told the interviewer Kerry Klein that, "Once they've finished feeding, males attack them [female bugs] or 'attack' them with bacteria-covered penises. And the reason I say attack is because the male bed bugs are quite likely to not use the proper plumbing, and rather just sort of randomly jab her in various places of her abdomen. So it's very unpleasant to be a female bedbug. So the question with this study is, first of all, how do females survive this assault? And also, if the males' penises are covered in bacteria, how do the females protect themselves from getting infected?" As David Grimm went on to give more details about how the female bedbugs step up their immune response and so on, the question that was running through my head was "why", why should males do anything so

bizarre? I could not, of course, ask the question and my only hope was that the host Kerry Klein would ask the question. But, instead of asking why the males do such a bizarre thing, she said, "So a question that is running through my head throughout this is, 'Why do we care about bedbug sex?'" I was crestfallen. It is such an interesting thing that any child will want to know why, not why we care.

The best of science is driven by childlike curiosity, not by carefully weighing whether or not we should waste our time and money on finding answers to this or that. Kaushik Basu, the current economic advisor to the Government of India, put it well when reflecting on whether to leave academics and join the government. In an essay reprinted in his delightful little book "An Economist's Miscellany",[3] Basu says, "As a researcher, I did economics for the love of aesthetics, not for relevance. In defence, I will simply say that that is the only way to do good research. The primary motivation that drives a researcher is a creative urge, the urge to unearth beauty and order, be it in nature, society, or the chaos of the market." And yet we are asked to justify all research, even before it is done, not only by politicians, but also, as I discovered on this occasion, even by science journalists. And we scientists obediently manufacture false expectations from our research. In his case David Grimm produced a most unconvincing claim that "a lot of people want to exterminate bedbugs from their homes, so the more we learn about how they regulate their immune response, the more we can actually take advantage of that and have a much more effective way potentially of getting these bedbugs out of our beds". Why not say more honestly that the behaviour of the bedbugs is so intriguing that we cannot sleep well until we know why they behave as they do? The best way to choose a scientific problem is not by how important its solution is for our welfare but by how interesting it is, how it is the next gap in our knowledge that needs to be filled before other gaps can be filled and indeed, before other gaps can even be identified. Science creates a body of knowledge the creators of which do not always care for the current perception of its utility.

But of course we cannot only blame politicians, administrators and journalists for the false and misleading emphasis on the utility of all knowledge. We scientists are as much to blame and have as much power to alter the current state of affairs. We often make our research more expensive than it needs to be, we attach more prestige to expensive research and belittle inexpensive research. As a result, we choose the most expensive research projects and the most expensive ways of solving a given problem. We inflate our budgets

3 Basu, Kaushik. *An Economist's Miscellany.* Oxford University Press, 2011.

and make it hard for people to get small grants. Indeed we are well on our way to exterminating the whole genre of grant-free research by starting so called open-access journals where authors have to pay to publish. The most disconcerting trend that I have come across recently is that we are gradually replacing the category of "scientist" with "PI" (for principal investigator). I am often asked how many PIs there are in my institute. PI is the one who gets the grants and only he or she seems to count; all others who actually do the research, including students, are becoming irrelevant. There is much introspection and soul-searching that we scientists need to do.

***

Introspection however has become a luxury that we can increasingly ill afford. Scientists are so busy, producing so much science, never mind its quality. I myself could scarcely escape this trap if I did not have the luxury of coming from time to time to the Wissenschaftskolleg, where one can still afford the luxury of introspection. Indeed, one cannot help introspect, for here we meet not our competitors but scholars of unconnected disciplines who could care less about the quantum of our research output but often ask us naive questions driven by ignorance that often result in childlike curiosity. Joachim Nettelbeck, in whose honour this volume is being written by his friends and admirers, has not only been greatly responsible for making the Wissenschaftskolleg what it is, he himself is also always available to discuss the kinds of introspections that I have exemplified above. I will always cherish the numerous occasions on which I tried out my ideas and thoughts before his critical and enthusiastic mind. I have even more to be grateful for. Nettelbeck has been a great source of inspiration for me to set up the Centre for Contemporary Studies (CCS) at the Indian Institute of Science, Bangalore. CCS aims to be a kind of mini-Wissenschaftskolleg by bringing to the campus of a purely science and engineering institute scholars from diverse disciplines in the social sciences, humanities, arts and literature. The goal is to open the minds of students so that they can avail themselves of the luxury of introspection whenever an opportunity presents itself.

Raghavendra Gadagkar ist Professor der Ökologie, er leitet das Centre for Ecological Sciences am Indian Institute of Science, Bangalore; Fellow des Wissenschaftskollegs 2000/01 und 2001/02; Permanent Fellow seit 2002.

GESCHICHTSSCHREIBUNG ALS ERZÄHLUNG – GOLO MANN

HANS-MARTIN GAUGER

Im zweiten Band seiner *Deutschen Geschichte 1866–1918*, die 1992 erschien, rechtfertigt Thomas Nipperdey seinen Eingangssatz „Am Anfang war Bismarck" und auch jenen anderen „Am Anfang war Napoleon", mit dem er zehn Jahre zuvor seine *Deutsche Geschichte 1800–1866* begonnen hatte. Der Satz über Napoleon habe ihm „viel Kritik und wohl auch Spott eingetragen". Aber Nipperdey beharrte auf dem Evidenten: es gebe nun einmal „Zeiten, in denen *Personen*, wie immer sie wiederum Produkte ihrer Zeit sind, den Lauf der Dinge prägen …, so dass es ganz unmöglich ist, sie wegzudenken oder für auswechselbar zu halten …". Sicher gebe es „Strukturbedingungen und überindividuelle Prozesse, von denen ausführlich geredet werden" müsse. Dies schließe aber das Vorkommen solcher nicht wegdenkbarer Personen nicht aus. Danach kommt Nipperdey auf eine weitere ihm wichtige Voraussetzung: „Die Geschichte hat es mit Erzählungen zu tun, und die Aufgabe des Historikers ist es, auch und wieder, Geschichte zu erzählen." Das zwischen Kommata eingeschobene „auch und wieder" impliziert: es muss auch (also neben anderem) *erzählt* werden, und es muss *wieder* erzählt werden (was doch wohl andeutet, dass da etwas verloren gegangen war). Es geht also in der Geschichtsschreibung erstens um das Darlegen von „Strukturbedingungen und überindividuellen Prozessen", das von erzählerischen Elementen nicht frei sein muss, zweitens um das Erzählen von Einzelfiguren.

Schließlich unterscheidet Nipperdey *geschehene* Geschichte von der *erzählten* und tut es eher implizit als explizit, wie ja überhaupt seine methodisch-theoretische Darlegung hier einigermaßen beiläufig ist (offensichtlich wollte er ihr nicht viel Gewicht geben). Und mit der Unterscheidung – „geschehen"/„erzählt" entfaltet er ja einfach die oft übersehene Zweideutigkeit des Worts *Geschichte*, die in unseren Sprachen selbst gegeben ist: Geschichte, wie sie sich ereignet hat, und Geschichte, wie sie danach erzählt wird. Eigentlich aber, meine ich, müsste, wenn man grundsätzlich ansetzt, eine weitere, erheblich gravierendere, wirklich unangemessene und in der Regel ebenfalls übersehene Zweideutigkeit hinzugefügt werden: wir reden, von unseren Sprachen verführt, ohne weiteres

von ‚Geschichte' auch dann, wenn es um das geht, was der Begriff ‚Natur' zusammenfasst und eben dadurch von der Welt der Geschichte, des Kulturellen im weitesten Sinne, trennt. Auch also im Blick auf Natur reden wir von ‚Geschichte', obwohl es sich bei deren ‚Geschichte' um etwas ganz und gar anderes handeln muss, weil hier der Mensch nicht als Handelnder erscheint – und auch als Leidender tritt er da nur ganz am Ende in einem winzigen Abschnitt auf. Auch sind ja in beiden Fällen eben die schieren Zeitdimensionen so exorbitant verschieden, dass es allein von daher in der ‚Natur', der unbelebten und der belebten, qualitativ um etwas völlig anderes gehen muss. Was nun aber die Unterscheidung zwischen geschehener und erzählter *Menschen*-Geschichte betrifft, so unterscheide sich, so Nipperdey, die erzählte von der geschehenen dadurch ‚dass sie „einen deutlichen Anfang und dann ein Ende" habe. In der Tat gibt es in der geschehenen Geschichte nie einen völligen Anfang, da könnte oder müsste man eigentlich immer noch ein Stück zurück, und ein Ende ist für sie, rein menschlich betrachtet, nicht vorgesehen.

Und unmittelbar danach, im Sinne eines souveränen, dies muss nun aber genügen', beginnt Nipperdey ohne weiteres Präludieren seine Erzählung und zwar mit einer Jahreszahl: „1866 hatte Bismarcks Politik eine erste Entscheidung in der deutschen Frage herbeigeführt: Preußen hatte im Kampf um die deutsche Vorherrschaft gesiegt, Österreich war aus Deutschland ausgeschieden."[1]

---

1 Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866–1918*, Sonderausgabe 1998, München, C. H. Beck (erstmals 1992), S. 11. Im Frühjahr 1945 war ich neun, da erfuhr ich in meiner Heimat Oberschwaben, wohl im Mai, in dem Dorf Lampertsweiler bei Bad Saulgau von einem Bauern, der so um die vierzig war, meine erste historische Lektion. Er sagte mir in breitem Oberschwäbisch: „Mei Großvatter hot scho gsait: mit Berleh (Berlin) ganget mir onter, ond etzt semmer au onterganga ond etzt hot ma dr Franzos em Land." Oberschwaben war ja französische Zone … Ich bezog dies natürlich direkt auf Hitler, viel später verstand ich, was der Großvater des freundlichen Bauern Anton Dreher, der uns viel geholfen hat, tatsächlich nur und prophetisch gemeint haben konnte: nämlich eben 1866, dann 1870, als man im Süden sein Schicksal definitiv mit Berlin verbunden hatte. In den fünfziger Jahren redete der damals bekannte Publizist Paul Wilhelm Wenger *(Rheinischer Merkur)* gerne von der „Zerstörung des Deutschen Reichs durch Bismarck". Bekanntlich war Golo Mann, vielleicht doch auch noch etwas in dieser Tradition stehend und weil, so sagte er, „politisch von Berlin stets nur Katastrophen ausgegangen" seien, seinerzeit gegen die Verlegung des Regierungssitzes von Bonn nach Berlin: „Ich bedauere diese Entscheidung zutiefst." Übrigens fand damals niemand in der CDU etwas dabei, die Stimmen der ‚Kommunisten' in der knappen Entscheidung mitzuzählen, die natürlich alle für Berlin votierten. Den Ausschlag im Bundestag gab bekanntlich ein Süddeutscher, ein Badener, durch eine wirkungsvolle Rede: Wolfgang Schäuble.

Auch in dem 2009 erschienenen Buch von Jürgen Osterhammel *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts* wird gleich auf den ersten einleitenden Seiten der Ausdruck „Meisterzählungen" und dessen englische Entsprechung „grand narratives" herbeizitiert, der bei Nipperdey, soweit ich sehe, noch fehlt. Ich finde ja, dass, sprachlich gesehen, „Meister-" anders akzentuiert als das englische „grand" – es ist eben, ceterum censeo, nicht ganz gleichgültig, in welcher Sprache sich Wissenschaft bewegt … Und jetzt bewegt sie sich halt oft im Englischen und konzeptualisiert von dieser Sprache her. Übrigens klärt Osterhammel nicht darüber auf, dass seine englischen „grand narratives" auf das französische ‚grand récits' zurückgehen.[2] Postmoderne Denker, sagt er, hätten die Möglichkeit von ‚Meistererzählungen' bestritten. Dagegen nun aber er sehr dezidiert: „Meistererzählungen sind legitim. Die postmoderne Kritik an ihnen hat sie nicht obsolet, sondern bewusster erzählbar gemacht. Man kann solche *grand narratives* freilich auf unterschiedlichen Ebenen ansiedeln: Auch eine Geschichte der weltweiten Industrialisierung im 19. Jahrhundert wäre ‚grand' genug". Dann ist auf diesen einleitenden Seiten die Rede von „narrativen Strategien" oder „kontinuierlichem Erzählfluss" oder „narrativem Fortgang". Und was das Verhältnis von „narrativer" und „strukturelle-ler" Darstellung angeht, so gebe es zwischen beiden eine „bekannte Spannung": „Kein Versuch ihrer Verbindung erreicht die vollkommene Harmonie". Dies heißt also auch wieder, dass *beide* nötig sind, dass also beide, wie auch immer, *verbunden* werden müssen. Und was die „vollkommene Harmonie" angeht, möchte man fragen: wo gibt es denn so etwas, wenn es um „Verbindung" geht? In der *Wirklichkeit* und auch in der Wirklichkeit der *Wissenschaft*? Aber eben: solche Skepsis teilt Jürgen Osterhammel, und ich denke, dass ich nur fragend expliziere, was er aussagend impliziert.

In der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung also ist, wie es scheint, das Erzählen rehabilitiert – anders als zu der Zeit, als Golo Mann seine beiden großen Geschichtswerke schrieb, in der die „großen Analysen" blühten. Die Geschichtswissenschaft ist sich

2 Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19 Jahrhunderts,* München, Beck, 2009, 2010, S. 19. Die ‚grands récits' gehen auf Jean-François Lyotard zurück. Er entwickelte seine ‚postmoderne Theorie' in seinem Werk La condition postmoderne (1979). Eine ‚große Erzählung' ist etwa Kants „Aufklärung", eine andere der deutsche Idealismus, den er traditionell in Hegel gipfeln lässt. [Die These, dass er in Wirklichkeit im späten Schelling gipfelt (Walter Schulz, *Die Vollendung des Deutschen Idealismus in der Spätphilosophie Schellings,* Pfullingen, Neske, 1955], kannte er nicht. Eine ‚Rahmenerzählung' ist für Lyotard der Marxismus. Diese ‚Erzählungen' sind aufeinanderfolgende oder nebeneinanderher laufende ‚Diskurse', die untereinander nicht oder kaum vermittelbar sind.

jetzt, soweit ich sehe, darin einig: Erzählen darf, es *muss* sein. Wie ja auch die Biographie, die eine Zeitlang geradezu als unmöglich galt, nicht mehr so ganz und gar negativ eingeschätzt wird. Einer meiner Historiker-Kollegen in Freiburg, Ulrich Herbert, den ich nach dem Erzählen fragte, sagte mir: „Ja, natürlich, erzählen, das *sollten* wir eigentlich – und können es halt meist nicht." Und Ernst Schulin, ein weiterer und befreundeter Historiker dort, Osterhammels Lehrer, sagte mir: „Nein, das mit der Alternative zwischen der Strukturanalyse und dem Erzählen ist verfehlt. Die in der Tat unvermeidlichen Strukturanalysen müssen eingefügt sein – in eine Erzählung."

Auf seine Weise hat auch der Literaturtheoretiker Hayden White von der University of California, Vertreter dessen, was in den Staaten „literary criticism" heißt, zur Aufwertung des Erzählens in der Geschichtsschreibung beigetragen. Nach ihm ist auch der Historiker ein „Geschichtenerzähler" oder vielmehr: *nur* ein solcher. Whites tragender Begriff ist hier „emplotment", also Einordnung des in der geschehenen Geschichte Vorgefundenen (und Ausgewählten) in einen ‚plot', eine Geschichte also in diesem Sinn. Diese Einordnung geschehe nun, so White, quasi unausweichlich über hergebrachte Modelle erzählerischer Strukturierung. Und damit ineins gehe das Bedürfnis, die faktische Kontingenz der geschehenen Geschichte – so kam es, ebenso gut hätte es aber auch anders kommen können – in der Erzählung wegzuschaffen: Kontingenzwegschaffung und (mit ihr faktisch verbunden) Sinnstiftung, nach der es dem Betrachter nun einmal dränge. Auf diese Weise problematisiert White die Trennung zwischen fiktionaler Erzählung und einer (für White) nur scheinbar die Wirklichkeit wiedergebenden, also faktisch *täuschenden*. Eine faktographische Wiedergabe der Wirklichkeit geschehener Geschichte sei nicht zu haben: die als wissenschaftliche intendierte Geschichtsschreibung sei auch nur ein literarisches Artefakt: „The Historical Text as Literary Artifact" – so der Titel einer Arbeit von 1974. Exaltierung also des Erzählens und zugleich seine einigermaßen radikale Infragestellung als Instrument der Erkenntnis und auch nur wahrheitsgemäßer Schilderung geschehener Wirklichkeit. Es ist dies eine interessante, aber extreme Position. Sie ist interessant und auch nützlich, weil sie das unvermeidliche Element ‚Konstruktion von Wirklichkeit' aufzeigt, das auch in wissenschaftlicher Geschichtsschreibung ist oder sein kann (es beginnt ja schon mit der Auswahl des Vorgefundenen oder Vorfindbaren). Gerade übrigens Golo Mann war in dieser Hinsicht äußerst vorsichtig und misstrauisch – auch und vor allem gegenüber sich selbst. Extrem ist die Position aber letztlich doch und zwar im Sinne des Unvernünftigen. Denn es ist ja evident – evident im kontinentalen und philosophischen Sinn –, dass es Möglichkeiten gibt, eine wahrheitsorientierte

Erzählung zu unterscheiden von einer anderen, die dies *nicht* ist. Zum Beispiel weil sie es gar nicht sein will. Die Unterscheidung von fiktiver und historischer Erzählung stammt auch nicht erst aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, wie White suggeriert. Hätte nicht schon Livius Befremden erregt, wenn er erklärt hätte, dass, was er erzähle, nur zum Teil stimme, denn ihm gehe es vor allem um die patriotische Erbauung?[3]

Paradigmatisch ist, was dies angeht, der Beginn des „Don Quijote", dessen erster Teil 1605 erschien. Dieses Buch ist der erste wirklich moderne, auch in gewissem Sinn der erste realistische Roman. In ihm ist – vor einem in der Tat realistischem Hintergrund – eigentlich alles fiktiv, alles unwahr, jedenfalls der ganze ‚plot'. Eben in diesem Zusammenhang aber erscheint hier schon auf der ersten Seite ironisch eine emphatische Wahrheitsbeteuerung und so, dass es unmöglich ist, die Ironie zu verkennen. Der Erzähler beansprucht Wahrheit – ironisch. Mit gespielter gleichsam wissenschaftlicher Quellen-Sorgfalt ist da von Varianten des Namens der Hauptfigur die Rede: „Man sagt, er habe den Namen Quijada oder Quesada getragen, denn es gibt darin einige Unterschiede unter den Autoren, die über diesen Fall geschrieben haben, obwohl glaubhafte Konjekturen darauf hindeuten, dass er Quejana hieß. Aber dies ist für unsere Geschichte kaum von Bedeutung. Es genügt, dass wir, indem wir sie erzählen, die Wahrheit auch nicht um einem Punkt verlassen." („Pero esto importa poco a nuestro cuento; basta que en la narración dél no se salga un punto de la verdad".) Wahrheit nicht nur als notwendige Bedingung gerade dieser Erzählung, sondern – „basta que …" – auch schon als hinreichende.[4]

Golo Mann, der 1994 starb, hatte sich mit Kritik, die von professioneller und auch weniger professioneller Seite an seinen beiden großen Geschichtswerken, der *Deutschen Geschichte des XIX. und XX. Jahrhunderts* (1958) und dem *Wallenstein* (1971), geübt wurde,

---

3 Hierzu aus der Schrift „Geständnisse" von Heinrich Heine eine Äußerung aus dem Vorwort, auf die mich Marlon Poggio aufmerksam macht: „Ich erteilte meinem Buche denselben Titel, unter welchem Frau von Stäel ihr berühmtes Werk, das denselben Gegenstand behandelt, herausgegeben hat, und zwar tat ich es aus polemischer Absicht. Dass eine solche mich leitete, verleugne ich keineswegs; doch indem ich von vorneherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die nur eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist als die entschiedenste Feindschaft." (*Heinrich Heines Sämmtliche Werke,* Neue Ausgabe in 12 Bänden, Hamburg, Hofmann und Campe, 1887, Band 8, S. 7).

4 Den ‚wahren' Namen des Don Quijote erfahren wir erst im letzten Kapitel des Zweiten Teils: Alonso Quijano, „Aber was heißt hier ‚wahrere Name'?" Übrigens war der *Don Quijote* eines der Lieblingsbücher Golo Manns.

schon etwas herumzuschlagen. Zunächst aber ist zu sagen, dass diese beiden Werke enorme verlegerische Erfolge waren, was übrigens auch für die *Propyläen Weltgeschichte* gilt, bei der er erst alleiniger Herausgeber, dann Mitherausgeber war (die zwölf Bände erschienen 1960–1965). Mit der *Deutschen Geschichte* wurde er (da war er schon über fünfzig) sehr rasch sehr bekannt. Der *Wallenstein* war ein großer Bestseller, aber die *Deutsche Geschichte*, dreizehn Jahre zuvor, war ein bis heute anhaltender Millionenerfolg mit Übersetzungen in neun Sprachen. Es ist einfach: Golo Mann war und ist Deutschlands meistgelesener Historiker. Was sicher vor allem daran liegt, dass er in der Tat vorzüglich erzählen konnte, dann auch daran, dass seine Beurteilungen treffsicher waren und Bestand hatten. Er beherrschte auch die nicht geringe Kunst, sein Publikum ein wenig, aber eben nur ein wenig, zu überfordern. Dergleichen spornt an: man möchte verstehend mitkommen, aber sich doch auch, mit Maßen, herausgefordert, jedenfalls nicht unterschätzt fühlen. Negativ gesehen lag sein Erfolg aber auch daran, dass die strikt akademische Geschichtsschreibung zu außerfachlichen Lesern eben nicht wirklich durchdrang und dies bis heute nicht wirklich tut. Schließlich ist zu sagen, dass Golo Mann (dies allerdings hat er für sich selbst nie recht gewürdigt) durchaus auch aus der Zunft heraus Anerkennung erfuhr. Da waren nicht nur Zurückhaltung oder Ablehnung. Die gab es nur *auch*. Umgekehrt hat Golo Mann immer auch betont, dass er in seiner *Deutschen Geschichte* (da hat sein *Wallenstein* einen anderen Anspruch) keine neuen Quellen erschlossen, keine neuen Ergebnisse ausgebreitet habe und dass sein Ziel in diesem Buch ein anderes war. Die *Deutsche Geschichte* war übrigens eine Auftragsarbeit der damals gewerkschaftseigenen „Büchergilde Gutenberg".[5]

Was das Erzählen angeht, hat Golo Mann im *Wallenstein* seine Absicht schon im Titel, der auch seinen eigenen Namen mit aufnimmt, gleichsam forcierend unterstrichen: *Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann*. Da ist etwas wie Trotz – sowohl was das Erzählen angeht als auch das Biographische. Denn der *Wallenstein* ist oder kommt daher, wie man jetzt sagt, als eine Biographie (in Wirklichkeit ist er mehr). Und gleich der erste Satz oder eigentlich nur ein Wort in diesem ersten Satz signalisiert provozierend eine der Intentionen: „Das Dorf Hermanitz liegt im Osten des schönen Landes Böhmen, an der Elbe oder Labe, dort, wo sie nach Süden fließt". Hier ist natürlich das Adjektiv „schön" akade-

5 Über Golo Mann die beiden Biographien von Urs Bitterli, Golo Mann, *Instanz und Außenseiter, Eine Biographie*, Zürich, NZZ-Verlag und Berlin, Kindler, 2004, und Tilmann Lahme, *Golo Mann: Vor dem Ruhm*, Frankfurt, Fischer, 2009.

misch, von der Zunft her gesehen, ein erheblicher Stilbruch, und eigentlich gilt dies für den ganzen Satz.[6] Er gibt zu verstehen: ich will hier erzählen und durchaus auch – schön. Dann gibt es in diesem Werk die beiden „Nachtphantasien" genannten Stücke: diese insgesamt acht Seiten (mehr sind es nicht) sind innere Monologe des schlafsuchenden Wallenstein, und sie fallen nun wirklich heraus, verlassen die Erzählung definitiv, gehen klar ins Literarische. Eine solche auch schon formale Identifikation mit seiner Figur ist einem Historiker als Wissenschaftler sicher nicht erlaubt. Aber diese Stücke sind auch – da zeigt sich nun indirekt wieder der Wissenschaftler – durch Kursivdruck klar vom übrigen abgesetzt, was ja signalisiert: hier mache ich doch einmal, aber außer der Reihe, etwas anderes.

Nun ist, verglichen mit der *Deutschen Geschichte*, der *Wallenstein* ein sehr viel ehrgeizigeres und zwar auch ein gerade *literarisch* ehrgeizigeres, ein *steileres* Buch. Der *Wallenstein* war, so sagte es Golo Mann selbst, „der einzige Pfeil in meinem Köcher", womit er wohl auch meinte, dass nur gerade *er* dies so machen könne, wie es eigentlich zu machen sei. Und gerade um dieses Werk schreiben zu können, gab er die Stuttgarter Professur, nachdem er sich zunächst nur hatte beurlauben lassen, schließlich ganz auf. August Nitschke, sein Freund und Stuttgarter Kollege im Fach Geschichte, berichtet in einem bewegenden Vortrag von der Fahrt mit dem psychisch Zusammengebrochenen von Stuttgart nach Tübingen in die dortige Psychiatrie: „Was hatte Stuttgart gebracht? Eine Einsicht: Er brauchte ein Werk. Das Werk Golo Manns konnte die Politik nicht sein. Das war ihm klar geworden. Auch nicht die Information, Belehrung oder Formung junger Menschen, der Studenten, wie sie ihm begegneten. Es musste ein geschriebenes Werk sein. „Wenn ich den *Wallenstein* nicht zuwege bringe", so sagte er mir damals auf dem Weg nach Tübingen, „dann …". Dies zeigt, wie existenziell ihm der *Wallenstein* war, wie viel da auf dem Spiel stand für ihn – bis hin zum Suizid.

Nitschke fügt hinzu, in Stuttgart habe Golo Mann auch „neue Klarheit" darüber gewonnen, wie über Menschen zu erzählen sei, und dies sei ihm gerade im Blick auf den Protagonisten seines kommenden Werks deutlich geworden: „So wuchs sein Misstrauen gegen alle, die meinten, sie könnten den Menschen erkennen und verstehen, gegen alle" (und nun zitiert er Golo Mann selbst), „die an eindeutige Motive, eindeutige Überzeugungen, eindeutige Charaktere glauben. Nach ihnen muss man selbstisch oder von Nächstenliebe erwärmt sein, gläubig oder ungläubig, christlich oder unchristlich,

6 Golo Mann sagte mir im Gespräch, er habe das mit dem „schönen Land Böhmen" ganz bewusst und mit dem Willen zur Provokation geschrieben.

katholisch oder unkatholisch; gut oder böse. Zu solch geradliniger Psychologie sind wir unentschlossen. Warum sollte ein Mensch nicht Gott den Herrn zugleich gefürchtet, verhöhnt und gar nicht geglaubt haben?“[7] Da ist wenig von dem Versuch möglichst umfassender Sinnstiftung, von dem Hayden White redete und den er dem Historiker prinzipiell unterstellt. Im *Wallenstein* selbst erklärt Golo Mann ganz in diesem Sinn: „Ein Nest von Widersprüchen wird jede lebende Seele, sobald man sie beschreiben will“.[8] Nitschke berührt hier ein für die Geschichtsschreibung Golo Manns in der Tat nicht nur wichtiges, sondern zentrales Motiv. Und in ihm geht es erneut – in starkem Unterschied zur Dichtung, zur Fiktion – um strikte Wirklichkeitsgebundenheit, also um *Wahrheit*, denn es ist ja gerade das Kriterium der Wahrheit, das den Historiker Mann daran hindert, „eindeutige Motive, Überzeugungen, Charaktere“ vorauszusetzen.

Betrachten wir nun einen (nicht irgendeinen) Passus aus dem *Wallenstein*: den Bericht, die Evokation der Ermordung. Kurz zur Orientierung: es ist der 25. Februar 1634, und wir sind in der Stadt Eger in Böhmen; Wallenstein war zu der Zeit ein schon sehr kranker Mann, man hatte ihn im sogenannten Pachhelbel-Haus untergebracht; die Namen seiner Offiziere, die in dem Passus erscheinen, sind zumeist englische – es handelt sich um Schotten oder Iren, wie im Fall von Butler (bei Schiller ‚Buttler‘ geschrieben) und Macdaniel (‚Macdonald‘ bei Schiller). Wallensteins Ermordung war unmittelbar die von vieren seiner Getreuen vorangegangen, der Offiziere Ilow (Schiller schreibt ‚Illo‘), Kinsky, Trka (bei Schiller eingedeutscht ‚Terzky‘) und Niemann (‚Neumann,‘ bei Schiller); sie geschah, zuvor geplant, während eines Banketts auf der Burg; in dem Passus erscheint das tschechische Wort *konec*, welches ‚Ende‘ bedeutet, wozu man wissen muss, dass Wallensteins erste Sprache das Tschechische war, das er „böhmisch“ nannte und dem er sich zugunsten des Deutschen ganz entwöhnt hatte.

„Es war zwischen 10 und 11 Uhr. Es muss stockdunkel gewesen sein, denn der Sturm tobte nun wilder als seit Menschengedenken, und Fackeln zu zünden wäre vergebliches Mühen gewesen. Tappend in der Nacht hörten die Männer aus einem Hause klagende

7 August Nitschke, „Golo Mann in Stuttgart,“ Vorträge auf der Gedenkfeier der Universität Stuttgart am 18. November 1994, in: *Neue Rundschau,* 106. Jahrgang, 1995, Heft 2, S. 151 – 156. Nitschke weist diese Äußerung nicht nach. Sie scheint mir übrigens auch in dem letzten Punkt zu weit zu gehen: „zugleich“ Gottesfurcht, Gottesverhöhnung und nicht an Gott glauben. Wahrscheinlicher wäre: derselbe Mensch nacheinander, aber nicht „zugleich“, also zur selben Zeit.

8 Golo Mann, *Wallenstein. Sein Leben erzählt von Golo Mann,* Frankfurt, Fischer, 1971, S. 543.

Stimmen: der Damen Kinsky und Trka, die durch einen aus der Burg entflohenen Diener schon vom Ende des Banketts wussten. Uns wundert, wie ihr zartes Jammern aufkam gegen das Sturmgebraus. Butler, gebläht von Stolz und Misstrauen seiner Verantwortung, schickte gleich einen Offizier, Macdaniel, zurück zur Hauptwache: man war in der Stadt schon informiert, ein Tumult zu befürchten, den musste man im Keim ersticken. An Massen glaubte er auch, was das Pachhelbel-Haus betraf: Fünfzehn Dragoner vor dem Portal, fünfzehn vor dem Hoftor: als ob der Kranke im Totenhemd ihnen noch hätte entgehen können. Bei dem Letzten zog der Oberst doch vor, nicht dabeizusein. Ins Haus sandte er den bewährten Hauptmann Deveroux, mit der bewährten Zahl, den sechs.

Sie müssen unter Dach ihre Kienspäne in Brand gesetzt haben. Sie stürmten die Treppe hinauf, Deveroux mit der Partisane in den Fäusten, schreiend: Rebellen, Rebellen. Sie trafen auf den Mundschenk, der eben die goldene Schale heruntertrug, und stießen nach ihm. Sie wandten auf der Diele des ersten Stockes sich nach links, wo das Vorzimmer war und das Krankenzimmer. Aufsprang der Kämmerling und gestikulierte: Was für ein Lärmen, um Gottes willen, der Herzog schlafe. Den machten sie nieder.

Er hatte sich ans Fenster geschleppt, weil das Sturmheulen ihn ängstigte oder erst, als der Aufruhr im Hause begann. Jetzt, da Geschrei ganz nahe war und Schläge gegen die verriegelte Tür geschahen wie von Keulen, machte er ein paar Schritte gegen die Mitte, wo ein Tisch stand. Er lehnte daran. Er erkannte die hereinbrechenden Männer nicht im Halbdunkel und Fackelschein, begriff nicht die Schmähworte – du schlimmer, meineidiger, alter, rebellischer Schelm! – die der Mörder brüllte, um sich Lust zu machen. Er wusste nur: Konec. Da ist es endlich. Noch gab sein Mund einen Laut, der wie „Quartier" klang: die altvertraute Gnadenbitte des Soldaten; ein bloßer Reflex. Er breitete die Arme aus. Deveroux hielt sich in der Entfernung, die er brauchte für Waffe und Schwung. Man muss in die Mitte zielen, ein wenig unterhalb des Brustbeins, und den Stoß aufwärts führen, einen Fuß nach vorne gestemmt. Zwerchfell und Magen durchstoßen, die Hauptschlagader getroffen, die Lunge zerfetzt: des Todes riesiges Zackenmesser vier, fünf Organe durchwühlend, wo eines genügt hätte. Feuer, stickender Schmerz, kreisender Weltuntergang. Einmal noch, mit Menschenmaß gemessen das Fragment einer Sekunde, mag das Bewußtsein aufflackern zu Licht, von dem keiner je erzählte: dann, indem der Körper hinsinkt, kommt die Nacht, die erlösende Nacht.

Den Toten, der wog nicht schwer, nahm ein langer Mann namens Nielcarff in die Arme, um ihn aus dem Fenster zu werfen; der Hauptmann wollte es nicht leiden. Wallensteins Leichnam wurde in einen roten Teppich gewickelt, die Treppe hinunterge-

schleift, so dass der Kopf aufschlug an jeder Stufe, in einem Wagen zur Burg gebracht, wo die anderen lagen. Es war kein Sturm mehr. Am Morgen trug man sie in die Kapelle.

Diesen Faschings-Sonntag kam nach Dresden die Nachricht, dass Wallenstein gebrochen habe mit dem Kaiser und unterwegs nach Eger sei – Kinskys Briefe vom Dienstag und Mittwoch. Johann Georg von Sachsen empfand solches Vergnügen darüber, dass er sich bei Herrn von Arnim ansagte zu einem Abendtrunk. Das dauerte bis um sechs in der Früh; die beiden Lustigen, so wurde dem Kanzler Oxenstierna geschrieben, „sind unterdessen immer auf Wien zu marschiert". Wir sehen den Kurfürsten mit blaurotem Gesicht und steifen, schlenkernden Armen den Tisch umschreiten – „Nach Wien! Nach Wien!" – Arnim hinter ihm drein, etwas verlegen. Wir sehen die Diener an der Tür, grinsend und tuschelnd, sehen einen von ihnen vorspringen mit der Weinkanne, wenn der Kurfürst sich in den Sessel geworfen hatte und den leeren Humpen über die Schulter hielt; sehen ihn trinken und mühsam sich erheben und wieder um den Tisch. „Nach Wien! Nach Wien!" – Spät am Rosenmontag, schweren Kopfes noch, machte Arnim sich auf die Reise, um den Herzog von Friedland zu treffen."[9]

Ich habe bewusst diesen Passus gewählt, weil er für das, was ich hier mit ‚Erzählen' meine, sicher ein Grenzfall ist. Hier hat sich Golo Mann ziemlich weit vor- und weggewagt in Richtung eines *freien*, eines frei erzählenden Schriftstellers. Trotzdem: er bleibt auch hier, meine ich, Historiker.

Die Erzählung ist in diesem Passus nun wirklich *intensiv* – in ihrer Anschaulichkeit und gerade auch in ihrer fast schon exzessiven Knappheit. Da ist alles andere als ein breit dekorierendes Ausmalen. Und in dieser verknappenden Erzählung ist auch *Poesie*, allerdings *gezügelte* Poesie – gezügelt auch durch den Zwang zur *Belegbarkeit,* dem sich der Historiker unterstellt.

Was hier erzählt wird, ist in der Tat belegt. Erfunden im strengen Sinn ist hier, wenn ich recht sehe, nur das Wort *konec.* Es suggeriert den Rückfall also, ganz zuletzt, in die erste, die Muttersprache – ein nun ja wirklich nicht unrealistischer Gedanke, die abrupte augenblickliche Rückkehr, *in extremis*, ins Frühe. Golo Mann hat dies auch verteidigt: da nun brauche es keinen Beleg, niemand wisse ja, was Wallenstein in seinen letzten Sekunden noch durch den Kopf gegangen sei. Gut, da wäre aber immerhin der nicht substanzlose Einwand: wenn man nichts weiß, braucht man auch nichts zu erzählen.

9 Ebenda, S. 1124–1126.

Solche Askese war jedoch nun wieder nicht Golo Manns Sache, jedenfalls nicht an *dieser* ihm gewiss äußerst wichtigen Stelle. Hier dominiert nun wirklich der Erzähler – ohne allerdings den Historiker wegzudrängen.

Das Detail mit dem Fenster zum Beispiel, dass sich also Wallenstein noch „ans Fenster geschleppt" hatte, ist belegt immerhin durch den Bericht Macdaniels, der ja dabei war: die Herannahenden hätten am Fenster den Schatten Wallensteins gesehen. Das Übrige bleibt, auch wenn es knapp ausgemalt ist, aber immer im Rahmen des Erwartbaren, im Sinne einer ‚anders kann es eigentlich, wenn man sich hineindenkt und es sich vorzustellen sucht, kaum gewesen sein'-Plausibilität. So etwa bei dem Detail, das mir übrigens etwas zu weit geht, mit dem „an jeder Stufe aufschlagenden Kopf". Der *Wallenstein* enthält, am Ende zusammengestellt, zu den einzelnen Seiten 1177 zum Teil sehr lange Anmerkungen (seltsamerweise entspricht deren Zahl genau der Seitenzahl des Werks).[10]

Das Fakten- oder doch belegtreue Nicht-Erfinden – und dies heißt hier: nichts hinzufügen, aber auch nichts halbwegs Wichtiges weglassen – unterscheidet ja strikt (und diese Unterscheidung ist wichtig und war gerade auch Golo Mann wichtig) die *wissenschaftliche* historische Erzählung vom historischen *Roman* oder auch einem historischen *Drama,* jedenfalls in der Intention. Dies müsste doch auch Hayden White sehen. So hat Schiller, der ja für Golo Mann, was Wallenstein angeht, sehr früher Anreger, Vorbild und jedenfalls ganz unvermeidlich ständige Referenz war, in *Wallensteins Tod* (1. Aufzug, 5. Auftritt) ein langes, auch spannendes und literarisch gewaltiges Gespräch zwischen Wallenstein und dem Oberst Gustav Wrangel, einem beauftragten Unterhändler des schwedischen Kanzlers Oxenstierna, einfach erfunden, denn so ein Gespräch gab es nicht. Wallenstein und Wrangel sind sich direkt nie begegnet.[11]

Für die Gattung ‚historischer Roman' im Stile etwa Stefan Zweigs oder gar Emil Ludwigs hatte Golo Mann gerade als Historiker, als der er sich verstand, ich vermute

10 Der Artikel in Wikipedia, sonst wahrlich nicht schlecht, behauptet seltsamerweise und sehr zu Unrecht, Golo Mann habe „auf einen Anmerkungsapparat verzichtet".

11 Gottfried Schramm sagte mir, sein Vater, Percy Schramm, hätte gerade als Historiker bewundernd von Schillers *Wallenstein* geredet und speziell zu diesem Gespräch gesagt: „Dieses Gespräch, das nicht stattgefunden hat, hätte ganz genau so stattfinden *können*." Es ist auch deshalb gewaltig, weil sich hier, nicht sofort, aber nach einigem Hin und Her zunehmend zeigt, dass Gustav Wrangel Wallenstein diplomatisch nicht nur gewachsen, sondern überlegen ist. Wallenstein zu Wrangel selbst: „Wohl wählte sich der Kanzler seinen Mann / Er hätt' mir keinen zähern schicken können" (Wallensteins Tod 1,5). Da haben wir gleichsam bereits Wallensteins Tod in diplomatischer Unterhandlung.

aber auch sonst, wenig übrig. An den vier Bänden, der Tetralogie seines Vaters *Joseph und seine Brüder* (noch immer, aber verständlicherweise, von einer breiteren Leserschaft nicht ausreichend rezipiert) pries er die schwierige Kunst, wie der Autor es durchgehend habe *verhindern* können, dass das Riesenwerk nicht doch ein historischer Roman wurde. Ein Germanist, meinte er, sollte dies einmal untersuchen. In der Tat ist „Joseph und seine Brüder" etwas ganz anderes als etwa *Salammbô* von Gustave Flaubert (1862), um ein nun wirklich starkes und sich in räumlicher Nähe bewegendes Beispiel dieser Gattung zu nennen. Einen solchen historischen und ausgesprochen expressionistischen *Roman* über Wallenstein hat übrigens kein Geringerer als Alfred Döblin geschrieben (1920).

Wichtig ist auch, gerade in *dieser* Hinsicht, die in der Erzählung des Historikers immer wieder zu schaffende Distanzierung zwischen Stoff und Erzähler im Sinne der ständigen Präsenz dieser entscheidenden Entgegengesetztheit: hier der *belegbare* Stoff und hier ich selbst, der ich dies auswählend und akzentuierend *erzähle*. Also etwa in unserem Passus der reflektierende Satz über die dreißig Dragoner, mit denen Butler das Mordhaus umstellen ließ: „als ob der Kranke im Totenhemd ihnen noch hätte entgehen können" oder der zweifelnde Einschub zuvor „Uns wundert, wie ihr zartes Jammern aufkam gegen das Sturmgebraus" oder die bloße Vermutung „Sie müssen unter Dach ihre Kienspäne in Brand gesetzt haben", was ein sprechendes Beispiel ist für das genannte ‚anders kann es eigentlich nicht gewesen sein', denn belegt ist ja nur der Sturm.

Ein anderes, wichtigeres Beispiel. Kurz *vor* unserem Passus schreibt Golo Mann: „Es heißt, der Astrolog sei spät noch bei ihm gewesen und habe ihn gewarnt; Erfindung, belegt von keiner ernsthaften Quelle." Also Seni, Giovanni Battista Seni, 1600–1656, in Padua ausgebildet, Astrolog und auch Leibarzt Wallensteins.[12] Golo Mann lässt also diesen späten warnenden Besuch des Astrologen Seni weg, einfach weil er allem nach – Ergebnis der Quellenprüfung – nicht stattgefunden hat. Und er hat ihn, vermute ich, ungern weggelassen. Schiller jedoch, der – in dieser Weise nicht gebundene – historische Dichter lässt sich dies wirksame Detail nicht entgehen, konnte es sich gar nicht entgehen lassen, selbst dann nicht, wenn er genauso wie Golo Mann an der Quelle gezweifelt hätte.

12 Wallenstein beschäftigte als Astrologen auch Johannes Kepler. Darüber vier sehr schöne Seiten „Keplers letzte Schicksale" im „Wallenstein", S. 673 – 676 in dem Kapitel „Der Sternenglaube", das mit einer „Nachtphantasie" anhebt (S. 665–676).

Bei Schiller also erscheint Seni, übrigens ganz plötzlich ohne jede Ankündigung, noch zu später Stunde.

Wallenstein:
Kommt da nicht Seni? Und wie außer sich!
Was führt dich noch so spät hierher, Baptist?

Und Seni warnt:
Erwarte nicht die Ankunft dieser Schweden!
Von falschen Freunden droht dir nahes Unheil,
Die Zeichen stehen grausenhaft, nah, nahe
Umgeben dich die Netze des Verderbens.

Und Wallenstein, nun selbst wie blind, weist ihn zurück: „Du träumst, Baptist, die Furcht betöret dich." So also in *Wallensteins Tod*, 5. Aufzug, 5. Auftritt. Golo Mann, der historische Erzähler erwähnt – wieder die Distanzierung – dies Erscheinen Senis, aber nur um trocken zu sagen, dass es dafür „keine ernsthafte Quelle" gibt. Und er sagt es, auch dies ist wichtig, im Fluss der Erzählung selbst, nicht in einer Fußnote, wo in einer akademischen, also weniger erzählenden Darstellung dergleichen zu suchen wäre. Dagegen ist der aufspringende Kämmerling – Golo Mann mit hochliterarischer Voranstellung des Verbs „aufsprang der Kämmerling" – bei Schiller eilt er herein: „Wer darf hier lärmen? Still, der Herzog schläft." Und erhält dann „mit lauter, fürchterlicher Stimme" von Deveroux die Antwort: „Freund! Jetzt ist's Zeit zu lärmen!". Bei Schiller übrigens geht auch Butler mit in Wallensteins Schlafkammer und wartet nicht, wie bei Golo Mann, unten im Haus („Bei dem Letzten zog der Oberst doch vor, nicht dabei zu sein.").

Was das Poetische angeht, so ist, scheint mir, besonders das Ende des Passus gewaltig, mit dem auch das „Wallensteins Tod" überschriebene Kapitel schließt, also die unmittelbar der Mordschilderung ohne jede Überleitung folgende doch sehr überraschende *Coda*: der seltsame „Abendtrunk" der beiden hohen Herren (und auch dieser Trunk ist belegt – durch einen Brief an Kanzler Oxenstierna, bis hin zu dem bizarren Marsch um den Tisch herum in Richtung Wien) – und zwar steht dieser Beleg, es ist wieder bemerkenswert, genau wie zuvor bei dem nicht belegten späten Erscheinen des Astrologen, im Text selbst. Dann der nahezu Schiller'sche Schluss der *Coda*: wir erfahren noch, dass einer der beiden, Arnim, sich spät an eben diesem Tag, „schweren Kopfes noch", nach Eger

aufmachte, um „den Herzog von Friedland zu treffen“, der doch, als sie noch komisch zechten, schon nicht mehr war. Aber eben: ein schwächerer Erzähler hätte, was ich hier expliziere, ‚austappend‘ noch hinzugesetzt. Was Golo Mann jedoch gerade und sehr charakteristisch *nicht* tut – es gehört zu seiner Tacitus-Kürze.[13]

Im ganzen *Wallenstein* findet sich immer wieder, pervasiv, wie die Anglophonen sagen, und mehr oder weniger explizit, der Hinweis auf Erzählen und Erzählung, und oft redet der Erzähler einfach von „unserer Erzählung“. Was ja nicht nur impliziert: ich erzähle hier, sondern auch ich erzähle es *so*, ich könnte es aber auch – immer selbstverständlich unter Wahrung des Belegten – *anders* erzählen. Zum Beispiel hätte man auch von dem Dresdner Faschingssonntag-Abendtrunk *zunächst* berichten können, um dann erst zu schildern, was zu eben dieser Zeit in Eger geschah. Ich will nicht einmal sagen, dass dies schlechter gewesen wäre. Jedenfalls hätte es auch so herum wirkungsvoll gemacht werden können.

Verglichen mit dem *Wallenstein* ist die *Deutsche Geschichte* ein sehr anders geartetes Buch. Sie ist aber ebenfalls ein *auch* literarisches Buch bei ganz anderem Stil – ein lockeres, dem ‚normalen‘ Leser, ganz sicher jedoch dem jüngeren heute, weit näheres Erzählen, ein Erzählen, das sich freilich in seiner Intensität, auch in seinem Tempo (so etwas gibt es) von Fall zu Fall verändert. Dieses Buch fasziniert, sehr im Unterschied zum *Wallenstein*, durch seine Entspanntheit, durch große, beinahe, ich möchte sagen, englische oder anglophone Lockerheit. Und auch bereits in *diesem* Buch gibt es wieder und wieder, ununterbrochen eigentlich, jene Sätze, die uns hier interessieren, die also zwischen Material und Erzählung *Distanz* schaffen. Einige Beispiele: „Wir machen es kurz mit dem, womit man es ehedem lang zu machen pflegte, mit dem Ursprung und Ergebnis der Bismarckischen Kriege“ (I, S. 341); das ominös lapidar mit „1870“ überschriebene Kapitel beginnt nun wirklich locker so: „Das ist eine blöde Geschichte von lang nachwirkenden schädlichen Folgen“ (I, S. 370); oder zu Bismarcks Entlassung: „Was folgte“ (also die Entlassung) „ist oft erzählt worden; bleibt aber immer erzählenswert“ (II, S. 10 – hier also verhält sich der Erzähler gerade umgekehrt wie bei den Kriegen); besonders schön, finde ich, zu Bismarck, dem Mythos, wie er nach seiner Entlassung entstand (denn wirklich populär wurde Bismarck, lernen wir bei Golo Mann oder *auch* bei ihm, erst *nach* seiner

13 Über Tacitus hat Golo Mann einen sehr schönen Essay geschrieben, „Versuch über Tacitus“ (1976), jetzt in: Golo Mann, *Wir alle sind, was wir gelesen, Aufsätze und Reden zur Literatur*, Frankfurt, Fischer, 1989, S. 23–72.

Entlassung): „So haben Wilhelm II. und seine Diener von Anfang bis zu Ende im Schatten Bismarcks gestanden und nach ihm die Regenten der Weimarer Republik. Bis einer kam, der sich weit, weit größer als Bismarck dünkte … Danach fing man an, hinter dem Mythos den wirklichen Politiker zu suchen. Was hatte der falsch gemacht? Was richtig? Fort von ihm? Zurück zu ihm? Was konnte man in einem oder anderem Sinn von ihm lernen? … Ich glaube, darüber sprechen sie heute noch" (II, S. 17).

Auch in der „Deutschen Geschichte" ist Erzählung (aber gar nicht so übermäßig viel – da ist auch viel kommentierende Reflexion). Und auch in dieser Erzählung ist *Stil*. Stil war Golo Mann, das hat er explizit gesagt, die notwendige Zutat des Historikers zu seinem Stoff: „Literatur ist innerhalb des geschichtswissenschaftlichen Bereichs … zunächst Stil. Sie ist der Wille oder doch der Versuch, durch die Organisation des chaotischen Stoffes, durch die Energie der Sprache, durch Spannung und Farbe den Leser zu interessieren."[14] Und dazu gehört natürlich die erzählerische Grundhaltung, die ja diese Substantive umschreiben: „Organisation des" (an sich) „chaotischen Stoffes", „Energie", „Spannung", „Farbe". Und zu dieser dann wieder, dass der Historiker „sein eigenes Ich mit einsetzen soll". Literatur also – dies ist zu beachten *innerhalb* des „geschichtswissenschaftlichen Bereichs", Literatur in der Wissenschaft, in diesem Fall also in der Geschichtswissenschaft selbst – *Wissenschaftlichkeit* also beansprucht Golo Mann für sich ganz und gar, aber *Literatur* innerhalb solcher Wissenschaftlichkeit will er, jedenfalls für *seine* Arbeiten, *auch*. Literatur zumindest in der Zutat oder als Zutat oder, kürzer und besser, *als* Stil. Nun ist ja Stil nur *ein* Merkmal von Literatur, und es ist nicht einmal das wichtigste. Darüber wäre viel zu sagen. Aber es geht ja hier um Geschichtsschreibung, nicht um Literatur im intensiven Sinne. Und da ist jedenfalls richtig, dass Stil, als leichter greifbare Zutat zum Inhaltlichen, gleichsam das Einfallstor für Literarizität und Poetizität ist. Stil, wie ihn Golo Mann ansatzweise in dem Aufsatz, aus dem ich zitierte, umrissen hat.

Betrachtet man die Geschichtsschreibung selbst historisch, muss man zunächst sehen, dass sie als Wissenschaft überhaupt erst ein Produkt des beginnenden 19. Jahrhunderts ist. Philosophisch war Geschichte bis zu Hegel ein Randthema. Noch Kant betrachtete sie als literarische Gattung. Dies war von den Griechen an die übliche Sicht. Daher kam es, dass heute (es ist ein Relikt dieser Auffassung) einzig der Geschichtswissenschaft in unserem Bereich, also dem der Geistes- oder Sozialwissenschaften, eine der neun Musen,

14 Golo Mann, „Pro domo sua oder Gedanken über Geschichtsschreibung," in: *Neue Rundschau* 1972, S. 231–232.

nämlich *Clio*, zugeordnet ist; nur die Astronomie, aber die gehört anderswohin, hat auch eine (*Urania*).[15] Es ist eine unzulängliche, weil nicht nur philosophisch oberflächliche Sicht, zu meinen, die Geschichtsschreibung als Wissenschaft setze, wie einem oft gesagt wird, lediglich voraus, dass die Faktenermittlung ernstgenommen wird: Strenge also und Objektivität in der Ermittlung dessen, was tatsächlich geschehen ist an dem Ort und in der Zeitspanne, die zum Gegenstand der Beschreibung werden sollen. Und dazu gehört vor allem auch die Prüfung der Verlässlichkeit der Quellen, die Quellenkritik.

Solche Strenge und Objektivität sind in der Tat unerlässlich, aber die Geschichtsschreibung wird erst in einem philosophischen Sinne zur *Wissenschaft* durch das, was wir „geschichtliches Bewusstsein" nennen. Ein solches, das nun prinzipiell und weit über die Geschichte hinaus zu unserem Denken, zu unserer „historischen Vernunft" gehört, ist tatsächlich erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden, und zwar in Deutschland – *Herder* ist da der wichtige Name: „Die Befreiung des geschichtlichen Bewusstseins durch Johann Gottfried Herder" lautet der Titel eines bemerkenswerten Buchs von Theodor Litt, Schüler von Wilhelm Dilthey der seinerzeit den Historismus machtvoll vertrat, und „Historismus" ist ja nur ein anderer systematisch zusammenfassender Name für ‚geschichtliches Bewusstein'.[16] Das Wort „Befreiung" in Litts Titel ist kennzeichnend: da wurde etwas „befreit". Übrigens hatte Herder einen Vorläufer in Giambattista Vico, dessen Hauptwerk 1725 erschien. Zum geschichtlichen Bewusstsein gehört vor allem die Einsicht in die Einmaligkeit, auch in das *Eigenrecht* jeder Epoche – jede muss aus sich selbst heraus beschrieben und verstanden und beurteilt werden, man kann sie eigentlich nicht von außen mit absolutem Maß messen, sondern sie muss gemessen werden, so Herders schöne Formel, „am Ideal ihrer Absicht".[17] Es wäre zum Beispiel unsinnig, Thomas von Aquin zu kritisieren, weil er nicht die allgemeine Schulpflicht propagierte oder nicht gegen die Todesstrafe war. Es wäre unsinnig – so sehen wir es heute, als wäre dies das Allernormalste – aus einem *einzigen* Grund, der uns aber völlig *ausreicht*: es wäre *ungeschichtlich*. Dergleichen (so unsere selbstverständliche Voraussetzung) konnte von Thomas, wie auch von keinem seiner Zeitgenossen, schlechthin nicht erwartet werden.

---

15 Auf Clio beruft sich auch Hayden White, der deutsche Titel des zitierten Aufsatzes lautet: „Auch Klio dichtet oder: Die Fiktion des Faktischen."

16 Das Buch erschien 1942; jetzt in: Theodor Litt, *Die Wiedererweckung des geschichtlichen Bewusstseins*, Heidelberg, Quelle und Meyer, 1956, S. 94–194.

17 Herders Formel ist präziser als das berühmte „unmittelbar zu Gott" von Ranke, allerdings auch schwieriger einlösbar. Oder vielmehr: Ranke fordert eigentlich nur das Absehen von einem universellen Maß.

Solch „geschichtliches Denken“ oder „Bewusstsein“ machte Geschichtsschreibung als philosophische *Wissenschaft* erst möglich. Und solches Denken war auch für Golo Mann, der übrigens gerade über Hegel (bei Karl Jaspers) promoviert hatte, selbstverständlich. Im Rahmen solchen Denkens nun ist dieser Anspruch der Geschichtsschreibung zu sehen: Erzählung mit dem Ziel der – historisch relativen Wahrheit – so schwierig es auch sein mag, dies Ziel zu erreichen.

Worin liegen diese Schwierigkeiten? Sie liegen vor allem darin, dass der Historiker in gewissem Sinn sein Material, seinen Stoff, seinen Gegenstand ja selbst erst *schaffen* muss. Er ist nicht einfach da, so wie der Gegenstand etwa des Philologen, des Literarhistorikers oder Literaturwissenschaftlers, einfach da ist, so wie er dann jedenfalls *da* ist, wenn er über ein bestimmtes Werk, etwa den „Faust“ arbeitet oder die Theaterstücke Brechts. Diese Texte liegen einfach vor, sind jederzeit greifbar *da*, im häufigsten Fall („kritische Edition“!) genau so, wie der Autor sie wollte, in ihrem *Wortlaut*. Und hier ist nun die philologische Präzisierung wichtig, dass sie aber auch *nur so*, also in ihrem *Wortlaut*, vorliegen. Der ‚Geist‘ etwa der Faustdichtung, auch etwa der der Figuren ‚Faust‘ oder ‚Mephisto‘ oder ‚Gretchen‘, liegen keineswegs vor. Was man hier ‚Geist‘ oder wie immer nennt, ist Produkt einer Interpretation. Den ‚Geist‘ haben wir in diesem Sinne, also dem des bloßen *Daliegens* nicht. In diesem Sinne haben wir nur den Wortlaut; nur der liegt vor. Aber *so* liegt er dann auch tatsächlich *vor*, während der Historiker, darauf will ich hinaus, hier erst *konstruieren* muss. Ihm liegt nur vor, was andere geschrieben haben – als Quellen oder als bereits vorliegende Darstellungen –, und daraus muss er sich erst schaffen, konstruieren, was *sein* Gegenstand sein soll. Er mag bei solchem Konstruieren nicht ganz frei sein, natürlich, aber zumindest muss er nach Kriterien, über die er reflektieren und sich klar werden und die er rechtfertigen muss, *auswählen*, auch wenn dieses Auswählen Zwängen unterliegt, weil *etwas* ohne Zweifel *doch* schon da ist: er muss etwa den Ausgang des ersten Weltkriegs so nehmen, wie dieser ‚tatsächlich‘ war. Immer aber bleibt ein starkes Element des Konstruierens. Und da kann es nun geschehen, was aber nicht geschehen dürfte, dass nämlich der Historiker das, was er selbst erst durch solche Konstruktion geschaffen hat, als eine von ihm selbst unabhängige *Wirklichkeit* nimmt – dies ist eine erhebliche Gefahr.

Was nun aber Golo Mann angeht, scheint mir klar zu sein, dass er dieser Gefahr *nicht* erlegen ist, weil er, wie angedeutet, immer wieder die genannte Distanz markiert, sich also der Tatsache bewusst ist und sie dem Leser immer erneut bewusst macht, dass das von ihm Erzählte *seine,* des Erzählers Erzählung ist, die sich keineswegs auf etwas bezieht, das vor ihm einfach so da wäre.

Golo Mann war, was Theorie betrifft, radikal: „Ich glaube an die ganze Theoriebedürftigkeit der Geschichte nicht. Die Historie ist eine Kunst, die auf Kenntnissen beruht, und weiter ist sie gar nichts.“[18] Nun, das wird man so nicht einfach sagen können, denn Kunst plus Kenntnisse reichen doch wohl nicht – zu beiden gibt es doch theoretische Komplemente. Und wenn Golo Mann „Kunst“ sagt, sind wir wieder beim *Stil*, beim *Literarischen* und auch – dies unterscheidet Kunst vom schieren Handwerk – von dem, was *nicht* restlos erlernbar ist. Von Letzterem war Golo Mann sicher überzeugt. Oder, denn darum geht es eigentlich: hier kann nur *der* wirklich lernen, der Entscheidendes bereits mitbringt. Lernen ist in solchem Falle immer nur ein Dazulernen.

Ein damals junger Kritiker, Rüdiger Landfester, warf Golo Manns *Wallenstein* vor, das Buch sei „eine wohlkomponierte Flucht in die Literatur“. Mit „den derzeit verfügbaren Mitteln der geschichtswissenschaftlichen Reflexion“ habe es rein gar nichts zu schaffen: „nicht der Historiker, der Literat weist der Darstellung die Richtung“. Da tritt die Strenge (um nicht zu sagen Arroganz) des Jungakademikers hervor, der auf das eben Gelernte stolz ist, und das mit den „derzeit verfügbaren Mitteln“ klingt genau entsprechend: wie wenn da etwas wie ein Werkzeugkasten wäre, in dem man bloß zu greifen brauchte. Keineswegs dominiert im *Wallenstein* der Literat. Er ist nur immer, in wechselnder Intensität, dabei. Zudem hat Golo Mann einige der an ihn gerichteten Forderungen in der Praxis seiner Geschichtsschreibung verwirklicht.

Gegen diese Rezension wehrte sich, übrigens ruhig und vornehm, Golo Mann in einem Aufsatz (1972) „Pro domo sua oder Gedanken über Geschichtsschreibung“, in dem sich die vorher zitierte Wendung findet, dass Literatur in der Geschichtsschreibung im wesentlichen *Stil* sei. Und da betont er nun auch, dass, so gesehen, „viele, wenn nicht die meisten, schöpferischen Historiker ‚Literaten‘ gewesen“ seien.[19] Mehr als an die deutschen Historiker dachte er da wohl an die englischen und französischen. Im zweiten Band seiner *Erinnerungen und Gedanken. Lehrjahre in Frankreich* legt er in einem eigenen Kapitel mit spürbarer Begeisterung dar, was er von der *französischen* Geschichtsschreibung gelernt hat. Da nennt er preisend Gaston Boissiers Buch von 1884 *Cicéron et ses amis. Étude sur la société romaine au temps de César*, Boissier bedanke sich in seinem Vorwort

18 Golo Mann, „Plädoyer für die historische Erzählung,“ in: *Theorie und Erzählung in der Geschichte,* München, dtv, 1979, S. 53.

19 Golo Mann, „Pro domo sua oder Gedanken über Geschichtsschreibung,“ in: *Neue Rundschau* 172, S. 231–232.

zunächst bei „Monsieur Mommsen“, dem er viel schulde, obwohl er gerade mit dessen Beurteilung Ciceros nicht übereinstimmen könne (zu Mommsens Behandlung von Cicero sagt Golo Mann witzig, sie gehe „bis zur Ungezogenheit“), dann lobt er die „Histoire socialiste de la Révolution française“ von Jean Jaurès, vor allem aber bewundert er das „Riesenwerk“ von Albert Sorel *L'Europe et la Révolution française*: „Im Felde der diplomatischen Geschichte gibt es etwas reicher Dokumentiertes, schöner Stilisiertes, intuitiver Gesehenes, energischer, geistvoller, konsequenter Durchgeführtes nicht“ – da beschreibt er etwas wie sein eigenes Ideal der Geschichtsschreibung, dann Alexis de Tocquevilles Hauptwerk „De la démocratie en Amérique“ und dessen unvollendetes Spätwerk „L'Ancien régime et la Révolution“, das er bereits während seiner Zeit als Lektor an der École normale supérieure in Saint-Cloud (1933–1935) gründlich studiert hat.[20]

Golo Manns *Deutsche Geschichte* führt ja bis in die damalige Gegenwart hinein. Greifen wir eine zentrale Äußerung in dem Abschnitt „Die Last der Vergangenheit“ noch heraus. Da beginnt er locker: es sei nicht „alles Elend der Welt von den Deutschen gekommen, oder von den Nazis, oder von Hitler“ (an dieser Stelle schreibt er den Namen, den er sonst in diesem Werk nur abkürzt, aus). Und dann, gleichsam Anlauf nehmend: „Der Student der Geschichte weiß manches andere, Schuld und Irrtum anderer Mächte in der Vergangenheit Betreffende“. Dann aber, mit Nachdruck einen neuen Absatz markierend: „Einfach bleibt diese Wahrheit. Unter der Anleitung Hitlers sind von Deutschen Verbrechen begangen worden, wie sie in christlichen Zeiten kein anderes Herrschaftssystem sich hat zuschulden kommen lassen, auch der Bolschewismus in seiner ärgsten Zeit nicht, und durch die der tiefste dem Menschen erreichbare Punkt an Schuld und Schande erreicht wurde. Um diese Wahrheit muss gekämpft werden. Sie gilt es immer wieder durchzusetzen gegenüber wohlhäbiger Vergesslichkeit, Gleichgültigkeit, gedankenloser Rohheit“. Das ist ohne *furor*, einfach und genau und noch immer entspannt gesagt. Und inaktuell ist es auch noch nicht. Dies also sind die Feinde dieser „einfachen Wahrheit“: „Vergesslichkeit“, „Gleichgültigkeit“, „Gedankenlosigkeit“, „Rohheit“ – normale Eigenschaften, die Menschen halt so an sich haben.[21]

---

20 Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken, Lehrjahre in Frankreich, Herausgegeben von Hans-Martin Gauger und Wolfgang Mertz, Frankfurt, Fischer, 1999, S. 177–203. Hier gibt Golo Mann einen Überblick über die Klassiker der französischen Geschichtsschreibung.

21 Für anregende Hinweise, nicht nur für genaue Korrektur, danke ich Marlon Poggio.

Die Irritation der zünftigen Historiker gegen Golo Mann erkläre ich mir so. Erstens kennen sie ihn oft nicht oder kaum. Ein Buch wie die *Deutsche Geschichte* ist ja auch nicht für sie geschrieben. Sie haben meist nur aus der Ferne von seinem Leser-Erfolg gehört. Aber eigentlich müssten sie sich ja schon wegen dieses Erfolgs für ihn interessieren. Zweitens sind die Jüngeren unter ihnen stark durch Golo Manns zum Teil kapriziöse späte politische Stellungnahmen bestimmt („der war doch für Franz-Josef Strauß" oder „der hat doch Adorno und Horkheimer ‚Lumpen' genannt" – beides ist richtig). Dabei ist die *Deutsche Geschichte* geradezu ein sozialdemokratisches Buch. Drittens ist da eben dieser ins Literarische gehende *Stil*. Der wird unwillig konstatiert, und dann ist der Schluss nicht weit: das ist doch überhaupt nur Literatur. Einen mir befreundeten Historiker brachte ich vor kurzem dazu, das Buch zu lesen. Danach sagte er: „Das ist ein Meisterwerk – mit dem sollte eigentlich jeder erst einmal beginnen." Und setzte hinzu: „Und übrigens wird da doch gar nicht ausschweifend erzählt!"

Es ging mir auf diesen Seiten darum, die Wichtigkeit des Erzählens in der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung herauszustellen und auch die potentielle *Nähe* dieser Wissenschaft zur Literatur – bei gleichzeitig klarer *Getrenntheit* von ihr: Literatur und Geschichtsschreibung „wohnen" beide, mit Hölderlin zu reden, „nahe auf getrenntesten Bergen" – *potentiell* nahe, je nach dem stilistischen Vermögen des Historikers.

Gerade was diese Getrenntheit angeht, könnte man sich gut auf Schillers „Wallenstein" berufen, denn in dem gewaltigen „Prolog" redet der Dichter – und hier nun ganz als er selbst – auch über das Verhältnis von Kunst und Geschichtsschreibung. Dort, wo es um Wahrheit geht, stellt er fest, ist die Beurteilung Wallensteins uneinheitlich:

Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Äußerste führt *sie*, die alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück,
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Das wäre nun zu interpretieren und zu adaptieren … Am Ende des Prologs heißt es über die Muse des Gesangs (denn der *Wallenstein* besteht ja aus Versen):

> Ja, danket ihr's, dass sie das düstre Bild
> Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst
> Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,
> Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein
> Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt;
> Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Dies ist also die Alternative: die Wissenschaft, die als solche Wahrheit zumindest *anstrebt* und ohne dieses Streben nichts ist und eben durch ihren Wahrheitsernst zum „Leben" gehört, oder die Kunst, die, und darum ist sie „heiter", zur Wahrheit nicht dieses strenge Verhältnis hat …

Und dann Golo Mann: im Blick auf ihn wollte ich zeigen, dass er ein bemerkenswertes Beispiel ist für Wissenschaftlichkeit und – vom Stil und *nur* von diesem her – Literarizität, letzteres vor allem weil er erzählen *konnte*. Jeder weiß, dass er starke persönliche Gründe hatte, der Literatur überaus nahe zu stehen. Und da ist es ihm langsam, aber schließlich doch gründlich gelungen, sich durch eigene Leistung gegenüber dem Zauberer zu behaupten.

Sehr indirekt wende ich mich mit dem, was ich hier schreibe, an meinen alten, für mich noch immer jungen Freund Joachim Nettelbeck, den ich seit 1981/82, meinem Jahr am Wissenschaftskolleg zu Berlin (es war das erste des Kollegs), sehr bewunderte – zunächst aus großer Nähe, danach aus der Ferne (es gab aber doch auch immer wieder erneuerte Nähe), ohne dass ich ihm dies je deutlich gesagt hätte: die Scheu, die sich aus Freundschaft, aus Zuneigung ergibt. Ja, es war bei mir (und der einzige war ich da wahrlich nicht) von Anfang an Bewunderung und bald auch herzliche Sympathie. Und damals, als ich ihn kennenlernte und auch noch viele Jahre danach, war ja am Wissenschaftskolleg ebenfalls ein Zauberer, und auch dieser zauberte, nicht zuletzt – mit Worten. Sich neben diesem, neben Peter Wapnewski, zu behaupten, war ebenfalls nicht leicht. Und andere Zauberer, die dies auch nicht viel leichter machten, folgten jenem unvergessenen ersten. Neben allen aber blieb Joachim, was er von Anfang an war: *la force tranquille – et souriante. Voilà, mon cher, et n'oublie pas de saluer Annie!*

Hans-Martin Gauger ist emeritierter Professor an der Albert-Ludwigs-Universitätin Freiburg. Er war Fellow des Wissenschaftskollegs 1981/82.

NETTELBECK, OU LA JUSTIFICATION DE LA PHILOLOGIE

ALEXANDER GAVRILOV

Dass Joachims freundliche Sachlichkeit ansteckend wirken kann, wenn man mit ihm zusammen ist, weiß jeder, der ihn als Sekretär des Kollegs kennengelernt hat. Für mich bleibt merkwürdig, dass er, ein Nicht-Philologe, einen Philologen einmal über das Wesen der Philologie ernsthaft belehrt hat. Um das der Stadt und dem Weltkreis plausibel zu machen, muss ich wohl etwas weiter ausholen.

Wolf Lepenies verfolgte Anfang der 1990er-Jahren zusammen mit den Rektoren von fünf weiteren Institutes for Advanced Study (SIAS = Some institutes for Advanced Study) und einigen westlichen Stiftungen die Idee, mit einem *New Europe Prize* die lokalen Wissenskulturen in Mittel- und Osteuropa zu stärken. Im tektonischen Umbau von Mittel- und Osteuropa musste der Hebel hier, bei den lokalen Traditionen, angesetzt werden, um zu verhindern, dass alle wissenschaftliche Potenziale dieser Länder auseinander liefen und eine intellektuelle Wüste hinter sich ließen. Das war nicht nur eine gute Idee, sondern eine politisch handfeste Diagnose, die sich nur zu bald bewahrheiten sollte. Ich wurde als einer der beiden ersten Träger des *New Europe Prize* 1993 auserkoren, zusammen mit dem rumänischen Philosophen und Kunsthistoriker Andrei Pleşu. Verglichen mit dessen Vorhaben, mit Hilfe eines Fellowship-Programms und eines eigenen Hauses etwas zur grundlegenden Reform der wissenschaftlichen Nachwuchsbildung und damit zur Reorganisation des wissenschaftlichen und intellektuellen Lebens in Rumänien beizutragen, musste sich mein eigenes Projekt – zumindest in den Augen der IAS-Exzellenzen – als bescheiden und geradezu kleinmütig ausnehmen. Es bestand vor allem aus dem Aufbau einer Präsenzbibliothek mit griechischen und lateinischen Haupttexten sowie den unentbehrlichen Referenzwerken, in der Art einer deutschen Universitätsseminar-Bibliothek; daneben sollte eine eigenständige fachliche Publikation, die uns bislang fehlte, eine Halbjahresschrift (*Hyperboreus*), in Angriff genommen werden. Wir hofften, dass wir mit solchen wohlgezielten Aktivitäten der in der sowjetischen Umgebung verkümmerten Klassischen Philologie in meiner Heimatstadt Leningrad wieder aufhelfen könnten. Die

Stadt hatte soeben ihren alten Namen Sankt Petersburg zurückerhalten, aber ob sie sich jemals wieder von den 70 Jahren Sozialismus erholen und ob es eine Wiedergeburt der Stadt geben würde, darüber waren sich selbst die Nostalgiker unschlüssig. Ich war für den *New Europe Prize* von dem IAS in Princeton vorgeschlagen worden, wo ich 1991/92 Fellow war. Im Unterschied zu Andrei Pleşu, der vom Wissenschaftskolleg unterstützt wurde und der seit der Erneuerung in seinem Lande mit beachtlichem literarischen und politischen Geschick öffentlich hervorgetreten war, wirkte ich selbst, soweit ich dies selbst einschätzen konnte, wie ein verträumter Gelehrter des 19. Jahrhunderts, etwas schüchtern, als akademischer Lehrer, Forscher und Dissident der eher unauffälligen Art.

Doch behandelte man mich in Berlin überaus höflich, ja sogar freundschaftlich, als ich nach der Preisverleihung noch einige Tage Gast in der Wallotstraße blieb. Der Stellvertreter von Joachim, Reinhart Meyer-Kalkus, hatte offenbar den Auftrag erhalten, die Petersburger Neugründung weiter im Auge zu behalten und einige Hilfsaktionen (wie Bücherversand etc.) zu koordinieren. Die Bibliotheca Classica trat allerdings schon deshalb stärker ins Blickfeld des Wissenschaftskollegs, weil in diesem akademischen Jahr 1993/94 der Berner Klassische Philologe Thomas Gelzer Fellow am Kolleg war, und dieser ebenso kluge wie feurige Humanist einen kaum zu bremsenden Elan und strategische Fähigkeiten entwickelte, wenn er von einer Sache überzeugt war. Er war einer der ältesten und auch aktivsten Freunde der Bibliotheca Classica noch vor deren Gründung 1993/94. Verstärkt wurde er durch einen anderen, nicht weniger aktiven Freund und Berater der Bibliotheca, den Tübinger Theologen Martin Hengel, der seinerseits einige Jahre zuvor (1988/89) Fellow am Kolleg gewesen war. Durch diese beiden Freunde und begeisterten Fürsprecher wurde zunächst ein internationaler Freundeskreis der Bibliotheca ins Leben gerufen (*Amici Bibliothecae classicae*), dessen Vorsitz Thomas Gelzer übernahm. Ganz unmerklich wurde auch das Wissenschaftskolleg immer mehr in die Unterstützungsaktionen zugunsten der Petersburger Neugründung eingesponnen, nicht zuletzt mit seinen exzellenten Verbindungen zu deutschen Stiftungen. Ein erster Antrag zugunsten einer vierjährigen Förderung der Bibliotheca wurde in den Jahren 1994/95 denn auch am Wissenschaftskolleg ausgearbeitet und der Fritz Thyssen Stiftung unterbreitet. Nachdem diese zugestimmt hatte, konnte von 1997 an die Institution zügig aufgebaut und weiterentwickelt werden – weit über das hinaus, was man mit dem New Europe Prize ursprünglich vorhatte. Das vergleichsweise bescheidene Preisgeld in Höhe von 60.000 Dollar hatte auf wundersame Weise dafür gesorgt, dass weitere finanzielle Unterstützung von anderer Seite hinzukam.

Ich kann natürlich nicht beurteilen, welche Gedanken man sich im Rektorat und in der Geschäftsführung des Kollegs über die Zukunft der Bibliotheca Classica machte, doch war es nach meiner Vermutung diesmal bestimmt Joachim, der als Erster darüber nachdachte, was eine systematische und massive Unterstützung des neuen Instituts durch das Kolleg bedeutete. Wo neue institutionelle Rahmenbedingungen für wissenschaftliches Arbeiten, ja wo überhaupt etwas Neues entstand, da konnte er nicht abseits stehen, das gehört nun einmal zu seinem Naturell. Und als systematischer Kopf, der er ist, überlegte er, welche institutionellen Konturen für eine weitere Unterstützung der Bibliotheca durch westliche Fördereinrichtungen wohl möglich und wünschenswert sein könnten. Eine Folge davon war, dass Reinhart Meyer-Kalkus einige Jahre hindurch fast permanent mit der Förderung der Bibliotheca betraut wurde und dass der Leiter der Verwaltung, Joachim Domnick, seitdem unschätzbare logistische Hilfen leistete, ja dass auch andere Mitarbeiter des Kollegs in die vielfältigen Unterstützungsaktionen eingebunden wurden und an der Weiterentwicklung der Bibliotheca beteiligt waren. Dass dieses System der Gruppenbildung aus dem Gesamtbereich des Wissenschaftskollegs bei der Unterstützung waghalsiger Projekte auf diese Weise funktionieren konnte, ist vermutlich ein Organisationsprinzip, welches zumindest nicht ohne Zutun Joachims aufgebaut worden ist.

Noch im Wendejahr 1989 war das erste Humanistische Gymnasium in Sankt Petersburg nach 70 Jahren der Schließung der letzten Klassischen Gymnasien und der Zerschlagung der klassisch-humanistischen Bildung neu gegründet worden. (Einer der aktivsten Mitbegründer des Gymnasiums war der spätere Fellow des Wissenschaftskollegs, Leonid Zhmud.) Dank der Förderung aus dem Westen sowie der *Amici-Vereinigung* konnten wir uns rasch entwickeln. Der Bücherbestand der Bibliotheca Classica wuchs beständig an (gegenwärtig ca. 30.000 Bücher), und es bildete sich eine effiziente Infrastruktur, mit einem festen Stamm von Mitarbeitern und einem weiten Kreis von Benutzern und Interessenten.

Dadurch gelangten wir schon nach etwa fünf Jahren an einen Punkt, wo wir uns fragen mussten, ob wir nicht eine neue Unterbringung suchen sollten, weil die zwei Räume im Gymnasialgebäude, in denen die Bibliotheca Classica untergebracht war, nicht mehr ausreichend waren. Sollten wir nicht einen Neuanfang wagen? Vielleicht in ein größeres und repräsentativeres Gebäude umziehen und dort ein von der Schule unabhängiges Dasein führen? Joachim kam damals – es mag 1998 gewesen sein – zusammen mit einem Vertreter der Zuger Landis & Gyr Stiftung nach Sankt Petersburg, um uns zu beraten. Zusammen sahen wir uns verschiedene Räumlichkeiten an, die zwar recht günstig und

zentral in der Stadt gelegen waren, doch das Elend der alten ‚Kommunalwohnungen' veranschaulichten. Nach einigen Visitationen dieser Art meinten unsere Gäste, wir sollten unsere Pläne nicht weiter verfolgen und lieber dort bleiben, wo wir waren, nämlich in den Räumen des Klassischen Gymnasiums.

Um unsere Enttäuschung komplett zu machen, stellte mir Joachim – und hier kommen wir endlich dem Wesen der Philologie näher – die knifflige Frage: *Alexander, können Sie mir sagen, was Sie mit der Gründung der Bibliotheca Classica denn eigentlich anstreben?* Ihn bewegte die Frage, was die Bibliotheca Classica, die den Institutes for Advanced Study weder in der Zielsetzung noch in den Strukturen im Entferntesten ähnlich war, denn eigentlich vorhatte. Nun war ich gewohnt, unsere Neugründung vorwiegend aus der Perspektive der universitären Klassischen Philologie heraus zu betrachten. Joachims Frage schien mir deshalb leicht zu beantworten, weil sie diejenige nach dem Sinn der Klassischen Philologie als wissenschaftlicher Disziplin beinhaltete. In solchen Diskussionen war ich schon geübt: Als ich in dem memorablen Jahr 1989 meinen deutschen Kollegen einige Male über die Lage und das Selbstverständnis der russischen Klassischen Philologen in der sowjetischen Zeit berichtet hatte, waren mir von einigen Zuhörern ebenfalls Fragen über die Daseinsberechtigung der Philologie gestellt worden, daran erinnerte ich mich jetzt. Die deutschen philologischen Kollegen hätten es gerne gesehen, wenn ich die Existenz und Relevanz der Klassischen Philologie nicht einfach vorausgesetzt, sondern auf eine auch für die Außenstehenden überzeugende Weise argumentativ begründet hätte. Sie selber sahen sich solchen Begründungs- und Rechtfertigungsfragen im universitären Alltag ja permanent ausgesetzt und mussten (und müssen) ständig Antworten finden, welche gesellschaftliche Relevanz, Nützlichkeit etc. denn ein Fach wie die Klassische Philologie haben soll. Ich kam aus einer ganz anderen Situation und konnte, mehr aus einer Notlage heraus denn aus bewusster Wahl, einfach meinem Instinkt und meiner Neigung folgen, wobei ich nach so langer Eiszeit wohl verzeihlicherweise politisch-nostalgischen Ideen frönte. Irgendwelche rationalen Analysen schienen mir damals gänzlich überflüssig zu sein, ganz besonders wenn es sich um die Rechtfertigung der Klassischen Philologie handelte.

Ich antwortete also Joachim folgendermaßen: *Wir wollen ein traditionelles Fach retten und studieren, was die klassische Antike eigentlich gewesen ist!* Mir war es schon immer seltsam vorgekommen, eine Wissenschaft oder gar Wissenschaften im Allgemeinen irgendwie zu *rechtfertigen*. Dies mutete mich ebenso merkwürdig an wie der Titel des Hauptwerks des wohl bedeutendsten russischen Denkers, Wladimir Solowieff, welcher *Opravdanie dobra* (d. h. „Rechtfertigung des Guten") lautete. Ich war aber einigermaßen be-

stürzt, als mir Joachim nur trocken antwortete: *Aber unser Ziel kann es bestimmt nicht sein, Orchideenfächer zu retten*.

Diese Meinung eines schon damals angesehenen Organisators der Wissenschaften mit klarem konzeptuellen Denken und seiner Gabe, Probleme der Wissensorganisation auf Lösungsmöglichkeiten hin zu durchdenken, klang in meinem Ohren einigermaßen gefährlich. Offenbar befriedigte Joachim die Vorstellung von Wissenschaft als Dienst und Suche nach der Wahrheit nicht, diese sollte kein rein kognitives Unternehmen sein. Ich war verwirrt, war ich doch davon überzeugt, dass die philologische Erkenntnis ein Wert in sich selber darstelle und damit basta! Doch eben dies erschien Joachim offenbar als naiv und weltfremd. Er konnte sich wohl nicht recht vorstellen, dass eine solch konservative Begründung für uns schon sehr viel bedeutete. Wir hofften doch, damit wieder an die Bildungskultur des alten Europa und des Zarenreiches anzuknüpfen – und sei es auch nur in einem gesellschaftlich abseitigen Bereich wie der Klassischen Philologie. Nach 70 Jahren des unerhört Neuen und Umwälzenden in meinem Lande sehnten wir uns nach dem, was verloren gegangen war. Eine solche ultra-traditionelle Einstellung mochte für Außenstehende befremdlich wirken, doch sie erschien uns nach all dem, was zerstört worden war, als das Natürlichste und Großartigste von der Welt.

Joachim aber war mit solchen traditionalistischen Antworten nicht zu befriedigen. Ihm ging es nicht um eine neue Nischenkultur, sondern in allem Ernst um etwas, was der Gesellschaft als Ganzer nützlich sein konnte. Ich war deshalb gezwungen, mein humanistisches Gewissen ernsthafter zu befragen und entwickelte folgende Argumentation: Der Körper der Philologie ist das Wissen, ihre Seele aber sind die Liebe zur Literatur und die Liebe zur kunstvollen Rede, die mit Hilfe der humanistischen Erziehung – ästhetisch schön, moralisch erhebend und die ganze Nation auf die Dauer vereinigend – tradiert wird. Das Letztere war für uns persönlich zur Evidenz geworden, als von 1956–65 in der Tauwetter-Periode die aus den Arbeitslagern befreiten Vertreter der alten Intelligenzija zurückkehrten und unsere akademischen Lehrer wurden. Wir wurden gewissermaßen zu Spätlingen unseres russischen ‚Silbernen Zeitalters', wie es zu Beginn des Jahrhunderts bestanden hatte und wie es unsere Lehrer ihrerseits von ihren eigenen Lehrern gelernt hatten. Diese generations- und überlieferungsgeschichtlichen Voraussetzungen waren für uns so augenfällig, dass wir darüber gar keine Worte zu verlieren brauchten. Dazu gehörte auch, dass das Klassische Gymnasium als Stätte der Vermittlung des Wissens von der Antike zu erneuern war – wie wir dies denn auch als erstes in der Perestroika-Zeit in Angriff nahmen. Auch wenn wir uns selber auf die reine Forschung

konzentrierten, so war uns doch klar, dass das Wissen von der Antike solche und ähnliche institutionelle Formen haben musste, um sozial wirksam zu sein. Von der Selbstgenügsamkeit der Gelehrten wie auch von ihrem Unwillen, sich mit den Sorgen der großen Gesellschaft zu befassen (solche Einstellungen waren der russischen Kultur z. T. von dem alten Regime eingeprägt und durch kommunistische Heuchelei vielfach verstärkt worden), wollte Joachim nichts wissen.

Schließlich sagte ich deshalb zu Joachim mit einem gewissen Nachdruck: *Das Studium der klassisch-antiken Kultur ist kein Orchideenfach; es ist ein humanistisches Grundlagenfach für Bildung und Erziehung, auf jeder Stufe gleich unentbehrlich!* Die Entschiedenheit, mit der ich diese Behauptung vortrug, muss Joachim wohl beeindruckt haben, denn auf das Problem der Orchideenfächer ist er seitdem nicht wieder zurückgekommen. Rückblickend will mir scheinen, dass Joachim und ich in jenem Augenblick unseres Gesprächs jeweils einen Schritt in die Richtung des anderen gemacht haben. Joachim muss verstanden haben, dass wir nicht eine so umfassende Institution wie ein Institute for Advanced Study sein konnten, sondern vergleichsweise bescheidene Ziele verfolgten. Was den Umzug der Bibliotheca Classica in neue Räume anbelangte, so weigerte er sich, diese Idee weiter zu erwägen, und dies nicht nur der Knappheit der Mittel wegen. Nachdem er rasch begriffen hatte, was unsere spezifischen Möglichkeiten und Ziele waren, riet er uns schlicht davon ab, die Symbiose mit dem Klassischen Gymnasium aufzugeben. Das war in der Tat logisch: Solange wir die soziale Dimension der humanistischen Bildung in der Erziehung anerkannten, mussten wir anerkennen, dass wir sie in der Bindung an das Gymnasium am besten pflegen konnten.

So enttäuschend die Auseinandersetzung mit Joachim hinsichtlich der Räumlichkeiten zunächst für uns auch war, so sollte sie doch unser Selbstverständnis *à la longue* verändern. Natürlich blieben wir bei unserem Ethos als Klassische Philologen, als Vertreter einer vergleichsweise kleinen, interdisziplinären historisch-philologisch-archäologischen Disziplin, deren Ziel es ist, die Kulturen der griechischen und römischen Antike in ihrer Ganzheit zu studieren und uns Modernen ein Gefühl von deren Einheit und Vielfalt zu vermitteln. Dabei musste die Bibliotheca Classica sich *im* und *mit* dem Gymnasium weiterentwickeln, sodass beide Seiten verstehen lernten, dass sie voneinander abhängig waren und einander unterstützen konnten. Unsere westlichen A*mici*, vor allem die *Amicissimi* Thomas Gelzer und Martin Hengel, hatten schon immer auf dieser Bindung an die Schule und damit an die jüngere Generation bestanden. Nur so war den humanistischen Studien in Russland eine Zukunft zu geben.

Uns fehlten auch die die finanziellen Mittel dazu, um viel mehr aufzubauen. Denn an eine Beteiligung der russischen Ministerien und Dienststellen an der Bibliotheca Classica wollten wir nicht denken, und private Fördermittel in größerem Umfange sind auch heute noch schwer vorstellbar, obgleich es einige gute Ansätze dafür gibt. Dank dem Eingriff Joachims haben wir verstanden, dass das Zusammenbleiben mit der Schule die einzig vernünftige und pragmatisch realisierbare Lösung war, und sie ist dies in vieler Hinsicht auch heute noch, nach über 20 Jahren des Bestehens. Denn nur so konnte die Bibliotheca Classica, die die Rechtsform eines eingetragenen privatrechtlichen Vereins hat, ihre Unabhängigkeit bewahren, ohne irgendwelche Verpflichtungen gegenüber dem Staate einzugehen. Was solche Abhängigkeit impliziert, kann man an einigen aktuellen Beispielen aus der Russischen Föderation oder einigen Staaten Mittel- und Osteuropas sehen, wo die Autonomie der Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen erneut massiv bedroht sind.

Die Unterbringung der Bibliotheca Classica in einem Humanistischen Gymnasium ist – dies sei nebenbei bemerkt – entfernt verwandt mit den Forschungsbibliotheken und -institutionen an deutschen protestantischen Gelehrtengymnasien, wie sie in Schulpforte bei Naumburg bis ins 20. Jahrhundert hinein existierten.Wer möchte eine solche Erziehung zur Humanität aufgrund von Texten der antiken Kultur denn allen Ernstes zu den abseitigen Orchideenfächern zählen? Gehört es nicht zur Würde des Menschen, dass er sich mit solchem Rückgriff auf erprobtes und sich zugleich immer wieder erneuerndes Wissen gegen jede ideologische Verdrehung, Verzerrung und Verarmung seiner eigenen Kultur wappnet? Eben dies war ja die Erfahrung unserer Lehrergeneration gewesen, die aufgrund ihrer Antiken-Liebe im Wesentlichen immun gegenüber den politischen Ideologien des 20. Jahrhunderts geblieben war. Wenn ich zunächst auch ganz auf die positivistische Wahrheit der Klassischen Philologie konzentriert war, so war dies, wie ich jetzt sehe, eine Reaktion auf die allgegenwärtige Politisierung und Ideologisierung des Wissens in der Sowjetunion. Dagegen eine rein wissenschaftliche Beschäftigung mit der Überlieferung zu postulieren, war für uns wie ein Schutzschild, mit dem wir uns gegenüber unserer Umwelt resistent machten.

Für Joachim war das Gymnasium nicht nur der Ort, in dem die Bibliotheca untergebracht war, sondern vielmehr ein Ziel in sich selber. Es mögen solche Diskussionen gewesen sein, die uns zeigten, dass wir die Unterbringung in den Schulräumen nicht als Notlösung betrachten sollten, sondern vielmehr als Chance, die Schüler an unseren Forschungen und unserer Liebe zur Antike teilhaben zu lassen. Die Rechtfertigung eines

wissenschaftlichen Interesses sollte mit der Erziehung der Jugend verbunden werden. Nach einigen Jahren glaube ich sagen zu können, dass sich diese Konzeption bewährt hat. Gymnasium und Universität haben im Zeichen der *Bibliotheca Classica* zu einer inneren Einheit gefunden. Das Streitgespräch mit Joachim wurde somit zumindest aus meiner Sicht höchst produktiv.

Für solche Lösungen hat Joachim immer ein Auge und eine glückliche Hand gehabt. Um wissenschaftliche Institutionen zu organisieren, orientierte er sich nicht an einem immer wieder anzuwendenden Schema, sondern an den praktischen lokalen Gegebenheiten. Joachim hat selber einmal einen überaus originellen Beitrag zur Exzellenz der Klassischen Philologie gegeben, als er bemerkte, dass schon die Kombination von *zwei* Völkern mit zwei verschiedenen Sprachen, die im Zentrum der klassischen Studien stehen, eine gewisse Garantie gegen das Übergewicht einer einzigen Kultur und damit gegen eine Monokultur sei. Wir stünden vor der Aufgabe, *zwei* klassische Völker bald als Einheit, bald als Differenz zu erkennen und immer vergleichend vorzugehen. Vielleicht waren es seine eigenen ehelich-familiären Erfahrungen und das nicht immer konfliktlose deutsch-französische Einvernehmen, das ihn zu diesem Schluss hatte kommen lassen. Er wurde dadurch immer wieder darauf gestoßen, bei aller Anerkennung des autonomen Werts wissenschaftlicher Wahrheit nicht den sozialen Kontext außer Acht zu lassen, in dem sie entstand und in dem sie verwendet wird. Joachim geht es darum, dass die wissenschaftliche Forschung nicht eine Sache der Mandarine bleibt, sondern dass die Fachleute sich ihrer Verantwortung gegenüber dem Sozialen bewusst sind. Die Tradition ist kostbar, aber sie muss in der Tat immer wieder von neuem begründet und auf ihre Tragfähigkeit hin geprüft werden.

In Santander, wo wir beide vor Jahren an einer kleinen Tagung teilnahmen, sah ich Joachim einmal an einem Morgen vor den Wellen des Ozeans stehen. Ich wollte ihn etwas necken, indem ich ihm sagte, er erinnere mich an das bekannte Bild von Caspar David Friedrich „Der Mönch am Meer“. Heute bin ich jedoch eher geneigt, darin den Gestus eines Menschen zu erblicken, der sich immer wieder neu selber entwirft und aus dem Meer der Lebensformen neue Identitäten schöpft.

Alexander Gavrilov ist Professor der Klassischen Philologe an der Universität St. Petersburg und Senior Research Fellow der Akademie der Wissenschaften Russlands. 1994 gründete er die Bibliotheca Classica Petropolitana, deren Direktor er bis zum Jahre 2007 war; Fellow des Wissenschaftskollegs 1996/97.

DREIMAL C: JN IN EIGENER SACHE
LUCA GIULIANI

Joachim Nettelbeck vermeidet es tunlichst, vorne an der Rampe zu stehen; auch Selbstdarstellungen sind nicht sein Genre: Was er zu sagen hat, betrifft stets die Sache und nicht die eigene Person. Aber die Sache hat mitunter ihre Tücken. Folgende kleine Rede hat er im Herbst 2011 vor dem Kuratorium der privaten Schweizer Stiftung Landis & Gyr gehalten, mit der er im Rahmen unterschiedlicher Projekte über viele Jahre hin kooperiert hatte. Es war sein letzter Auftritt vor dem Stiftungsgremium; also hielt er eine Abschiedsrede und fasste darin noch einmal die Prinzipien zusammen, nach denen eine Stiftung (jede Stiftung) ihre Arbeit, wenn sie denn Früchte tragen soll, auszurichten hätte; diese Prinzipien lauten: *Conviction, Courage, Confiance* (die Wahl des Französischen ist symptomatisch: Im vertrauten Nachbaridiom erlaubt sich der Sprechende ein Pathos, das in der Muttersprache wohl durch Selbstzensur unterdrückt worden wäre; wer mit der eigenen Selbstzensur vertraut ist, kann Strategien entwickeln, sie zu umgehen). Ich gebe den Kern der Nettelbeck'schen Rede hier im Wortlaut wieder (mit ganz geringfügigen Kürzungen):

„*Conviction* meint die Überzeugung, dass die Stiftung zu diesem Zeitpunkt und an diesem Ort das tut, was ihr am wichtigsten erscheint, nach sorgfältiger Abwägung zur Sache und zu den beteiligten Personen, pragmatisch, ohne Anspruch auf Allgemeingültigkeit, aber auch unabhängig von Konvention und Zeitgeist. Die Amerikaner würden sagen: Sie entwickelt „judgement". Erinnern Sie sich an die Situation im Februar/März 1990. Iso Camartin war Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin. Wolf Lepenies erzählte ihm von der Idee, ein Kolleg in Osteuropa zu gründen. Heinz Hertach kam zu Besuch. Beide repräsentierten eine Kulturstiftung. Nach diesem Besuch entschied die Stiftung, diese wissenschaftliche Initiative als ihr Engagement anzusehen, das nach dem Fall der Mauer dazu beitragen sollte, Osteuropa zum Teil eines kultivierten und friedlichen Europa werden zu lassen.

Courage bedeutet den Mut, der sorgfältig entwickelten Überzeugung entsprechend zu handeln, was immer die anderen so denken und sagen. Wenn etwas Ungewöhnliches

getan werden soll, wird es immer viele Bedenkenträger geben, die Argumente finden, warum die Risiken des Scheiterns zu hoch sind oder dass man vielleicht noch einige Experten fragen sollte. All diesen wohlmeinenden Einwänden Rechnung zu tragen, ohne den Mut zu verlieren, für seine Überzeugung einzustehen, verlangt mehr Charakter und Courage, als meist angenommen wird. Hier die Schlüsselszene: Heinz Hertach steht vor dem leeren Grundstück am Burgberg von Buda und beschließt, es für das Gästehaus zu kaufen. Es gehörte dem feindlich gesonnenen Bezirk. Geld für den Bau war nicht in Sicht. Heute wissen wir, dass es der entscheidende Schritt für die dauerhafte Existenz des Collegium Budapest war.

Schließlich *Confiance*: Zum „judgement" gehört wesentlich das Vertrauen zu den handelnden Personen. Ohne die richtige Person ist die beste Sache nicht zu realisieren. Wenn man jedoch die Überzeugung gewonnen hat, die richtige Person gefunden zu haben, kommt es darauf an, ihr zu vertrauen, ihr Handlungsspielräume, auch finanzielle, einzuräumen, selbst wenn sie nicht in allem das tut, was man erwartet. Das Vertrauen zwischen Personen erlaubt aber auch, Unterschiede der Institutionen zu überbrücken. So habe ich immer die Zusammenarbeit der Stiftung mit dem Staat als vorbildlich empfunden. Je weniger man sich in ungewöhnlichen Situationen auf die Routine der Institutionen verlassen kann, desto wichtiger wird das Vertrauen zwischen den Personen. Vertrauen bewährt sich besonders unter schwierigen Umständen, wie die Erfahrungen der letzten Monate mit dem Collegium Budapest gezeigt haben. Vertrauen hat zudem eine persönliche Seite. So wichtig es mir als Verwalter auch ist, dass meine Institution erfolgreich ist, persönlich glücklich fühle ich mich, wenn ich dies – bei aller sachlicher Differenz – in einer Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens realisieren kann. Dazu trägt innerhalb des Wissenschaftskollegs Kathrin Biegger wesentlich bei, aber die Zusammenarbeit mit Euch, den handelnden Personen der Stiftung, ist ganz entscheidend gewesen, und das für nunmehr mehr als 20 Jahre, mehr als die Hälfte meines Berufslebens. Ihr habt mir erlaubt, ein glücklicher Verwalter zu sein. Dafür möchte ich Euch danken."

Der Schluss ist sehr persönlich, mit dem überraschenden Bekenntnis zum Glück des Verwaltens: Als ob man es gewohnt wäre, Glück und Verwaltung unmittelbar zu verknüpfen; als ob es zum geläufigen Typus des Verwalters gehöre, nach Glück zu streben (und nicht einfach nach der Unauffälligkeit geregelter Abläufe). Aber nicht weniger persönlich ist das, was dem Bekenntnis vorausgeht. Zwar spricht Nettelbeck von allgemeinen Prinzipien, die er der Stiftung ans Herz legt: Aber es sind dieselben Prinzipien, die er

für sein eigenes Tun als maßgeblich empfindet. So gerät die allgemeine Empfehlung, ganz nebenbei und unbeabsichtigt, zum Selbstporträt.

Das Bild, das sich daraus ergibt, entspricht nur sehr bedingt dem, was man sich geläufig unter einem Verwalter vorstellt. Es beginnt mit der *Conviction*, zu der nicht nur das sorgfältige Abwägen, sondern auch und vor allem die Unabhängigkeit von Konvention und Zeitgeist gehört (von Routine ganz zu schweigen); das erfordert ein gerüttelt Maß an Freiheit und Phantasie sowie die Bereitschaft, Grenzen zu überschreiten. Wen wundert es dann, wenn an zweiter Stelle gleich der Mut steht: nicht im Sinne irrationaler Kühnheit, sondern als bedachte Risikobereitschaft; was am Ende eine gewisse Kompromisslosigkeit, zuvor aber viel Kalkül impliziert. Und schließlich *Confiance*: Hier geht es nicht um abstrakte Strukturen, sondern um konkrete Personen und um die Bindung zwischen ihnen; aber diese Bindungen gründen immer wieder in einem gemeinsamen Anliegen, in einer Sache; es mögen auch Gefühle im Spiel sein, aber der Geist bleibt nüchtern. *Dieser* Verwalter hat seinen Beruf immer als intellektuelle Herausforderung verstanden, als ein ganzheitliches Spiel, das alle seine Fähigkeiten fordert.

Nun sucht jeder sich *das* Spiel aus, das ihm am ehesten entspricht. Es mag bezeichnend sein, dass Joachim Nettelbeck eine deutliche Aversion gegen das Schachspiel bekundet: An ihm bemängelt er die Enge der Möglichkeiten sowie die Fixierung auf Vernichtung des Gegners; viel lieber hätte er Go spielen gelernt, am allerliebsten in drei Dimensionen – wenn er nur Zeit dazu gefunden hätte. Ob er in Zukunft dazu kommen wird?

Luca Giuliani ist Professor für klassische Archäologie an der Humboldt-Universität zu Berlin; Fellow des Wissenschaftskollegs 1999/2000 und 2005/06; Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats 2002–07; Rektor des Wissenschaftskollegs seit 2007.

A POSSIBLE GLIMPSE OF IRONY

STEPHEN GREENBLATT

Though I have known Joachim Nettelbeck for many years, have observed him closely in his work at the Wissenschaftskolleg, and am honored to count him as a friend, it is singularly difficult for me to describe him with any precision. The difficulty has much to do with his characteristic mode of self-fashioning. "I am only a bureaucrat; I am not an intellectual." I have heard him express this modest account of himself, in a variety of modes and in different situations, again and again, and it is only fleetingly that I have caught, or thought I have caught, the trace of an ironic smile cross his carefully composed features. I could easily be mistaken: American universities have almost no equivalent to the traditional German distinction between administrators and scholars. The categories for us being largely mobile and fungible. And even if the irony were actually there, and not merely a projection on my part, what would it signify? It would certainly not be the expression of a hidden disdain for the scholars whose work he has done so much over the years to foster. There is nothing acerbic or cynically detached in Joachim's response to that work. On the contrary, over the years I have watched him come to a dizzying number of lectures and seminars, on an almost ridiculously wide array of subjects. True, he sits quietly and apart, often positioning himself by the door in case he should be called away, and he does not raise his hand with the others and ask questions. But I am good – we are all good – at detecting the telltale signs of boredom or distaste, even on our most poker-faced friends, and that is not what I have ever witnessed.

Someone in his position must, to be sure, develop over the years a certain sense of the repertoire of moves that intellectuals in all fields tend to make in response to one another: the expression of admiration that conceals a sharp thrust; the question (or answer) that discloses a failure to understand anything of what has just been said; the endless comment that reveals a desire to be in the place occupied by someone else, and so forth. I am quite confident that Joachim could, like Shakespeare's Touchstone, list the precise "degrees" by which scholars quarrel:

The first, the Retort Courteous; the second, the Quip Modest; the third, the Reply Churlish; and fourth, the Reproof Valiant; the fifth, the Countercheck Quarrelsome; the sixth, the Lie with Circumstance; the seventh, the Lie Direct.

But this intimate knowledge does not seem to have left him sour. His self-effacing modesty and his eagerness to help others get on with their projects are absolutely genuine.

Yet there still may be a touch of irony. It may lie in all he has learned over the years, from the negotiation of the precise terms of the individual fellowships, about the secrets of academic life: the wide divergences of salaries, research funds, sabbatical leaves, and expectations. It may lie in the many local crises he must have been called upon to resolve: unexplained absences and late arrivals, cases of anxiety and writer's block, bitter enmities and, just as difficult, unexpected and deeply disruptive visits of the god of love. Perhaps too it lies in an inward understanding of all that the phrase "only a bureaucrat" actually conceals: very few people, even those who think they know something about the Wissenschaftskolleg, grasp all that the secretary, as Joachim has created the job, does. To understand and negotiate the complexities of administration in a range of governmental and academic institutions in Western and Eastern Europe, Africa, and the United States, to know the players and grasp the very different rules by which they play, to forge alliances and assuage suspicions – and to do all of this with an air of calm and quiet competence is an unbelievable task. I do not know, in my heart of hearts, how much Joachim actually registers with satisfaction the nature of his gifts and his accomplishments, but he has more than earned the right to feel some amusement at those who take his self-denigration at face value.

There are two other aspects of Joachim, more personal notes, which I want to record. The first has to do with a lunch we once had together, at the Italian restaurant in the Hagenplatz, one Sunday when I was in Berlin. We were talking about a dimly formed idea I had for a focus group on cultural mobility – an attempt, as I imagined it, to gesture toward what is so wonderfully well-served by the institution he served and helped to shape. But I was lamenting the fact that my thinking about it was so inchoate and that I could not formulate a strong core principle. Joachim gave me a peculiar look and asked if I really would be much happier with a simple idea – "the economic principle of the trade-off," he said, "so beloved of the evolutionary biologists." In taking in how cunning his question was, I suddenly grasped how well he knew me, and I grasped in a flash as well how much he had reflected on the differences between the disciplines whose work he had helped to foster.

The second note is at once broader and yet more personal still. When I first met Joachim, I had no experience of Germany and no idea what to expect of Germans of his generation. It was through my encounter with Joachim's qualities – his quiet tolerance, his sensitivity, his psychological acuity, and his decency – that I grasped something of the moral education that at least some of those born in the wake of one of the world's greatest disasters had acquired. I recognized in Joachim what my parents would have characterized with the Yiddish term *menschlikheit*.

Stephen Greenblatt ist Cogan University Professor of the Humanities, Harvard University. Fellow des Wissenschaftskollegs 1996/97; Mitglied des Akademischen Beirats 1999–2001; Permanent Fellow seit 2001.

DIE EROTIK DER VERWALTUNG
DIETER GRIMM

Bevor ich Joachim Nettelbeck kennenlernte, war ich nicht auf den Gedanken gekommen, dass Verwaltung und Erotik etwas miteinander zu tun haben könnten. Erotik *in* der Verwaltung, ja, das soll vorkommen, davon hatte ich schon gehört. Selbst aus der Verwaltung des Wissenschaftskollegs sind Ehen hervorgegangen. Da muss sich wohl in der Verwaltung vorher etwas Erotisches angebahnt haben. Aber Erotik *der* Verwaltung?

Joachim Nettelbeck führte diese Wortkombination häufig im Mund und genoss die Irritation seiner Gesprächspartner, bei denen das Wort „Verwaltung" ganz andere Assoziationen hervorrief: trocken, Staub, Aktenordner, Ärmelschoner. Doch wenn man Joachim Nettelbecks lichtes Wintergarten-Büro betrat, war von all dem nichts zu sehen. Man sah eigentlich gar nichts, das nach Verwaltung aussah, am wenigsten auf seinem Schreibtisch.

Der Schreibtisch war immer leer, so als hätte Joachim Nettelbeck nichts zu tun. Um verstehen zu können, dass dies erwähnenswert ist, muss man wissen, wie es auf meinem Schreibtisch aussieht: immer Chaos – wie ich meine, weil ich zu viel Arbeit habe. Das kann an einem Schreibtisch nicht spurlos vorübergehen. Wahrscheinlich ist es aber nur so, dass mir die Erotik der Verwaltung fehlt. Ich tue meine Arbeit mit Lust, so viel steht fest, aber vielleicht verwalte ich sie unerotisch. Das wird es sein.

Ich habe natürlich schnell herausgefunden, dass Joachim Nettelbeck mit dem leeren Schreibtisch ein glänzendes Täuschungsmanöver gelungen ist. Er arbeitet in Wirklichkeit unausgesetzt, aber er braucht den Schreibtisch dazu nur als Platz, an dem man sitzt, wenn man gerade nicht steht oder unterwegs ist. Der Schreibtisch ist ein Ort vorübergehender Sesshaftigkeit, besonders wegen des Telefons. Diese Bindung hat sich zwar mit der Erfindung des Mobilfunks gelockert, aber Joachim Nettelbeck wurde kommunikationstechnisch noch vorher sozialisiert.

Er arbeitet bei allem, was er tut. Zum Beispiel fährt er nicht nach Chamonix, um sich vom Wissenschaftskolleg zu erholen, sondern um ihm in der Einsamkeit der Piste

besonders nah zu sein. Deswegen ist der Tag, an dem er aus Chamonix zurückkommt, so gefährlich. Er steckt dann voller Ideen, wie man das Wissenschaftskolleg noch attraktiver machen könnte, und wie das, was sich nicht im Wissenschaftskolleg machen lässt, außerhalb gemacht werden könnte, aber so, dass die Verwaltung im Kolleg stattfindet.

Ich stelle mir vor, dass er am Tag seiner Rückkehr aus Chamonix sehr leidet, wenn seine Begeisterung für neu erdachte Projekte die Gesprächspartner dazu veranlasst, erst einmal in Deckung zu gehen. Vor allem Rektoren können merkwürdig uninspiriert und wagnisscheu sein. Dass Joachim Nettelbeck selbst entmutigt wirkt, erlebt man dagegen selten. Ich habe den Verdacht, dass er die Entmutigung nur vorspiegelt, damit sein Gegenüber sich genötigt sieht, ihn aufzurichten und zum Durchhalten zu ermuntern, nicht merkend, wie weit er sich damit selber einbindet.

Wenn er im Restaurant des Kollegs sitzt und sich mit Fellows oder Gästen unterhält, dann nicht, um der Arbeit für einen Moment zu entkommen, sondern weil er hofft, im Gespräch auf Ideen gebracht zu werden oder andere auf Ideen zu bringen. Wenn er Wein probiert, tut er das nur scheinbar zum Genuss, in Wahrheit aber im Interesse des Kollegs. Es muss sich den Fellows nicht nur als Ort wissenschaftlicher Produktivität einprägen, sondern als Gesamtkunstwerk. Dazu gehört auch die besondere Weinnote.

Das Wort „Alleinstellungsmerkmal“ habe ich zum ersten Mal von Joachim Nettelbeck gehört, wenn auch nicht in meinen aktiven Wortschatz aufgenommen, weil es in meinen Ohren hässlich klingt – viel Verwaltung, wenig Erotik. Aber das, was es ausdrückt, gehört zu seinen Arbeitsmaximen. Das Kolleg muss einzigartig dastehen. Wenn man einmal damit begonnen hat, dem Sinn der „Erotik der Verwaltung“ nachzuspüren, wittert man sie überall. Will nicht auch der Liebhaber bei dem Objekt seiner Begierde einzigartig dastehen?

Man darf aber nicht glauben, dass er seinen Erfahrungsschatz deswegen vor anderen verbirgt. Er hat eines begriffen, was vielen Verwaltern fehlt: Er weiß, dass man nur etwas bekommt, wenn man auch etwas gibt. So teilt er von seinem Wissen und seiner Erfahrung völlig freimütig mit, unbesorgt, dass ihm oder dem Wissenschaftskolleg dadurch etwas weggenommen werden könnte. Wie viele Institutes for Advanced Study sind wohl in den letzten zwanzig Jahren gegründet worden, ohne dass er dabei zu Rate gezogen wurde?

Im Wissenschaftskolleg gibt es eine Parole, die meines Wissens von Joachim Nettelbeck ausgegeben wurde, ja, eigentlich nur von ihm ausgegeben werden konnte, weil ein

Nicht-Erotiker nicht darauf gekommen wäre. Die Parole heißt, „Fellows first!“ Den Mitarbeitern der Verwaltung ist sie in Fleisch und Blut übergegangen, den Verwaltungsstil des Kollegs hat sie geprägt. Sie verdankt sich einem klaren Erfolgskriterium. Wichtig ist, dass die Fellows das Jahr am Kolleg am Ende als unvergleichlich empfunden haben werden und auch nicht versäumen, das weiterzusagen.

Da jeder Jahrgang eine neue Herausforderung darstellt, verlangt das einen hohen Grad an Flexibilität. Es ist erstaunlich, mit wie wenig fixierten Regeln das Kolleg auskommt. Aber natürlich geht es nicht regellos zu. Die Regeln sind jedoch weich genug, jedes legitime Bedürfnis in sich aufnehmen zu können. Am besten fallen sie gar nicht als solche auf. Neulich ging es um das Rauchen im Kolleg. Von einem längeren Memorandum zu dieser Frage blieb schließlich übrig, dass das Verhalten durch das Aufstellen und Weglassen von Aschenbechern unmerklich gesteuert wird.

Ich habe noch nicht von der zweiten Standard-Äußerung Joachim Nettelbecks gesprochen. Sie lautet: „Ich bin ja nur ein Verwalter.“ Das klingt bescheiden und ist auch so gemeint, wenngleich nicht frei von Koketterie. Doppelbödigkeit lässt sich hier wie auch sonst bei seinen Äußerungen nicht ausschließen. Man muss sich den Anspruch dazu denken, den Joachim Nettelbeck mit „Verwaltung“ verbindet. Seine Verwaltung erschöpft sich nicht darin, dass das Büromaterial nicht ausgeht und die Belege sorgfältig sortiert sind. Sie ist dienstbar, aber sie dient Großem.

Es geht – vielleicht habe ich es nun begriffen – bei der erotischen Verwaltung um die Ermöglichung einer großen Sache. Joachim Nettelbeck wollte nicht einfach Verwalter werden, er wollte Wissenschaftsverwalter werden und wusste das schon als Student. Im Wissenschaftskolleg fand er die dazu passende Institution. Im Wissenschaftskolleg kommt der Wissenschaftler wieder zu sich selbst, hier kann er wieder der Berufung innewerden, die ihn zu diesem Beruf getrieben hat, hier wächst er über sich selbst hinaus, wird besser, als er es selber von sich wusste. Alles ist darauf ausgerichtet.

Joachim Nettelbeck ist „nur“ ein Verwalter, weil er die dafür nötigen Voraussetzungen schafft, die institutionellen und die persönlichen. Er ist, ohne selbst Wissenschaftler zu sein, mit jedem Fellow im wissenschaftlichen Gespräch. Das kann freilich nur gelingen, wenn man zum Gegenstand der Verwaltung, der Wissenschaft, eine tiefe Beziehung hat. Dadurch erst wird Verwaltung zur Leidenschaft, und als Leidenschaft, die im anderen dessen Anlagen zum Vollkommeneren erkennt, ist sie erotisch. Ja, wir wollen ihm zum Schluss nicht widersprechen. Er war dreißig Jahre lang „nur ein Verwalter“. Aber was für einer!

Dieter Grimm ist Professor (em.) für Öffentliches Recht an der Humboldt-Universität zu Berlin; 1987–99 Richter des Bundesverfassungsgerichts; 1989–95 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftskollegs; Permanent Fellow seit 2000; Rektor des Wissenschaftskollegs 2001–07.

AKTEURE DER GLOBALISIERUNG
KLAUS GÜNTHER

I.

Es war ein sehr ambitioniertes Vorhaben: Die Werner Reimers Stiftung in Bad Homburg war im Laufe der 90er-Jahre, nach dem Ende des Systemgegensatzes zwischen Ost und West, in Schwierigkeiten geraten. Die Lizenzen, aus deren Verwertung die Stiftung sich finanzierte, wurden nicht mehr gebraucht. Sollte nun also dieser idyllische Ort, ein hervorragend ausgestattetes Tagungszentrum auf einem parkähnlichen Hanggrundstück in einem der schönsten Stadtviertel der einstmals souveränen hessischen Kurstadt, geschlossen werden? Zumindest das Ambiente war dem Wissenschaftskolleg in Berlin ähnlich, und es hatte ähnliche inspirierende Wirkungen entfaltet. So unter anderem auf die jährlichen Treffen der Gruppe „Poetik und Hermeneutik", die aus der Geistesgeschichte der Bundesrepublik nicht hinwegzudenken ist. Auch die Max-Weber-Gesamtausgabe wurde hier konzipiert. Um das drohende Ende abzuwenden, wurde eine Gruppe jüngerer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ins Leben gerufen, die mit Unterstützung des Bundesministeriums für Forschung geistes- und sozialwissenschaftliche Themen entwickeln sollte, deren Erforschung in längerfristigen Projekten sich lohnen würde. Diese Themen sollten den großen Förderinstitutionen Deutschlands angeboten werden, um daraus Förderprogramme zu entwickeln.

Dass diese Konstruktion zum Scheitern verurteilt war, ließ sich rasch erkennen. Während die Wissenschaftler mit großem Engagement Themen generierten und in internationalen Workshops zur Diskussion stellten, um sie dann in der Serie der „Werner Reimers Konferenzen. Suchprozesse für innovative Fragestellungen in der Wissenschaft" zu veröffentlichen, reagierten die großen Förderinstitutionen bestenfalls zurückhaltend, wohl vor allem deshalb, weil sie Eingriffe in ihre Autonomie befürchteten. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil wir – und die Reimers Stiftung – vom Bundesministerium für Forschung zwar maßgeblich unterstützt wurden, dessen Repräsentant aber eine eigene

Agenda der relevanten wissenschaftlichen Themen hatte. Der Diskussionsfreude und dem Engagement der Wissenschaftler tat dies freilich keinen Abbruch. Was wir zustande brachten, konnte sich sehen lassen,[1] nicht zuletzt dank des kundigen Managements von Ingrid Rudolph.[2]

Welche Rolle Joachim Nettelbeck bei diesem Unternehmen spielte, wurde mir als jemand, der erst nach der Gründung der Gruppe dazukam, erst später klar.[3] Er war jedenfalls stets präsent, nahm an den Diskussionen teil, ermutigte uns, gab uns mit der ihm eigenen Mischung aus Bescheidenheit und Bestimmtheit immer wieder neue Impulse und versuchte mit allen diplomatischen Künsten und zuweilen auch der nötigen harschen Kritik, zwischen den sich verhärtenden Fronten zu vermitteln. Ihm mochte ich es auch zu verdanken haben, Mitglied jener Gruppe werden zu dürfen.

Das Thema, das Shalini Randeria und ich gemeinsam mit der Gruppe entwickeln wollten, war eine Analyse der Veränderungsprozesse, die durch die Globalisierung in rechtlichen Ordnungen und ihren Kulturen ausgelöst wurden.[4] Ende der Neunzigerjahre wurde „Globalisierung" langsam zu einem Thema, die deutsche Rechtswissenschaft hatte davon allerdings, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, noch nichts gehört.[5] Umso mehr dagegen die Kulturwissenschaften und die Ethnologie. Diese thematisierten die Entwicklungen allerdings nicht, wie man dies aus einer juristischen Perspektive

---

1 S. dazu auch die Beiträge von Shalini Randeria/Andreas Eckert und Michael Werner in diesem Band.

2 Sie hatte später maßgeblichen Anteil daran, dass die Reimers Stiftung nach einigen Umwegen durch eine Kooperation mit der Goethe-Universität Frankfurt das Tagungszentrum nicht nur erhalten, sondern auch erneuern und erweitern konnte, indem es zum geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschungskolleg der Goethe-Universität wurde (www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de). Dieser Transformationsprozess wurde von Joachim Nettelbeck fördernd und beratend begleitet.

3 Details dazu in dem Beitrag von Michael Werner in diesem Band.

4 Klaus Günther und Shalini Randeria, *Recht, Kultur und Gesellschaft im Prozess der Globalisierung,* Werner Reimers Stiftung, *Schriftenreihe Suchprozesse für innovative Fragestellungen in der Wissenschaft,* Heft 4, Bad Homburg 2001. Die Wirkungen dieser Anregung Joachim Nettelbecks reichen bis in den Exzellenzcluster „Die Herausbildung normativer Ordnungen" an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (www.normativeorders.net). Vgl. Stefan Kadelbach und Klaus Günther (Hrsg.), *Recht ohne Staat?* Frankfurt am Main/New York, 2011.

5 Signifikant dafür die Ablehnung des heute als Klassiker anerkannten Aufsatzes von Gunther Teubner, „Globale Bukowina", durch eine angesehene deutsche Rechtszeitschrift für nationales und vergleichendes Privatrecht. Teubners Aufsatz ist damals dann von Dieter Simon und Marie Theres Fögen im *Rechtshistorischen Journal* Nr. 15 (1996), S. 255 ff., veröffentlicht worden, zusammen mit jenem Ablehnungsbrief.

erwarten mochte, unter dem Aspekt der Vereinheitlichung, der Herausbildung einer verschiedene Rechtskulturen übergreifenden Ordnung, wie dies mit den – trotz ihrer kulturspezifisch umstrittenen Deutungen – universalen Menschenrechten und beim Völkerstrafrecht der Fall sein mochte. Vielmehr beschleunigte die Globalisierung einen Prozess, der den Rechtsanthropologen schon aus der Entstehungsphase ihrer eigenen Disziplin vertraut war: Das Recht wird nicht einheitlicher, sondern vielfältiger, und es löst sich ab vom Staat und seinen zentralisierten Gewalten und Funktionen, vor allem der legislativen und der judikativen. Das Bild, das den Rechtshistorikern unter den Juristen noch am ehesten vertraut war, wenn sie nicht einer obsolet gewordenen Fortschrittstheorie folgten, schien auch auf die Gegenwart zu passen: Statt einer zentralisierten und vereinheitlichten staatlichen Gesetzgebung, einer hierarchisch organisierten Judikative mit einer vereinheitlichenden Rechtsprechung und einer auf Systembildung und Kohärenzerzeugung ausgerichteten Rechtsdogmatik schienen dezentralisierte rechtliche Ordnungen, die sich auf ein und demselben Feld überlappen, teilweise auch miteinander kollidieren, eher der Realität zu entsprechen. Gunther Teubner hatte dafür in Anlehnung an den Gründungs-Autor der modernen Rechtssoziologie, Eugen Ehrlich, das Wort von der „Globalen Bukowina" geprägt.

Besonderes Augenmerk galt jenen Akteuren, die jenseits oder im Schatten des Staates global die Pluralität des Rechts managen. Dazu gehören internationale Anwaltsfirmen, die Experten der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, die unzähligen Berater, die für die auf Kredite des Internationalen Währungsfonds oder der Weltbank angewiesenen Staaten, vor allem des Südens, Gesetzbücher nach westlichem Muster schaffen, um die von den Geldgebern geforderten Bedingungen zu erfüllen, aber auch die Aktivisten, die für NGOs tätig sind und für internationale Standards des Umweltschutzes oder die Beachtung der Menschenrechte sorgen.

Es waren vor allem die Akteure der Globalisierung des Rechts, die Joachim Nettelbecks Aufmerksamkeit fanden – bis zu unseren sporadischen Begegnungen in jüngerer Zeit. Dabei mochte es seltsam antiquiert, geradezu alteuropäisch erscheinen, wenn im Kontext der Globalisierung der Akzent auf die Akteure gelegt wurde. Ist die Globalisierung von allen bisherigen weltgeschichtlichen Prozessen nicht vor allem dadurch unterschieden, dass sie sich hinter dem Rücken und durch die Köpfe von Akteuren hindurch vollzieht, aber keineswegs in der Form von rationalen, durch Normen, Überzeugungen und Absichten bestimmten Handlungen? Entspricht dies nicht schon unserer Alltagserfahrung? Sind nicht systemische Prozesse, Kommunikationsströme, an denen wir als

Einzelne oder gemeinsam Handelnde nur ausführend beteiligt sind, viel eher charakteristisch? Natürlich liegt es nahe zu vermuten, dass Joachim Nettelbecks Interesse an den Akteuren daher rührte, dass er selbst ein Akteur der Globalisierung ist – der Globalisierung einer wissenschaftlichen Kommunikation, die, wenn man es ein wenig überspitzt ausdrückt, dem Ideal eines Diskurses unter gleichberechtigten Teilnehmern sehr nahe kommt. Einer wissenschaftlichen Kommunikation, deren Teilnehmer/-innen einander auf gleicher Augenhöhe begegnen und sich wechselseitig Freiheit zugestehen.

Im Folgenden möchte ich dieser Spekulation jedoch nicht nachgehen. Vielmehr geht es mir darum, das Konzept des Akteurs der Globalisierung des Rechts mithilfe einiger neuerer Arbeiten zum Rechtspluralismus und zur anthropologischen Funktion des Rechts zu präzisieren. Wenn am Ende dieser Skizze wiederum der Eindruck entstehen sollte, die hier rekonstruierten Eigenschaften und Merkmale dieses Akteurs seien denen von Joachim Nettelbeck ähnlich, so ist das ein unbeabsichtigter Nebeneffekt.

II.

Der Zustand des Rechtspluralismus besteht nach den gängigen Definitionen immer dann, wenn es in einem sozialen Feld mehr als eine rechtliche Ordnung gibt, die aus jeweils verschiedenen Quellen stammen und nebeneinander koexistieren.[6] Dabei ist es unerheblich, wodurch dieses soziale Feld im Einzelnen gekennzeichnet ist, es kann sich dabei auch um einen auf ein Territorium begrenzten Nationalstaat handeln oder um ein regionales, kulturelles, globales soziales Feld. Historisch war die Koexistenz verschiedener Rechtssysteme kennzeichnend für das mittelalterliche und frühneuzeitliche Europa mit seiner Vielheit von Territorialhoheiten, Herrschaftsrechten, Jurisdiktionen, allen voran das Nebeneinander von kirchlichem und weltlichem Recht. Die Epoche des Nationalstaates mit einem zentralisierten und hierarchisch gegliederten staatlichen Recht ist historisch gesehen vergleichsweise kurz – und zumindest die Rechtsanthropologen waren stets überzeugt, dass das zentralistische Bild des Rechts auch in dieser Epoche nicht

6 John Griffiths, „What is Legal Pluralism?“ *Journal of Legal Pluralism* 24 (1986), S. 1 ff.; Sally Engle Merry, „Legal Pluralism“, *Law and Society Review* 22 (1988), S. 869 ff.; Paul Schiff Berman, „Global Legal Pluralism“, *Southern California Law Review* 80 (2007), S. 1155 ff., Schiff Bermans Artikel ist jüngst in erweiterter Form als Monographie erschienen: Paul Schiff Berman, *Global Legal Pluralism: A Jurisprudence of Law Beyond Borders,* Cambridge, 2012.

mit der rechtspluralistischen Wirklichkeit übereinstimmte. In der Gegenwart gibt es fast kaum noch einen nationalstaatlichen Legislativakt, der nicht direkt oder indirekt beeinflusst oder mitbestimmt wäre von internationalen und supranationalen Autoritäten. Exemplarisch gilt dies für den Raum der Europäischen Union, aber auch außerhalb dieses Raumes spielen Menschenrechte oder die auf völkerrechtliche Verträge gegründeten Organisationen wie die Welthandelsorganisation eine erhebliche Rolle für die innerstaatliche Rechtspolitik. Darüber hinaus sind jedoch auch private Akteure rechtssetzend und rechtsanwendend tätig. Multinationale Konzerne geben sich ihre eigenen Regeln oder werden zu einflussreichen Quasi-Mitgesetzgebern staatlicher Rechtssetzung. In vielen sozialen Feldern, die bereits global durch moderne Kommunikationstechnologien vernetzt sind, lassen sich nicht staatliche, autonome Normsetzungsprozesse beobachten wie z. B. im Internet, im Sport, in der Wissenschaft. Viele nicht staatliche Gemeinschaften, seien sie religiöser, ethnischer oder kultureller Art, geben sich ihre eigenen Regeln.

Es gibt nicht nur eine Pluralität von Rechtsordnungen, sondern auch eine Pluralität von normativen Ordnungen überhaupt. Ein notorisches Problem der Theorien des Rechtspluralismus ist die Unterscheidung rechtlicher von anderen normativen Ordnungen moralischer, sittlicher, religiöser oder sozialer Art. Sind die freiwilligen Vereinbarungen, die multinationale Unternehmen untereinander abschließen, um z. B. bestimmte Menschenrechts- oder Umweltstandards einzuhalten, Recht oder eine bloße Konvention? Die Auskunft der Protagonisten des Rechtspluralismus ist seit jeher verblüffend einfach: Die Debatte über diese Frage sei größtenteils irrelevant, Recht sei, was die beteiligten Akteure für Recht hielten.[7] Diese Zurückhaltung hat zwar den Vorteil, den Blick für die Vielzahl unterschiedlicher normsetzender Akteure zu öffnen und zu sensibilisieren. Doch müsste eine akteurszentrierte Perspektive sich dann auch die Frage gefallen lassen, warum es den Autoren der Normsetzung so sehr darauf ankommt, dass die von ihnen gesetzten und praktizierten Normen „Recht" sind. Sie scheinen mit diesem Anspruch etwas zu verbinden, was einen zumindest symbolischen Mehrwert gegenüber anderen Arten von Normen erwarten lässt.

Einige dieser Akteure sind nicht nur einseitig normsetzend tätig, sondern operieren sehr geschickt und erfolgreich innerhalb der Pluralität von rechtlichen und anderen normativen Ordnungen. Regeln für multinationale Unternehmen lassen sich nicht ohne

7 Schiff Berman (2007), S. 1177; Brian Z. Tamanaha, „Understanding Legal Pluralism", *Sydney Law Review* 30 (2008), S. 375 ff.

Berücksichtigung von Menschenrechten oder Standards des Umweltschutzes entwickeln – anderenfalls drohen solche Unternehmen unter das unnachsichtige Monitoring von NGOs wie Human Rights Watch oder Greenpeace zu geraten, die entsprechendes Fehlverhalten in einer globalen Öffentlichkeit skandalisieren, was wiederum Verbraucher zum Boykott der Produkte dieses Unternehmens veranlasst. Auch einzelne Handlungen können unter eine Vielzahl rechtlicher und quasi-rechtlicher Normen fallen, sodass die Frage der rechtlichen Klassifikation dieser Handlung und die sich daraus möglicherweise ergebenden Rechtsfolgen davon abhängig sind, wie man das Verhältnis zwischen diesen verschiedenen, auf ein und dieselbe Handlung anwendbaren normativen Ordnungen bestimmt und gewichtet. Wer entscheidet nach welchen Normen, wenn ein Internetanbieter aus den USA in Frankreich eine Homepage mit Inhalten betreibt, die in den USA erlaubt, in Frankreich aber verboten sind? Aus der Vielzahl einander überlappender oder miteinander kollidierender rechtlicher und quasi-rechtlicher Normen sowie Autoritäten der Rechtssetzung und -anwendung entsteht nach Schiff Berman ein hybrider Rechtsraum („hybrid legal space").[8]

Denjenigen Akteuren, die sich innerhalb dieses hybriden Rechtsraumes bewegen, bleiben in den meisten Fällen zwei Türen verschlossen: Sie können ihn weder in die Richtung eines universalistischen, einheitlichen Rechts verlassen, es sei denn, es handelte sich um einen Fall, der unmittelbar und ausschließlich die Menschenrechte oder das Völkerstrafrecht betrifft. Doch auch bei den Menschenrechten sind inzwischen die Deutungskonflikte so vielfältig geworden, dass von einem Kernbereich abgesehen ein effektiver Universalismus kaum aufrechtzuerhalten ist. Die andere Tür würde den Weg in die im Westen Europas und der USA überkommene Lösung einer vereinheitlichenden Rechtssetzung durch einen Souverän eröffnen. Auch dieser Weg ist nicht völlig obsolet, zumal dann, wenn es um die Anerkennung einer nicht staatlichen normativen Ordnung durch eine souveräne Autorität geht. Aber der Prozess der Globalisierung lässt solche Lösungen immer seltener vorkommen. Was bleibt, ist die Aufgabe, den hybriden Rechtsraum intern zu managen, also die potenziell miteinander kollidierenden rechtlichen und quasi-rechtlichen Normen durch „mechanisms, institutions, procedures, practices" so miteinander zu vernetzen und zu koordinieren, dass eine Gefahr vermieden wird, die vor allem aus rechtshistorischer Perspektive oftmals beschworen wird. Bliebe es bei der unkoordinierten Konkurrenz pluraler normativer Ordnungen, dann könnten sich im

8 Schiff Berman (2007).

Kollisionsfall diejenigen durchsetzen, die über größere Machtpotenziale verfügen, und damit ihre eigenen Interessen auf Kosten anderer (und seien diese auch nur indirekt Betroffene) durchsetzen. Es käme zu einer „Refeudalisierung" der normativen Ordnungen mit asymmetrischen Loyalitätsbeziehungen und Patron-Klient-Verhältnissen.

Wer sind die Manager des hybriden Rechtsraumes, die eine globale Pluralität rechtlicher und quasi-rechtlicher Ordnungen koordinieren könnten? Es sind allen voran Rechtsexperten/-innen, die sich zwischen den verschiedenen Ordnungen bewegen und vermitteln. Dabei braucht man nicht nur an jene Akteure zu denken, die für internationale oder supranationale Organisationen tätig sind. Dazu zählen auch die vielen Rechtsaktivisten, die sich in Nichtregierungsorganisationen engagieren oder die pro bono für Entschädigungsansprüche diskriminierter oder ehemals versklavter indigener Bevölkerungen auf demjenigen rechtlichen Forum streiten, das die besten Erfolgsaussichten verspricht. Vor allem aber auch die vielen Rechtsexperten, die sich in einem beliebigen Gerichtshof mit einer Pluralität anwendbarer Ordnungen auf den vorliegenden Fall konfrontiert sehen.

Welche Eigenschaften müssen diese Akteure im hybriden Raum des Rechts aufweisen? Paul Schiff Berman hat eine Art Liste derjenigen Eigenschaften und Fähigkeiten aufgestellt, die für ein erfolgreiches Management vorauszusetzen seien. Verlangt wird die Fähigkeit und Bereitschaft „to take part in a common set of discursive forms", einander nicht als Feinde, sondern als Gegner in einer diskursiven Auseinandersetzung zu behandeln, „sharing a common symbolic space", diejenigen Prinzipien und Werte gemeinsam anzuerkennen, die jeder fairen verfahrensförmigen Konfliktlösung zugrunde liegen, spezifische Loyalitäten und Bindungen an bestimmte Gemeinschaften („Befangenheiten") offenzulegen und in extremen Fällen von massivem Unrecht „starke" rechtliche Wertungen zu vollziehen (z. B. bei Völkerrechtsverbrechen oder anderen massiven Menschenrechtsverletzungen).

Nimmt man diese Liste von Tugenden globaler Akteure im hybriden Raum des Rechts ernst, so zeigt sich, dass ein Management des globalen Rechtspluralismus auf Personen angewiesen ist, die sich zumindest auf ein Minimum von gemeinsam geteilten, wenn auch zumeist impliziten Prinzipien verständigen können. Der hybride Raum des Rechts muss in dieser Hinsicht auch ein gemeinsamer symbolischer Raum („common symbolic space") sein, und die Verfahren, in denen die Akteure einander auf gleicher Augenhöhe begegnen und das horizontale Verhältnis der rechtlichen und quasi-rechtlichen Ordnungen untereinander von Fall zu Fall bestimmen, müssen solche sein, die

faire Bedingungen der Gleichheit und der Inklusion garantieren. Das Management pluraler normativer Ordnungen ist seinerseits auf die wechselseitige Unterstellung einer normativen Ordnung angewiesen, die eine diskursive Verständigung unter Gleichen ermöglicht – einschließlich der selbstbewusst vollzogenen starken normativen Urteile über Fälle krassen Unrechts. Ein solcher Akteur ist aber nicht verschieden von jener verantwortlichen Rechtsperson, die von jedem ernsthaften Unternehmen einer rechtlichen Ordnung menschlichen Verhaltens immer schon vorausgesetzt wird. Eine prägnante Zusammenfassung dieser Voraussetzung findet sich bei Lon Fuller, für den die verantwortliche Rechtsperson zugleich das Herzstück der „inneren Moralität des Rechts" ist: „To embark on the enterprise of subjecting human conduct to the governance of rules involves of necessity a commitment to the view that man is, or can become, a responsible agent, capable of understanding and following rules, and answerable for his defaults."[9] Nach einer erhellenden Interpretation von Kristen Rundle ist dies so zu verstehen, dass die verantwortliche Rechtsperson stets sowohl in der Rolle des Normadressaten als auch in der Rolle des Autors einer Norm auftritt und vom Recht anzuerkennen sei.[10]

III.

Die globalen Rechtsakteure gehören also mindestens zwei normativen Ordnungen zugleich an: derjenigen ihrer jeweiligen Gemeinschaft(en) sowie derjenigen, die durch den gemeinsamen symbolischen Raum der Verständigung zwischen den pluralen normativen Ordnungen konstituiert wird. Nur solche Akteure, die stets in diesen beiden normativen Ordnungen zugleich operieren, werden das Management des Rechtspluralismus vor einem Prozess der Refeudalisierung des Rechts bewahren können. An der Voraussetzung einer verantwortlichen Rechtsperson ändert auch der Rechtspluralismus nichts, mit ihm steigen nur die Anforderungen, die bei jeder einzelnen normativen Operation zu bewältigen sind. Daher ist auch der Rechtspluralismus auf ein „Drittes" jenseits der pluralen dyadischen und dialogischen Beziehungen zwischen den horizontalen normativen Ordnungen angewiesen, das diese Beziehungen erst ermöglicht, indem es sie einer symbolischen Ordnung der wechselseitigen Anerkennung als Gleiche in einem fairen Verfahren

9 Lon L. Fuller, *The Morality of Law,* Oxford 1964/69, S. 162.

10 Kristen Rundle, *Forms Liberate – Reclaiming the Jurisprudence of Lon L. Fuller,* Oxford 2012, S. 97 ff.

unterwirft. Die Funktion dieses „Dritten“ hat Alain Supiot im einzelnen ausbuchstabiert.[11] Das Dritte hat eine instituierende Funktion, indem es diejenigen Identitäten garantiert, die das Recht in Gestalt der verantwortlichen Rechtsperson voraussetzen muss und in Anspruch nimmt. Und es hat die Funktion der Garantie der Versprechen („garant universel de la parole donnée“), die solche Personen einander geben, weil nur diese Garantie vor Willkür und feudaler Abhängigkeit in Schutz-gegen-Gehorsam-Beziehungen bewahrt.

Freilich bedarf es heute nicht mehr der Symbolisierung dieses Dritten in einer mächtigen überindividuellen Legal-Fiktion, sei es Gott als Weltenrichter, der wie Wotan mit seinem Speer als Garant der Verträge umherzieht, sei es der souveräne Staat als Leviathan, dem auf Erden keine Herrschaft ebenbürtig ist. Das „Recht des Rechtspluralismus“[12] ist ein implizites Meta-Recht globaler Akteure. Es ist vielleicht nicht mehr als eine Moral wechselseitiger Achtung, ohne die ein Dialog zwischen pluralen Kulturen und ihren normativen Ordnungen nicht möglich ist. Wie ein Blick auf die Vielzahl aktueller Rechtskonflikte zeigt, ist die Verführung eines grobschlächtigen und simplifizierenden Universalismus oder einer auftrumpfenden souveränen Rechtssetzung partikularer Gemeinschaften nach wie vor groß. Das implizite Meta-Recht ist etwas anderes als „infinite justice“. Es gibt bisher nur wenige, die diese Tugend auch tatsächlich leben.

Klaus Günther lehrt Rechtstheorie und Strafrecht an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und ist dort Sprecher des Exzellenzclusters „Formation of Normative Orders“; Fellow des Wissenschaftskollegs 1995/96.

11 Alain Supiot, *Homo juridicus. Essai sur la fonction anthropologique du droit,* Paris, 2005. Joachim Nettelbeck hat mich auf dieses Buch aufmerksam gemacht, das meinen Blick auf das Recht verändert hat. Mein Dank für diesen Hinweis verbindet sich mit dem Bedauern darüber, dass unsere gemeinsamen Bemühungen um eine deutsche Übersetzung bis jetzt gescheitert sind. Immerhin gibt es inzwischen eine englische Ausgabe: *Homo juridicus. On the anthropoligical function of law,* übers. v. S. Brown, London, 2007.

12 Für diese Formulierung danke ich Herrn Ralf Seinecke, M.A., Frankfurt/M.

DREI HÄUSER VERBINDEN UNS
OTTO HÄFNER

In einen, wie man es unter „Verwaltern“ schätzt, ebenso verlässlichen wie inspirierenden Arbeitskontakt haben uns in den Achtzigern zunächst zwei Häuser gebracht. Eines in Berlin, das andere in Paris.

Joachim Nettelbeck war gerade ein knappes Jahr Sekretär und das Wissenschaftskolleg in seinem zweiten Jahr, da fiel die Volkswagen-Stiftung Mitte Juni 1982 mit dem Stiftungskuratorium und allen Mitarbeitern aus Anlass ihres 20. Arbeitsjubiläums in Berlin ein: Festakt in der Staatsbibliothek mit Bundespräsident Carl Carstens, Abendveranstaltung mit Mrozeks „Botschafter“ in der Werkstatt des Schillertheaters, schließlich: 71. Sitzung des Kuratoriums im Wissenschaftskolleg („VW vergibt 32 Millionen in Berlin“).
Und wo blieb das Geschenk zum Stiftungsgeburtstag an Berlin?!

Die Volkswagen-Stiftung hatte auf einen – im Kuratorium der Stiftung übrigens nicht unumstrittenen – Antrag von Senator Peter Glotz hin die Gründung und Startphase des Kollegs finanziell ermöglicht. Die Eröffnung im November 1981 konnte mit den ersten 18 Fellows gefeiert werden. Offenkundig war jedoch noch der gravierende Mangel an geeigneten Wohn- und Arbeitsmöglichkeiten für 40 Fellows, die das Gründungskonzept für den vollen Betrieb vorsah. Schnell war klar, dass das Hauptgebäude Wallotstraße 21 bei weitem nicht ausreichte, was Peter Glotz – so Jochen Stoehr, für das Kolleg in der Senatsbehörde Dreh- und Angelpunkt beim damaligen und bei nachfolgenden Wissenschaftssenatoren – ärgerte. Der Politiker will keine Probleme.

Was lag für die Stiftung näher, als zum eigenen Geburtstag aus Hannover als Geschenk für das Kolleg ein weiteres Gebäude mitzubringen, die sogenannte Weiße Villa, Koenigsallee 21, dem Hauptgebäude direkt gegenüber. Über die ursprüngliche Inneneinrichtung des Hauses nach Maklergeschmack (mit eingebauten balinesischen Tempeltüren) und die nahezu filmreifen Kaufverhandlungen mit dem Vorbesitzer einschließlich Prozessbegleitung hat Jochen Stoehr in dem Jubiläumsband zum 25-jährigen Bestehen des Wissenschaftskollegs erheiternde Einzelheiten berichtet.

Fröhlich und witzig, wie es seine Art war, übergab Werner Remmers als Vorsitzender des Kuratoriums nach dessen Sitzung im Hauptgebäude den Schlüssel für die Weiße Villa an den Nachfolger von Peter Glotz, Wilhelm A. Kewenig, und dieser wiederum an Peter Wapnewski, dem ersten Rektor des Kollegs.

Die Weiße Villa wurde dann nach notwendigen Umbauten Ende Januar 1983 von Bundespräsident Carl Carstens eröffnet. Ein Foto in dem erwähnten Jubiläumsband zeigt ihn in offensichtlich kurzweiligem Gespräch mit Fellows des zweiten Jahrgangs. Im Hintergrund erkennbar, wie es sich für den „Verwalter" geziemt, Joachim Nettelbeck. Er hatte mit dem von Beginn an hervorragenden Mitarbeiterstab des Kollegs nicht nur den Einfall der Niedersachsen ein gutes halbes Jahr zuvor, sondern natürlich auch den hohen Besuch zur Einweihung der Weißen Villa ebenso geräuschlos wie umsichtig vorbereitet.

Ab Mitte der 80er-Jahre dann: das Haus in Paris. Genauer: „Maison Suger", 16–20, rue Suger, nahe der Metro-Station Saint-Michel, mitten im Quartier Latin. Von der Mentalität und angesichts privater Umstände ohnehin ein halber Franzose, hatte Joachim Nettelbeck gänzlich uneigennützig die Idee an die Volkswagen-Stiftung vermittelt, in Paris, getragen von der Maison des Sciences de l'Homme (MSH), ein europäisches Begegnungszentrum für die Geistes- und Sozialwissenschaften zu etablieren. Die MSH galt seinerzeit als eine der aktivsten und lebendigsten europäischen Forschungsstätten in den genannten Disziplinen. Dafür standen nicht zuletzt zwei Persönlichkeiten: Fernand Braudel als Präsident und Clemens Heller, der die MSH leitete. Heller war eine Art kommunikativer Tausendfüßler; wer mit ihm zu tun hatte, wird ihn in Erinnerung behalten. Er hatte seine Pläne dank günstiger Gelegenheit, wen wundert's, über den ihm bekannten und damals in Paris tätigen vormaligen Max-Planck-Präsidenten Reimar Lüst in die Wallotstraße transportiert.

Heller ging es darum, für die zahlreichen ausländischen Gastforscher der MSH, darunter nicht wenige jüngere Deutsche, Quartier und Arbeitsmöglichkeiten zu schaffen. Ihm war es gelungen, für das Vorhaben in der rue Suger ein größeres, im Besitz des Erziehungsministeriums befindliches Grundstück mit überwiegend baufälligen, gleichwohl zum Teil unter Denkmalschutz stehenden Gebäuden zu sichern. Ein besonderer Name für das Unternehmen fand sich auch später nicht; so blieb es beim Arbeitstitel: „Maison Suger".

Die Volkswagen-Stiftung trug ab 1986 entscheidend zu Umbau und Ausstattung der den wissenschaftlichen Aktivitäten dienenden Teile des Gebäudes bei. Auf uraltem

Pariser Grund und Boden entstand eine funktionstüchtige und komfortable Institution mit Wohnraum für nahezu 30 Wissenschaftler und damit besten Voraussetzungen für wissenschaftliche Arbeit und Kooperation in internationalen Zusammenhängen. Für ein von der Volkswagen-Stiftung zusätzlich gefördertes Stipendienprogramm zur Finanzierung von Studienaufenthalten deutscher Postdocs an der Maison des Sciences de l'Homme stand Joachim Nettelbeck wiederum als Vermittler und Ansprechpartner bereit. Drei Stipendiaten des Programms seien genannt: Ulrich Raulff, Martin Roth und Rudolf Stichweh – Namen eines personellen Netzwerkes, das bis in die jüngste Zeit für Joachim Nettelbeck auch eine Ressource seiner Tätigkeit am Wissenschaftskolleg geblieben ist.

Clemens Heller sorgte übrigens für ein Komplementärprogramm der französischen Seite; seinerzeit keine Selbstverständlichkeit in den beiderseitigen Wissenschaftsbeziehungen.

Im Juli 1990 wird die „Maison Suger" in Anwesenheit des französischen Erziehungsministers Lionel Jospin eingeweiht, begleitet von der Euphorie aller an dem Vorhaben Beteiligten angesichts der umstürzenden politischen Ereignisse in Mittel- und Osteuropa. Es kann nun wirklich von einem Haus für die Wissenschaft in Europa gesprochen werden. Ein Beirat wird gebildet, international besetzt und sorgfältig ausgewogen hinsichtlich der in Paris ansässigen und die neue Einrichtung mit unterschiedlichem Wohlwollen betrachtenden akademischen Institutionen. Letzteren wird ebenfalls die Möglichkeit der Belegung des Hauses eingeräumt.

So ist die „Maison Suger" denn auch von Beginn an stets ausgebucht. Allerdings drängen Joachim Nettelbeck und der Geldgeber aus Deutschland im Beirat darauf, der Institution über gezielte Einladungen, längerfristige Forschungsaufenthalte sowie öffentliche Ausstrahlung und Wahrnehmung ein eigenes wissenschaftliches Profil zu verschaffen. Nicht zu übersehen sind die Anklänge an das Vorbild Wissenschaftskolleg. Um es kurz zu machen: den Bemühungen war, zumal nach dem Ausscheiden von Clemens Heller aus der Maison des Sciences de l'Homme, nur mäßiger Erfolg beschieden – Verwalters Freud und Frust.

Zwanzig Jahre nach der Einweihung der „Maison Suger" wird Joachim Nettelbeck von französischer Seite mit vorbereitenden Arbeiten zur Gründung eines in Paris angesiedelten „Institut d'études avancées" betraut. Er bemüht sich darum, die „Maison Suger" mit den dort gegebenen Voraussetzungen in das projektierte Vorhaben einzubeziehen. Wie zu hören war, stieß dies bisher noch nicht auf Gegenliebe.

Vielleicht lohnt sich in dieser Sache ja ab Herbst 2012 von Le Lavenger/Chamonix aus ein neuer Anlauf. Dort steht das dritte Haus, dass mir bei guten Wünschen für den „Verwalter“ Joachim Nettelbeck als Ruheständler in den Sinn kommt.

Jochen Stoehr berichtet an anderer Stelle von der Wandergruppe aus dem Wissenschaftsbetrieb und ihren wissenschaftspolitischen Höhenflügen in dünner Luft. Die Gruppe durfte in dem schönen alt-neuen Bauernhaus, den Mont Blanc zum Greifen nahe, schon mehrfach einkehren und sich der Gastfreundschaft von Annie und Joachim erfreuen.

Otto Häfner war Leiter der Abteilung Geistes- und Gesellschaftswissenschaften der Volkswagen-Stiftung, Hannover, 1976–2000.

AUFSTIEG UND FALL EINES WEST/OST-PROJEKTES

HEINZ A. HERTACH

Unmittelbar nach der Epochenwende von 1989 hat das Wissenschaftskolleg zu Berlin die Initiative ergriffen, den wissenschaftlichen Austausch mit den bisher von Westeuropa getrennten Ländern durch Gründung eines Institute for Advanced Study in Budapest, das Collegium Budapest, zu fördern. Im Bestreben, dieses Institut möglichst als ein internationales, aus öffentlichen und privaten Mitteln finanziertes Joint-Venture in Budapest aufzubauen, gelangte der Rektor des Wissenschaftskollegs, Wolf Lepenies, auch an die Landis & Gyr Stiftung, Zug, deren Geschäftsführer ich damals war. Der Stiftungsrat, unter dem Präsidium von Hugo Bütler, entschied spontan, sich an diesem West/Ost-Projekt zu beteiligen. Da ich mich – über die finanzielle Beteiligung der Stiftung hinaus – an der praktischen Planung und Durchführung beteiligt habe, entstand eine Zusammenarbeit – vor allem mit Joachim Nettelbeck –, die sich im Verlaufe der Jahre als sehr viel spannender, aufregender, aber auch komplexer und zeitraubender erwies, als anfänglich angenommen, die aber auch privat zu einer wichtigen Begegnung wurde, welche über dieses Projekt hinausgeht.

Der nach dem Fall der Mauer im Westen vorhandene Goodwill ermöglichte es, für das Collegium-Budapest-Projekt den Berliner Senat, Baden-Württemberg, Frankreich, Österreich, die Schweiz, aber auch die Stiftungen von Thyssen, Volkswagen und Landis & Gyr sowie den Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft und etwas später auch den Stiftelsen Riksbankens Jubileumsfond als Förderer zu gewinnen. Den eigentlichen Schwierigkeiten mit diesem Vorhaben begegneten wir aber in Budapest selber.

Die erste ungarische Regierung nach dem Epochenwechsel und der damalige Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Domokos Kosáry, unterstützten das Projekt tatkräftig. Die ungarische Regierung wollte für das Projekt das ehemalige Karmeliterinnen-Kloster auf der Burg zur Verfügung stellen. Da die bisherigen Nutzer des Klosters Schwierigkeiten machten, offerierte der Präsident der Akademie als Ersatz

das alte Rathaus von Buda, in dem sich das Institut für Linguistik der Akademie befand. Die Regierung akzeptierte diesen Tausch. Offenbar war der Widerstand gegen die Benutzung des Klosters durch eine nationale Institution weniger heftig als gegen die Nutzung durch eine internationale. Zwar gab es auch gegen dieses Projekt Widerstand, doch die Regierung setzte sich durch. Nachdem diese Entscheidung öffentlich wurde, forderte der I. Bezirk von Budapest lautstark und unterstützt durch eine Medienkampagne das alte Rathaus von Buda für sich. Die Regierung blieb bei ihrem Entscheid. Dafür lehnte die Bauverwaltung des I. Bezirks zweimal unsere Eingabe für die Renovierungs- und Umbauarbeiten am renovierungsbedürftigen Rathaus ab, die schließlich dann doch – wenn auch nur teilweise – durchgeführt werden konnten.

So gestaltete sich der Aufbau des Collegium Budapest schwierig. Die offizielle Unterstützung seitens der Regierung wurde zeitweise durch Widerstand aus „unteren Rängen" neutralisiert. Wir waren die Fremden, kannten die Verhältnisse, insbesondere die bestehenden Netzwerke nicht, die von außen nur schwer zu durchschauen waren. Dazu gesellten sich rechtliche Probleme in der Phase der Transition, in welcher sich das Land gerade befand. Das Projekt stand in der Aufbauphase mitunter auf Messers Schneide. Wir waren zeitweise entmutigt.

Nicht so Joachim Nettelbeck. Unermüdlich hat er sich den immer neuen Schwierigkeiten gestellt, unermüdlich hat er, als der überaus gewiegte Jurist, der er ist, die ihm nicht vertrauten Situationen genau analysiert. Er hat Argumente gegen das Projekt im Allgemeinen oder im Einzelnen unermüdlich und findig entkräftet; wenn dies nicht gelang, Varianten des Vorgehens ausgearbeitet. Er hat sich dabei auch als erfolgreicher Diplomat entpuppt.

Und er hat sein Ziel erreicht. Das Collegium Budapest konnte im Herbst 1991 seine Arbeit aufnehmen. Das Institut erfreute sich bereits nach kurzer Zeit internationalen Ansehens. Dies war nicht zuletzt auch das Verdienst von Wolf Lepenies und Joachim Nettelbeck, die dank ihrer internationalen Netzwerke herausragende Wissenschaftler aus Europa und den USA zu einem Aufenthalt als Fellow in Budapest motivieren, aber auch Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kultur (wie z. B. drei Nobelpreisträger) als Referenten für das Collegium Budapest gewinnen konnten. Das Institut wurde zu einem leuchtenden Punkt auf der weltweiten Wissenschaftskarte. Lord Dahrendorf schloss seinen Evaluationsbericht 1995 wie folgt: „My main conclusion is that the Collegium Budapest as it stands at the moment is one of the notable success stories of Western initiatives in East Central Europe and that it deserves further support." Für viele ungarische

Geisteswissenschaftler, die unter der 40-jährigen Isolation gelitten hatten, war das Collegium Budapest ein hoffnungsvolles Zeichen des Aufbruchs, ein Tor, das den Anschluss an die Welt ermöglichte.

Doch auch dieser Höhenflug des Instituts befreite Joachim Nettelbeck nicht von der Last weiterer Budapester Aufgaben. Ursache dafür war meine Idee, dem Collegium Budapest zu einem Gästehaus zu verhelfen, um die über die ganze Stadt verstreut lebenden Fellows – teils mit Familien – an einem Ort, möglichst nahe des Instituts, unterbringen zu können. Damit sollte der im Institut bestehende persönliche Kontakt der internationalen Gemeinschaft auch außerhalb des Instituts erleichtert werden. Joachim Nettelbeck und ich haben im Hinblick auf die Schaffung eines solchen Gästehauses mehrere Objekte im Burgbezirk erfolglos besichtigt. Dank dem Hinweis eines Nachbarn des Instituts wurde ich auf ein überbaubares Grundstück aufmerksam, das nur fünf Gehminuten vom Collegium Budapest entfernt war. Besitzer waren die Hauptstadt und der I. Bezirk. Die Hauptstadt war bereit, dem Institut seinen Teil zur Verfügung zu stellen. Der Verkauf musste über eine öffentliche Ausschreibung erfolgen, in deren Rahmen das Gründstück erworben wurde. Dagegen war der I. Bezirk zu einem Verkauf seines Teils nur bereit, wenn das Collegium Budapest im Gegenzug auf die Nutzung des alten Rathauses von Buda verzichtet, was wir weder konnten noch wollten. Über zwei Jahre dauernde Gespräche mit drei sich rasch ablösenden Bürgermeistern führten schließlich doch noch zu einem Vertragsentwurf.

Planung und Realisierung des Gästehauses führten erneut zu zahlreichen Schwierigkeiten mit den für den Bau zuständigen Instanzen, aber auch finanzieller Natur. Es war ein großes Glück, dass zwei in Stockholm domizilierte Wallenberg-Stiftungen bereit waren, das seitens des I. Bezirks und der Denkmalpflege genehmigte Bauprojekt voll zu finanzieren. Die Stifterfamilien taten dies im Andenken an ihr Familienmitglied, den Diplomaten Raoul Wallenberg, der in den frühen 40er-Jahren in Budapest durch die Ausgabe von internationalen Schutzbriefen Hunderte von Juden vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Das 2001 im Beisein der schwedischen Prinzessin Christina und einer Schwester von Raoul Wallenberg eröffnete Haus trägt, im Andenken an diesen mutigen Diplomaten, den Namen „Raoul Wallenberg Guesthouse“. Es wurde schnell zu einem positiven, unverzichtbaren Bestandteil des Collegium Budapest.

Nach Abschluss des Baus folgten während zehn Jahren Auseinandersetzungen mit den sieben Besitzern des Nachbarhauses bezüglich der Entschädigung für die während unseres Baus an ihrem Haus entstandenen Schäden. Joachim Nettelbeck war erneut ge-

fordert, durch das Studium von Gutachten, Gegengutachten, Diskussionen mit dem Architekten und Baufachleuten sowie Beratungen mit unseren ungarischen Anwälten im Zusammenhang mit den zwei letztlich unumgänglich gewordenen Gerichtsverfahren in dieser Sache. Joachim Nettelbeck hat sich hier nochmals mit bewundernswertem Engagement eingesetzt.

Am Ende der 90er-Jahre wurde es zunehmend schwieriger, den Betrieb des Collegium Budapest weiter zu finanzieren. Finanzprobleme der öffentlichen und privaten Hände zeichneten sich in ganz Europa ab, der Goodwill für Mittel- und Osteuropa war am Schwinden; Ungarn war 2004 Mitglied der Europäischen Union geworden. Die ungarische Regierung distanzierte sich immer mehr von diesem partnerschaftlichen West/Ost-Joint Venture. Die 2010 angetretene Regierung stellte sogar alle Zahlungen an das Institut ein. Die Akademie der Wissenschaften verlangte das alte Rathaus für sich zurück. Im Sommer 2011 musste das Collegium Budapest aus dem alten Rathaus von Buda ausziehen.

Joachim Nettelbeck wollte sich mit diesem Ende nicht abfinden. Er erarbeitete ein Konzept für ein redimensioniertes Collegium Budapest im Raoul Wallenberg Guesthouse und kämpfte hartnäckig für diese Idee. Sein Einsatz hat sich gelohnt. Die private und unabhängige Central European University war bereit, das Collegium Budapest im Raoul Wallenberg Guesthouse als unabhängiges Institut for Advanced Study unter ihrem Dach weiterzuführen.

Ende 2011 jedoch entzog der neue Bürgermeister der Hauptstadt Budapest dem Institut die Bewilligung zur weiteren Verwendung des Namens „Budapest“. Das einstige Vorzeigemodell eines West/Ost-Joint Venture ist heute nur noch ein Programm der CEU.

Joachim Nettelbeck hat seine reichen Erfahrungen mit dem Aufbau von Wissenschaftsinstituten während 20 Jahren dem Collegium Budapest zur Verfügung gestellt. Er hat für dieses erste Institute for Advanced Study im ehemaligen Ostblock eine enorme Arbeit geleistet. Das jähe Ende des Collegium Budapest wird ihn – wie zahlreiche Mitstreiter – mit Enttäuschung erfüllen. Was bleibt, ist die Genugtuung, dass es unmittelbar nach der Wende gelungen war, einen internationalen Wissenschaftsaustausch auf hohem Niveau zu realisieren, damit verbunden auch einen attraktiven Ort der freien Begegnung zu schaffen. Dass ein internationaler und unabhängiger Ort geisteswissenschaftlichen Forschens wie das Collegium Budapest im heutigen Budapest keinen Platz mehr hat, können wir nur zur Kenntnis nehmen. Und bedauern.

Heinz A. Hertach war 1969–88 Generalsekretär der Landis & Gyr Gruppe in Zug; nebenamtlicher Geschäftsführer der 1971 gegründeten Landis & Gyr Stiftung; 1988–2001 vollamtlicher Geschäftsführer und 2001–06 Mitglied des Stiftungsrates der Landis & Gyr Stiftung.

„VERWALTUNG IST EINE NOBLE FUNKTION“
JÜRGEN KOCKA

„Kommen Sie denn überhaupt noch zur Arbeit?“ Kurz nachdem ich die Leitung des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB) übernommen hatte, fragte mich dies mitleidig ein angesehener Historiker-Kollege im Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität, dem ich weiterhin angehörte. Eingespannt in meine neuen Aufgaben und bedrängt von einem eng gefüllten Terminkalender brauchte ich ein paar Überraschungssekunden, bevor mir klar wurde, was der Kollege meinte: „Arbeit“ bestand aus seiner Sicht aus Forschung und wissenschaftlicher Produktion, vielleicht noch aus Lehre und fachlichen Vorträgen, während die Leitung einer wissenschaftlichen Institution, die Direktion wissenschaftlicher Projekte und die Verwaltung von Wissenschaft von der eigentlichen Arbeit des Wissenschaftlers nur ablenkte, ihr letztlich im Wege stand.

Viele Wissenschaftler denken so. Angesichts des drückenden Aufwands zeitraubender Gremiensitzungen, des gewachsenen Volumens regelmäßiger Anträge, Berichte und Evaluationen, des Mobilisierungsdrucks dekretierter institutioneller Dauerreformen und des Wusts an ständig zunehmender Kommunikation in der immer dichter vernetzten akademischen Welt ist diese Haltung auch sehr verständlich. Sie leuchtet ein Stück weit ein, wenn man weiß, wie entscheidend – jedenfalls in den Geisteswissenschaften – die Möglichkeit zu ungestörter, langgestreckter, durchaus vereinsamender Konzentration auf ein einziges, wenn auch komplexes Forschungs- oder Darstellungsproblem für dessen angemessene Behandlung sein kann, wie unersetzlich lange Phasen der individuellen Lektüre, des selektiven Sammelns, des Nachdenkens, des Schreibens für Hochleistungen sind, wie viel asketischen Verzicht auf Betriebsamkeit, Kommunikation und tagtägliche Anerkennung es braucht, wenn man ein neuartiges Problem gefunden hat und bearbeiten will, wenn man einer ungewöhnlichen Sicht auf bekannte Befunde zum Durchbruch verhelfen möchte oder ein *magnum opus* vorzulegen im Begriff ist. Originelle Spitzenleistungen entstehen selten ohne eine gewisse Verbohrtheit, die sich nur als selbst

gewählte Vereinzelung auf Zeit und temporärer Verzicht auf intellektuelle Geselligkeit realisieren lässt, mit so wenig Ablenkung durch verwaltende, koordinierende und organisierende Pflichten wie möglich. Auch genießt man es sehr, wenn man den unter solchen Bedingungen erarbeiteten Text endlich vor sich liegen hat: Mühen, Freuden und Sinn persönlicher wissenschaftlicher Arbeit.

Die Gründung des Wissenschaftskollegs zu Berlin, das Joachim Nettelbeck mehr als drei Jahrzehnte lang mitgeleitet und mitgeprägt hat, verdankt sich ja zum Teil solchen Überzeugungen. Es hat den eingeladenen Fellows immer auch den erhofften Freiraum zu bieten versucht, den routinemäßigen Pflichten des akademischen Alltags auf Zeit zu entkommen und sich individuell wiederzufinden. Zum anderen – und wichtigeren – Teil verdankt sich das Kolleg aber der gegenläufigen, zumindest der ergänzenden und relativierenden Überzeugung, dass auch die geisteswissenschaftliche Spitzenleistung nicht nur und nicht primär ein Produkt einsamer Originalität ist, sondern erst durch Kommunikation zwischen Personen mit unterschiedlichen Erfahrungen, Qualifikationen und Perspektiven ermöglicht und in kommunikativen Konstellationen realisiert wird, die eröffnet, gestaltet und bisweilen auch geplant werden müssen. Nicht nur Freisetzung für individuelle Kreativität, sondern auch Teilhabe am jeweiligen Fellow-Jahrgang bot und bietet das Kolleg den Eingeladenen, darin lag und liegt seine *raison d'être* vor allem.

In der Tat: auch für Historiker sind das monatelange Untertauchen im Archiv, der trotzige Rückzug an den heimatlichen Schreibtisch und die ungestörte Niederschrift der nächsten Abhandlung, sei es für das Fachjournal, sei es als Monografie, nicht alles. Kommunikation mit anderen – in wechselnden, heterogenen, breiten Zirkeln – ist absolut zentral: fürs Finden der zündenden Idee, als Widerlager der eigenen Thesen, als permanente Prüfungsinstanz, als Resonanzboden des eigenen Nachdenkens. Auch in den Geisteswissenschaften sind es nur selten die großen, genialen und einsamen Einzelleistungen, viel häufiger dagegen koordinierte Projekte oder sich ergebende Kooperationsnetze, die über Zusammenarbeit oder doch Austausch das Fach, das Wissen, die Wissenschaft voranbringen. Und wer auf Wirkung über den engsten Kreis der nächsten Fachkollegen hinaus hofft, wird sich um die Vermittlung seiner Ergebnisse in die fachliche und überfachliche Öffentlichkeit hinein bemühen, in vielfältiger Form, nicht nur über die Lehre. Wer wissenschaftlich etwas zu bieten hat und an die eigene Wissenschaft glaubt, wird sich mit der Abfassung quellengesättigter Spezialstudien für den kleinen Kreis benachbarter Spezialkenner nicht begnügen wollen, sondern auf sein Fach allgemein, dessen Stellung im Kanon der Fächer und den Platz der Wissenschaften in der Öffentlichkeit

Einfluss nehmen wollen – als Wahrnehmung eines Wissenschaftsbürgerrechts im Kontext der Zeit, in der man lebt. Versteht man die Wissenschaftlerrolle so, dann gehören zu ihr viel Kommunikation, Koordination, Organisation und auch Verwaltung. Es wäre nicht schwer, dies an den Berufsbiografien herausragender Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen des letzten Jahrhunderts, vor allem aber der letzen Jahrzehnte und Jahre zu demonstrieren.

Doch sei eingeräumt, dass die tatsächliche Verknüpfung fachwissenschaftlicher Höchstleistungen mit der erfolgreichen Leitung und Koordination wissenschaftlicher Institutionen meist nicht ohne Spannung gelingt, denn die unterschiedlichen Tätigkeitsbereiche folgen teilweise verschiedenen Logiken, und der Sog zur Spezialisierung wird immer mächtiger. Besonders an den Spitzen wissenschaftlicher Institutionen, zum Beispiel in der Leitung von Universitäten, finden sich zwar weiterhin herausragende Fälle der geglückten Verbindung zwischen fachwissenschaftlicher Exzellenz und Leitungs- bzw. Verwaltungsfähigkeit erster Güte, doch immer häufiger lässt sich in jüngster Zeit umgekehrt beobachten, dass beide Rollen nicht mehr gleichmäßig in ein und derselben Person amalgamiert werden können, vielmehr Gelehrsamkeit und Leitungserfolg, fachwissenschaftliche und administrative Exzellenz in Konkurrenz zueinander treten und zu Prioritätsentscheidungen zwingen – auf Kosten der einen oder der anderen Seite.

Umso interessanter ist es deshalb, wenn man beobachten kann, wie Wissenschaft und Wissenschaftsverwaltung an der Spitze von wissenschaftlichen Institutionen arbeitsteilig und erfolgreich zusammengeführt werden. Geradezu modellhaft scheint dies zwischen den 1950er- und den 1980er-Jahren in Paris gelungen zu sein, wo sich der Historiker Fernand Braudel und der Wissenschaftsverwalter Clemens Heller die Leitung zunächst der Sixième Section an der École Pratique des Hautes Études und dann der Maison des Sciences de l'Homme teilten. Es ist ihr erfolgreiches Zusammenspiel, das die einzigartige Ausstrahlungskraft jener Institutionen ermöglichte. Aber Braudels große Leistungen sind berühmt geworden, während Hellers Schaffen mehr im institutionellen Innenraum verlief, jedoch jüngeren Wissenschaftsverwaltern wie Joachim Nettelbeck als bewundertes Vorbild diente. Wer zukünftig die Geschichte des Berliner Wissenschaftskollegs schreibt, wird dem Zusammenspiel zwischen dem jeweiligen Rektor und Joachim Nettelbeck besondere Aufmerksamkeit widmen, der als „Sekretär" des Kollegs mehr als dreißig Jahre lang vorgeführt hat, wie untrennbar durchsetzungsfähige Politik und gekonnte Verwaltung verzahnt sind, wie kunstvoll und anspruchsvoll Verwaltung sein kann und wie wenig Spannung zwischen Wissenschaft und Verwaltung bestehen muss.

Nicht nur als „Permanent Fellow“ des Wissenschaftskollegs zwischen 1991 und 2000, auch vorher und nachher konnte ich das Zusammenspiel von Rektor und Sekretär fasziniert beobachten. Anlassgemäß beschränken sich die folgenden Bemerkungen auf den stärker administrativen Part in diesem Wechselspiel, also auf Joachim Nettelbecks Rolle. Ich formuliere die Beobachtungen rückblickend in der Vergangenheitsform, obwohl die meisten auch für heute noch zutreffen dürften.

Zweifellos war es die Sache des jeweiligen Rektors, das Bild des Kollegs in der Öffentlichkeit zu prägen und damit eine zentrale Existenz- und Erfolgsbedingung der Institution zu sichern. Dabei trat der Sekretär regelmäßig ganz in den Hintergrund. Joachim Nettelbeck scheint dies nicht schwer gefallen zu sein. Selbstredend war es die Verantwortung des Rektors, die grundsätzlichen programmatischen, politischen und personellen Entscheidungen zu treffen und gegenüber den kontrollierenden Gremien und Instanzen zu vertreten. Aber an der Vorbereitung und Nachbereitung fast aller Entscheidungen war der Sekretär erheblich beteiligt, dies galt auch für die Auswahl der Fellows, das Kerngeschäft, so gewichtig dabei auch die Rolle des Wissenschaftlichen Beirats immer war. Zwischen Vorbereitung, Substanz und Nachbereitung von Entscheidungen verlief meist nur eine hauchdünne, nicht undurchlässige Scheidelinie. Vieles hing dabei von Gesprächskonstellationen ab, die oft keinem bestimmten Zweck dienten, sondern gewissermaßen auf Vorrat stattfanden und Möglichkeitsspielräume schufen, die erst viel später in zunächst nicht klar voraussagbarer Weise genutzt werden konnten (oder auch nicht). Joachim Nettelbeck war ein Meister der Vorbereitung solcher Gesprächskonstellationen, mit viel Möglichkeitssinn zunächst und genug Erinnerungsvermögen später, wenn es darauf aufzubauen galt.

Zu den Aufgaben des Sekretärs gehörte vieles, was ich nicht mitverfolgte, so die Organisation und die Leitung der inneren Verwaltung des Kollegs. Ich weiß nur, dass sie fabelhaft funktioniert hat und den aus der Universität kommenden, an universitäre Verwaltung gewohnten Fellow mit dankbarer Bewunderung erfüllte. Sie war das Resultat nicht nur der vorteilhaften Ausstattung des Kollegs, die in Gesprächen mit Zuwendungsgebern immer wieder zu sichern war, sondern auch von ungemein glücklichen, für den Umgangsstil im Kolleg zentralen Personalauswahlentscheidungen wie von unzähligen Entscheidungen über Verfahren, Organisation und Anschaffungen. Joachim Nettelbeck hatte viel Sinn fürs konkrete Detail.

So sehr auch die Außenpolitik der Institution vom Rektor gestaltet wurde, so wichtig waren andererseits die Kontakte, Kommunikationswege und Verständigungen auf mittlerer Ebene zu und mit Personen in anderen Verwaltungen, in der Stadt, im Land,

im Bund und in zahlreichen wissenschaftlichen und wissenschaftsfördernden Institutionen, innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. Jeder Kenner des Verwaltungshandelns weiß, wie wenig unpersönlich es – entgegen manchen theoretischen Annnahmen – in Wirklichkeit ist. Nicht nur in der Wissenschaft, auch in der Wissenschaftsverwaltung zählt an exponierter Stelle die einzelne Person. Weil das so ist, gehören intensive Personalkenntnisse, stille Diplomatie, viel Takt und die Fähigkeit zur Pflege von Kontakten zum Rüstzeug des leitenden Wissenschaftsverwalters. Joachim Nettelbeck beherrschte dies souverän und zugleich in einer Weise, die die Grundsätze und Verfahrensregeln öffentlicher Verwaltungen nicht verletzte und überdies die Prärogative des entscheidenden, verantwortlichen Rektors respektierte. Dies ist eine große Kunst.

Schließlich: Ich habe Joachim Nettelbeck als leidenschaftlichen Gründer kennengelernt und möchte dies nur an einem Vorgang erläutern, den ich wahrnahm und an dem ich beteiligt war, als ich dem Wissenschaftskolleg bereits nicht mehr angehörte, sondern das WZB leitete: an der institutionellen Verankerung transregionaler Studien in Berlin im Jahrzehnt nach 2000. Die zugrunde liegenden Ideen – die Vision einer grenzüberschreitenden Forschung nicht nur *über* andere Länder und Zivilisationen, sondern auch mit Wissenschaftlern aus diesen Regionen, das Programm einer neuartigen Zusammenführung von disziplinärem und regionsspezifischem Wissen, die produktive Infragestellung von westlichen Konzepten, Theorien und Sichtweisen durch Konfrontation mit nicht-westlichen Befunden und Erfahrungen sowie die Hoffnung auf daraus folgende Innovation durch Verknüpfung und Anverwandlung – waren lange im Wissenschaftskolleg bedacht, diskutiert und entwickelt worden. Im Projekt „Agora", das wir zur Jahrtausendwende zusammen mit global interessierten jüngeren Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern betrieben, wurden diese Ideen praktisch weiterentwickelt, mit erheblichen Folgen für die grenzüberschreitende Öffnung der beteiligten Wissenschaften. Für die Geschichtswissenschaft brachte „Agora" die Hinwendung zur Globalgeschichte.[1] Als nun auf Initiative von Günter Stock und unter Teilnahme von Vertretern der wichtigsten Berliner Wissenschaftsinstitutionen eine „Wissenschaftskommission" gebildet wurde, die eine Bestandsaufnahme der wissenschaftlichen Forschung in Berlin erarbeiten und dem Berliner Senat vielversprechende Innovationsmöglichkeiten vorschlagen sollte, war es Joachim Nettelbeck, der diese institutionelle Chance erkannte und in unzähligen kon-

1 Vgl. Dieter Grimm und Reinhart Meyer-Kalkus (Hg.), *25 Jahre Wissenschaftskolleg zu Berlin 1981–2006,* Berlin: Akademie Verlag, 2006, S. 206 f.

struktiven Kontakten darauf hinarbeitete, dass in den ausführlichen Diskussionen dieser Kommission und mit Unterstützung der entscheidenden Institutionen der Vorschlag eines „Forums Transregionale Studien“ entstand. Dieses ist nach langen Verzögerungen aufgrund hinhaltenden Widerstands vor allem aus der Freien Universität schließlich im Zusammenwirken von Berliner Wissenschaftsinstitutionen und Berliner Wissenschaftspolitik eingerichtet worden; man kann hoffen, dass es demnächst dauerhaft finanziert wird. Damit ist Berlin zu einem Zentrum eines neuen Typs grenzüberschreitender Sozial- und Geisteswissenschaften mit großen Zukunftsperspektiven geworden. Viele andere Resultate Nettelbeck'scher Gründertätigkeit könnten angeführt werden.

Nicht ohne Koketterie hat Joachim Nettelbeck immer wieder geäußert, er sei ja „nur ein Verwalter“. Aber er schrieb auch: „Verwaltung ist kein Schimpfwort, sondern eine noble Funktion“.[2] Wissenschaftsverwaltung auf diesem Niveau erfordert härteste Arbeit. Joachim Nettelbeck leistet sie. Sie setzt viel Kenntnis und Verständnis dessen voraus, was in den Wissenschaften geschieht und ansteht. Joachim Nettelbeck – als Jurist wie auch als Soziologe qualifiziert – hat die Entwicklungen in verschiedenen Disziplinen sorgfältig mitverfolgt; aufgrund weitgespannter Interessen, kontinuierlicher Lektüre und vielfacher Gesprächserfahrungen besitzt er Kenntnis und Urteil in vielen Bereichen der Wissenschaft. Zu dieser Art von Wissenschaftsverwaltung gehören Kenntnis und Kritik, Wirklichkeitssinn und Möglichkeitsbewußsein zugleich. Joachim Nettelbeck besitzt viel davon. Verwaltung gilt zu Recht als Alltag der Politik. In der von Joachim Nettelbeck praktizierten Qualität war und ist sie der Alltag, die Wirklichkeit der Leitung, ein zentraler Bestandteil des wissenschaftlichen Lebens und eine große Kunst.

Jürgen Kocka ist Professor (em.) der Geschichte der Industriellen Welt. Fellow 1988/89; Permanent Fellow 1991–2000; Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung 2000–07.

2 „Die gute Verwaltung der Wissenschaft,“ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 7. Dezember 2011, S. N 5.

KENNERSCHAFT UND KÖNNERSCHAFT: JOACHIM NETTELBECK UND DIE HÖHERE KUNST DER WISSENSCHAFTSVERWALTUNG

WILHELM KRULL

Denn so viel ist unser Leben für ein wahres Leben zu schätzen,
als man darin wohl tut.
Gottfried Wilhelm Leibniz, *Von der Weisheit* (1693)

Der Wissenschaft zu dienen, insbesondere den kreativsten Forscherinnen und Forschern möglichst optimale Rahmenbedingungen für ihre Arbeit zu verschaffen, gehört seit langem zum professionellen Selbstverständnis des Wissenschaftsverwalters *par excellence* Joachim Nettelbeck.

Aus der Vielzahl der Lobeshymnen ehemaliger Fellows des Wissenschaftskollegs sei hier nur ein vergleichsweise nüchternes Statement aus dem Jahrbuch 2010/11 zitiert: „A recap of my experiences at Wiko must start with a heartfelt thank you to the wonderful staff. I don't know how you manage it, but you create such a comfortable, unencumbered environment that it is virtually impossible not to flourish in any scholarly pursuit." (Mary Poss, S. 212). Der Auf- und Ausbau einer Infrastruktur, die flexibel auf die jeweiligen Bedürfnisse der Fellows einzugehen vermag, ist zweifellos das verwaltungsstrategische Werk Joachim Nettelbecks. Die immer aufs Neue gelingende Umsetzung in gelebte Alltagspraxis wird ihm dadurch erleichtert, dass er für alle Bereiche – von der Bibliothek über die Küche bis hin zur Fellowauswahl und -betreuung – hervorragend qualifizierte und jeweils aus sich heraus zu exzellenter Leistung motivierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gewinnen konnte. Gemeinsam sorgen sie dafür, dass das Wissenschaftskolleg in Wissenschaftskreisen den Ruf genießt, weltweit eines der forschungsfreundlichsten Institutes for Advanced Study zu sein.

Doch nicht vom Wirken Joachim Nettelbecks im Innern des Wissenschaftskollegs soll im Folgenden die Rede sein, sondern von seinen weit über die eigene Institution hinaus

reichenden Aktivitäten, etwa beim Aufbau neuer Institutes for Advanced Study in Mittel- und Osteuropa sowie im Kontext der Exzellenzinitiative, aber auch von seinem tatkräftigen Engagement für die Verbesserung der Umfeldbedingungen des wissenschaftlichen Nachwuchses, vor allem in den Geistes- und Sozialwissenschaften.

I. Freiraum für neues Denken in Institutes for Advanced Study

Nach den revolutionären Umbrüchen in Mittel- und Osteuropa und der deutschen Wiedervereinigung wurde alsbald deutlich, dass insbesondere in weiten Teilen der Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch darüber hinaus im gesamten Wissenschaftssystem und dessen jeweiligem gesellschaftlichen Umfeld ein enormer Bedarf an intellektueller Erneuerung bestand, der nicht allein durch Bibliothekshilfen, Auslandsstipendien oder Gastprofessuren befriedigt werden konnte. Sehr früh erkannten Wolf Lepenies und Joachim Nettelbeck, dass es unumgänglich sein würde, je spezifisch zu adaptierende Wissenschaftskolleg-ähnliche Strukturen vor Ort aufzubauen, um eine nachhaltige Wirkung auf das jeweilige intellektuelle Milieu zu erzielen und nicht zuletzt der Gefahr vorzubeugen, dass die dortige Wissenschaft ihre besten Forscher/-innen verliere.

Bereits im Jahre 1990 ging seitens des Wissenschaftskollegs ein erster Antrag auf Förderung der wissenschaftlich-technischen Ausstattung des neu gegründeten Collegium Budapest bei der Volkswagen-Stiftung ein. Beantragt und bewilligt wurden schließlich 925.000 DM. Damit sollten in der Mitte des zusammenwachsenden Europas nach dem Vorbild anderer Institutes for Advanced Study die infrastrukturellen Voraussetzungen dafür geschaffen werden, hochrangigen Gelehrten und vielversprechenden Nachwuchswissenschaftler(inne)n eine attraktive Gelegenheit zu eigener Forschung in einem internationalen, intellektuell anregenden Umfeld zu bieten. Durch die Begegnung herausragender Wissenschaftler(innen) aus Ost und West sollte dabei zugleich die Chance genutzt werden, in der Nachkriegszeit voneinander getrennte kulturelle und wissenschaftliche Traditionen wieder zusammenzuführen.

Als bemerkenswert weitsichtig erweist sich auch heute noch die Passage im damaligen Antrag, die den wissenschaftspolitischen Begründungszusammenhang der Initiative erläutert: „Auch in der Kultur- wie in der Wissenschaftspolitik sollte es selbstverständlich sein, die engere Zusammenarbeit mit den Ländern Mittel- und Osteuropas nicht unter das Motto zu stellen: *Wir helfen Euch!,* sondern unter das Motto: *Wir brauchen einander!* Von den Kulturleistungen seiner mittel- und osteuropäischen Nachbarn hat der Westen bereits

zu Zeiten politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Rückständigkeit profitiert. Eine Wissenschaftspolitik in gesamteuropäischer Perspektive, die auf lange Zeit noch Wissenschaftshilfepolitik sein wird, muss in unserem eigenen Interesse auf eine Stärkung der lokalen Wissenskulturen in den Ländern Ost- und Mitteleuropas abzielen." Letzteres stand dann auch in den folgenden Jahren im Vordergrund des Aufbaus vergleichbarer, aber noch stärker auf ihr jeweiliges Umfeld und dessen Erneuerungsbedürfnisse zugeschnittener Institutes for Advanced Study in Bukarest, Sofia und St. Petersburg.

In der Aufbauphase wurde das Collegium Budapest zunächst als unselbstständige Einrichtung der Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter geführt und in administrativ-organisatorischer Hinsicht umfassend durch Mitarbeiter des Wissenschaftskollegs unterstützt. Nur so konnte ein schneller und flexibel gestalteter Zielerreichungsprozess gewährleistet werden. Hervorzuheben ist dabei auch die breit angelegte Einbindung europäischer Partnerinstitutionen aus dem öffentlichen und privaten Bereich in die Finanzierung der Startphase, z. B. der Länder Berlin und Baden-Württemberg, der französischen, österreichischen, schweizerischen und ungarischen Regierungen sowie der Fritz Thyssen Stiftung und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, der Zuger Kulturstiftung Landis & Gyr sowie bald danach auch der Schwedischen Reichsbankstiftung. Die vielfältigen Finanzierungsquellen (die in ähnlicher, wenngleich bescheidenerer Konstellation ab 1994 auch für das New Europe College in Bukarest erschlossen wurden), gepaart mit einer klug ausbalancierten Governance sicherten zugleich die Unabhängigkeit und den Schutz der Institution vor allzu vordergründigen Versuchen der zumeist parteipolitisch motivierten Einflussnahme auf die Festlegung thematischer Schwerpunkte und die Auswahl der jeweiligen Fellows.

Dem Collegium Budapest ist es im Laufe der 90er-Jahre erstaunlich rasch gelungen, sich als ein besonders stimulierendes, intellektuelles Zentrum für neue Fragestellungen in einem weiten Spektrum der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften sowie der theoretischen Naturwissenschaften (vor allem in der Biologie) zu etablieren. Die jährlich etwa 20 Fellows aus dem In- und Ausland haben offenbar die Atmosphäre in den Räumen des ehemaligen Karmeliterklosters und früheren Rathauses im Budapester Burgviertel ähnlich begeistert genossen wie im Wissenschaftskolleg. Ihre Lobeshymnen auf die intellektuelle und infrastrukturelle Anziehungskraft der Institution klingen jedenfalls wie ein nicht allzu fernes Echo der Berliner Kolleginnen und Kollegen.

Eine unabhängige Zwischenevaluation des Collegium Budapest im Jahre 1995 konnte Lord Dahrendorf daher zu Recht mit der Bemerkung abschließen: „My main conclusion

is that the Collegium Budapest as it stands at the moment is one of the notable success stories of Western initiatives in East Central Europe, and that it deserves further support.“ Zugleich wies er jedoch auf zwei ungelöste Probleme hin, die sich für die kommenden Jahre zu großen Herausforderungen auswachsen sollten: die Sicherung der institutionellen Unabhängigkeit und die Gewährleistung einer dauerhaften Finanzierung, vorzugsweise durch ein „endowment at least for core expenditure“.

So sehr dem Collegium Budapest eine solche Kapitalausstattung zur Sicherung seiner unabhängigen Existenz zu gönnen gewesen wäre, so wenig konnte sie in die Realität umgesetzt werden. Mit der Zeit wurde es vielmehr immer mühsamer, die für den Betrieb essentiellen Mittel von den Förderinstitutionen einzuwerben. Insbesondere ein nachhaltig-finanzkräftiges Engagement der ungarischen Seite unter Wahrung der Unabhängigkeit des Collegiums erwies sich am Ende als nicht machbar. In dieser schwierigen, scheinbar aussichtslosen Lage war es wiederum dem souveränen und zugleich zurückhaltenden Verhandlungsgeschick von Joachim Nettelbeck und der Unterstützung durch Dan Brändström (dem ehemaligen Direktor der Schwedischen Reichsbankstiftung) zu verdanken, dass eine tragfähige Lösung gefunden werden konnte, die unter dem Dach der mit einem Endowment von über 500 Millionen Euro ausgestatteten Stiftungsuniversität, der Central European University, die dauerhafte Sicherung des Weiterbetriebs der zentralen Fellowship-Programme ermöglicht.

Besondere Orte freien Denkens und des fachübergreifenden Dialogs – gewissermaßen Inseln des Gelingens kreativer Forschung im europäischen Landmeer universitärer Massenausbildung – zu schaffen erwies sich insbesondere im letzten Jahrzehnt als eine dringliche Aufgabe für die Wissenschaftspolitik und -verwaltung. Vor allem im Kontext der Exzellenzinitiative entstanden allein in Deutschland zahlreiche Institutes for Advanced Study, die vor allem die Funktion haben, zumindest für einen Teil der besten Forscher(innen), die aus der vielfach beklagten, unseligen Verknüpfung von Überfüllung und Unterfinanzierung resultierende Krise des Generierens fundamental neuer Erkenntnisse im universitären Kontext zu überwinden. Angesichts der immer weiter fortschreitenden Kleinteiligkeit und Spezialisierung, der Aufsplitterung der Wissenschaft in Subdisziplinen von winzigen Communities und der wachsenden Schwierigkeit, interdisziplinäre Forschungsfragen mittels integrativer Ansätze beantworten zu können, sollten sie ein Gegengewicht zum universitären Alltag bilden, Freiraum für neues Denken und Forschen schaffen und es ermöglichen, zu neuen Ufern aufzubrechen.

Für den Erfolg eines Institute for Advanced Study bildet eine hervorragend funktionierende administrativ-organisatorische Infrastruktur eine entscheidende Voraussetzung. Auch auf diesem Feld war und ist beispielsweise für das Konstanzer Zukunftskolleg ebenso wie für das Göttinger Lichtenberg-Kolleg der kluge Rat des herausragenden Wissenschaftsverwalters Joachim Nettelbeck überaus hilfreich gewesen. Der Dank beider Exzellenzuniversitäten ist ihm auf lange Zeit gewiss!

II. Der wissenschaftliche Nachwuchs und sein Umfeld

„Die Attraktivität für Postdocs aus der ganzen Welt ist ein Lackmus-Test für die Qualität des Wissenschaftsstandortes Deutschland. Auf der Ebene der Promotionsförderung ist viel getan worden. Aber was folgt danach? Die Habilitation hat, von Disziplin zu Disziplin unterschiedlich, an Bedeutung verloren. Assistentenstellen, häufig halbiert, sind rarer und unattraktiver geworden. Juniorprofessoren werden häufig so mit Verwaltung und Lehre eingedeckt, dass sie kaum zu einer weiteren großen Arbeit kommen.“ – In einem Beitrag für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 4. Oktober 2011 stellte Joachim Nettelbeck dem deutschen Wissenschaftssystem, insbesondere den Geistes- und Sozialwissenschaften, diese ernüchternde, ja Besorgnis erregende Diagnose.

Es sei an der Zeit, so fuhr Joachim Nettelbeck fort, endlich zu erkennen, dass es auch in den Geistes- und Sozialwissenschaften unumgänglich sei, stimulierende und von gegenseitigem Lernen geprägte Umfeldbedingungen zu schaffen, es den kreativsten Postdocs aus aller Welt also zu ermöglichen, in „Gemeinsamkeit und Freiheit“ zu agieren. Als Erfolgsbeispiele für solche soziokulturellen Milieus verwies er auf die vom Bund geförderten „internationalen Forschungskollegs“, „Postdoc-Programme wie die am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte oder das zu ‚Europe in the Middle East – the Middle East in Europe‘ am Wissenschaftskolleg zu Berlin“ (ebd.). Ihre transdisziplinären, oftmals vielsprachigen Arbeitszusammenhänge beflügelten die Gedanken aller Beteiligten. Sie seien aber ohne massives Engagement der sie tragenden Institutionen, insbesondere der leitenden Wissenschaftler(innen), nicht zu realisieren.

Trotz der vielen Schwierigkeiten, die sich im deutschen Hochschulalltag für eine solche Prioritätensetzung allenthalben ergäben, unterstrich Joachim Nettelbeck insbesondere die strategische Chance, die sich für die Geistes- und Sozialwissenschaften, aber auch für das gesamte deutsche Wissenschaftssystem eröffneten: „Die besten Postdocs könnten verführt werden, Deutsch zu lernen und hier zu arbeiten.“ (ebd.)

Mag dieser letzte Satz auch manchem Leser geradezu utopisch erscheinen, so kennt dieser die Entschlossenheit, Ausdauer und Beharrlichkeit Joachim Nettelbecks nicht. Denn als er den Artikel in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, hatte er längst damit begonnen, ein Netzwerk aus Staatssekretär(inn)en, Generalsekretär(inn)en und Wissenschaftler(inne)n zu knüpfen, das die Situation der Postdocs in den Geistes- und Sozialwissenschaften für längere Zeit auf die wissenschaftspolitische Agenda setzen soll. Bereits im Juli 2011 hatte im kleinen Kreis ein erstes Gespräch im Wissenschaftskolleg stattgefunden, auf das im Februar 2012 ein weiteres in der Volkswagen-Stiftung folgte. Dabei wurde deutlich, dass die gegenwärtige Personalstruktur, insbesondere die hohe Zahl befristeter, nur kurzzeitig zu besetzender Stellen im Mittelbau und der mit einem eklatanten Mangel an Funktionsstellen einhergehende Kompetenz- und Effizienzverlust, für die Weiterentwicklung des deutschen Hochschulsystems insgesamt problematisch ist, es aber zugleich vermehrter Anstrengungen bedarf, um die Schaffung kreativer Freiräume mit einer stärkeren Internationalisierung der jeweiligen Institutionen zu verknüpfen. Letzteres sollte möglichst ohne weitere Parallelstrukturen vonstattengehen, also zur zentralen Aufgabe einer jeden Universität – und damit ihrer Leitung – werden. Die Volkswagen-Stiftung wird dies zum Gegenstand ihres nächsten hochschulpolitischen Werkstattgesprächs mit ausgewählten Universitätspräsident(inn)en und Rektor(inn)en machen, um die Möglichkeiten weiterer Reformschritte auszuloten.

III. Was noch zu tun ist …

Die vorbildliche konzeptionelle und administrativ-organisatorische Arbeit, die Joachim Nettelbeck über mehr als drei Jahrzehnte beim Auf- und Ausbau einer ganzen Reihe von Institutes for Advanced Study, allen voran im Wissenschaftskolleg, und bei der Implementation pilothaft-neuer Formen der Nachwuchsförderung, aber auch für die hier nicht eigens angesprochene Weiterentwicklung der Berliner Wissenschaftslandschaft geleistet hat, ist zwar nicht immer nach außen sichtbar geworden, kann aber gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Für ihn, der sich stets nur bescheiden als „Wissenschaftsverwalter“ bezeichnet hat, war es ganz und gar undenkbar, sich selbst in den Vordergrund zu spielen. Das Rampenlicht überließ er lieber den Wissenschaftler(inne)n und Wissenschaftspolitiker(inne)n.

Joachim Nettelbeck trug seine Anregungen und Ideen zumeist in kleinen Kreisen von vier bis fünf Personen vor, die er ins Wissenschaftskolleg einlud, um mit ihnen

gemeinsam die nächsten Schritte zu erörtern. Dabei sorgte er stets dafür, dass es nicht beim Reden blieb, sondern möglichst konkrete Planungen für das Erreichen der als richtig erkannten Ziele vereinbart wurden, nicht immer sogleich, aber doch von Mal zu Mal konkreter, getreu dem Schillerschen Motto: „Wo die Tat nicht spricht, da wird das Wort nicht viel helfen."

Die aus einer Perspektive wohlwollend-kritischer Begleitung der Veränderungsprozesse in der Wissenschaft resultierende Gestaltungskraft und das außergewöhnlich hohe Engagement für die Belange der ihm in den verschiedenen Kontexten anvertrauten Forscher(innen) werden in den kommenden Jahren auch weiterhin gebraucht. Nicht nur die Weiterführung der Institutes for Advanced Study in Osteuropa und die oben angesprochene, bislang ungelöste Problematik der suboptimalen Nachwuchsförderung in den Geistes- und Sozialwissenschaften bedürfen einer intensiven Behandlung, sondern auch die künftige Gestaltung des föderalen Wissenschaftssystems steht in rechtlicher, demographischer und finanzieller Hinsicht vor völlig neuen Herausforderungen. Da wird es dringend des weisen Rates – und weiterer Taten – von Joachim Nettelbeck bedürfen, den man sich letztlich als beschaulichen Pensionär gar nicht vorstellen kann. Jedenfalls können wir uns alle nur dies wünschen: ein möglichst langes Weiterwirken seiner Könnerschaft und Kennerschaft zum Wohle der Wissenschaft!

Wilhelm Krull ist seit 1996 Generalsekretär der VolkswagenStiftung, seit 2008 Vorstandsvorsitzender des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen.

RÜCKBLICK

WOLF LEPENIES

Herr Rektor, lieber Herr Hammerstein, liebe Mitarbeiter,

I feel close to all of you, but none of you this evening should come close to me because I have to a considerable degree a heavy flu. I am not quite sure whether I shall survive the next forty minutes, but if not it shall be my pleasure to perish in your company.

Ich bedanke mich sehr für die Einladung des Fellowclubs, bei dieser Gelegenheit zu Ihnen zu sprechen, es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen, dies zu tun, aber ich will gleich sagen, dass ich nicht über 30 Jahre Wissenschaftskolleg sprechen werde. Ich werde mir vor allem nicht anmaßen, die Leistungen meiner Nachfolger angemessen zu beschreiben oder erst recht kritisch zu betrachten. Ich werde mich auf die Zeit konzentrieren, die ich aktiv im Wissenschaftskolleg verbracht habe. Das war allerdings sehr früh, weil ich Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats war und dann eben Permanent Fellow und dann Rektor – Herr Hammerstein hat es gesagt – von 1986 bis 2001.

Ich möchte am Anfang zwei kleine Geschichten erzählen, die für mich den Charakter von Institutes for Advanced Study und die Erfahrung, die man dort macht, ganz gut glaube ich, wiedergeben. Mein erstes Institute for Advanced Study war Princeton, wo ich das Jahr 1979/80 verbrachte, in einer wunderbaren Gruppe von Fellows, von denen dann viele später auch Fellows am Wissenschaftskolleg wurden, etwa Svetlana Alpers. Und einige Jahre später war ich wieder in Princeton zu einem Vortrag und ging vom housing complex über die Wiese zur Fuld Hall und begegnete auf dieser Wiese dem Historiker Nicholas Canny, der mit mir 1979/80 auch Fellow gewesen war. Und wir beide gingen einfach aneinander vorbei und sagten, wie man's so tut „Hi", und nach zehn Metern kehrten wir beide um, weil uns einfiel, das ist ja gar nicht 1979/80, das ist jetzt 1985/86!

And the second story I want to tell is a story by our former Fellow, Claus Foppa, an Austrian psychologist who was and is teaching in Switzerland. Foppa also after some years came back to the Kolleg and he entered the main building in the Wallotstraße and

came in, it was Tuesday, and so the Fellows came to attend the Tuesday colloquium and Foppa looked around and said in utter disbelief: „My God – what do all the strangers here?“ Ich verbinde das mit der besonderen Definition eines Begriffs, der im 18. Jahrhundert en vogue war in der englischen Moralphilosophie, nämlich das Fellow feeling. Aber ich gebe ihm eine ganz besondere Nuance. Das Fellow feeling hier meint nicht die selbstverständliche Sympathie und Gemeinschaft mit allen anderen Fellows, das ist natürlich auch wichtig. Es meint die Erfahrung, dass man einmal das Außerordentliche als schöne und selbstverständliche Alltäglichkeit erlebt hat und dass dies der eigentliche Zustand der Welt ist, wie er immer sein sollte. Und dass man es auch verdient, in diesem Zustand zu leben. Das ist für mich Fellow feeling und ich habe das Gefühl, viele von Ihnen teilen dieses Gefühl.

Ich möchte am Anfang einen Dank aussprechen an einen Personenkreis und zwei Personen: der Personenkreis sind die Mitarbeiter des Wissenschaftskollegs. Ich glaube, diese Institution ist, wenn sie denn exzellent geworden ist, exzellent geworden nicht zuletzt durch die außerordentliche Qualität der Mitarbeiter, die hier gearbeitet haben und immer noch arbeiten. Nur bei der Exzellenz dieser Mitarbeiter konnte es gelingen, zwei Hauptregeln des Wissenschaftskollegs wirklich zu befolgen und durchzuhalten. Erste Regel: Jeder Fellow ist exzellent, zweitens: Der Fellow hat immer recht. Das schaffen Sie nur, wenn Sie einen Mitarbeiterstab haben, der von sich selbst auch ein ziemlich hohes Selbstwertgefühl hat, und das zu Recht, weil er exzellente Leistungen erbringt. Und die zwei Personen, bei denen ich mich bedanken möchte, sind Peter Wapnewski und Joachim Nettelbeck. Peter Wapnewski hat das Wissenschaftskolleg gegründet und er hat diesem Kolleg von Anfang an eine bestimmte Form und einen bestimmten Stil zu geben versucht. Ich sage versucht, weil Wapnewski im Grunde genommen die Vorstellung hatte, an Havel und Spree ein deutsches Oxford schaffen zu können, einschließlich high table und anderer Eigentümlichkeiten. Das ging schief, das musste schief gehen, aber der entschiedene Stilwille von Wapnewski und seine Betonung der Form, die es in solchen Institutionen zu achten gilt, die haben dazu geführt, dass man auf dieser Basis aufbauen konnte, auch indem man sich davon absetzte. Und er hat die Absetzung von seinem ursprünglichen Plan immer mit ganz großer Gelassenheit und später dann auch mit Freundschaft hingenommen. Und falls er es hören könnte, er wohnt ja nicht weit von hier, er ist aber krank, dann sollte er wissen, dass ich ihm hier meine tiefe Sympathie ausdrücke. Die Zeit, die ich hier mit Peter Wapnewski verbracht habe, kann ich nur auf eine Formel bringen, die Karl Gutzkow in seinen Briefen aus Paris einmal beschrieben hat:

„Hier macht man schon sein Glück, wenn man eine Zeit lang der Stellvertreter eines anderen war.“ Und die zweite Person, bei der ich mich bedanken möchte, ist Joachim Nettelbeck. Das, was ich Ihnen jetzt schildern werde und was vielleicht manchmal auch – ich hoffe nicht, aber manchmal geht’s nicht anders – den leichten Unterton des Triumphs haben wird, wäre alles nicht möglich geworden ohne die enge Kooperation mit ihm. Joachim Nettelbeck hat eine Eigenschaft, die nicht allzu häufig ist und die dem Wissenschaftskolleg ungemein genutzt hat, und das ist die bedingungslose Loyalität gegenüber der Institution. Und nur dadurch ist es möglich geworden, viele Dinge zu erreichen, die wir hier erreicht haben. Und dafür, Joachim, auch bei dieser Gelegenheit meinen Dank.

Ich möchte jetzt noch ein paar Bemerkungen machen zu Institutes for Advanced Study im Allgemeinen, bevor ich doch in einer gewissen Chronologie über das berichte, was, wie ich glaube, an Außerordentlichem im Wissenschaftskolleg passiert ist. Für mich kennzeichnen sich Institutes for Advanced Study durch Vielfalt, Freiheit und lange Fristen. Die Vielfalt sind die verschiedenen Nationen, die unterschiedlichen Temperamente, die Theorietraditionen, die vielen Fächer, alle Altersgruppen, die Geschlechter, die sich alle an einem Platz versammeln. In dieser Hinsicht ist übrigens das Wissenschaftskolleg strukturell besser aufgestellt als beispielsweise das immer noch bewundernswerte Institute for Advanced Study in Princeton. Weil die Differenzierung in vier verschiedene Schulen, Mathematics, Natural Science, Historical Studies und Social Science, dazu führt, dass die Kollegen aus anderen Fachbereichen, wenn es gut geht, sich auf dem Volleyballplatz sehen, aber noch nicht einmal beim Mittagessen. Und das ist ein Problem, das in Princeton eine Zeitlang, als ich da war, zu lösen versucht wurde, indem man einen sogenannten interdisciplinary table einführte, wo am Freitag sich die versammeln konnten, die auch mal mit anderen Fachkollegen sprechen wollten. Der Tisch war sehr klein und es gab ihn auch nicht sehr lange. Also dieses uramerikanische Motto „E pluribus unum“ haben wir, glaube ich, im Wissenschaftskolleg besser verwirklicht als es an jedenfalls vielen amerikanischen Institutionen der Fall war.

Zweitens: die Freiheit. Man muss die Aussage, die gegenüber allen Fellows gemacht wird, dass sie hier in allergrößter Freiheit genau das tun können, was sie tun wollen, ernst nehmen und den Fellows früh das Gefühl vermitteln, dass dies wirklich eine Maxime ist, die man durchhält. Ich hab das immer auf die Formel gebracht „When you come to the Kolleg, you can choose and do two things and both are perfectly all right. First, you write a good book. Second, you don’t write a bad book.“ Das Erste hat oft funktioniert, das

Zweite nicht immer. Und dann die langen Fristen. Die langen Fristen sind für Institutionen wie die unsere ein Problem, weil sie der unmittelbaren und zeitnahen Evaluation Probleme entgegenstellen. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Ian Kershaw hat seine großartige Hitler-Biografie geschrieben, die zum Erstaunen, denke ich, doch aller Fachhistoriker wirklich das Buch von Joachim Fest als die entscheidende biografische Äußerung über Hitler ablöste. Und in seinem Vorwort, vielleicht täusche ich mich jetzt über ein, zwei Jahre, in seinem Vorwort sagt Kershaw, er habe dieses Buch nur durch seinen Aufenthalt im Wissenschaftskolleg schreiben können. Aber dieser Aufenthalt lag zehn Jahre zurück. Und er hat das Buch nicht geschrieben unmittelbar nach seinem Aufenthalt hier, sondern er hat es geschrieben auf der Basis von Erfahrungen, die sich in ihm festgesetzt hatten, und auf der Basis dieser Erfahrungen konnte er dann dieses Buch schreiben. Insofern finde ich, dass das Wissenschaftskolleg viel gemeinsam hat mit der Philosophie, so wie Kant sie definiert hat: „Ihr Nutzen ist groß, obzwar entfernt."

Von den Definitionen, die für Institutes for Advanced Study gegeben wurden, möchte ich zwei nennen, die mir immer besonders eingeleuchtet haben, obwohl ich der zweiten positiver gegenüberstehe als der ersten. Die erste stammt von Abraham Flexner, dem Gründer Princetons, der sagte: „I want to create an institution where we assemble first rate minds and leave them alone." Dieses „leave them alone" ist in Princeton von den Fellows lange Zeit ernster genommen worden, als die Gründer es sich vorstellten. Es wurde nämlich die Vorstellung, dass man an ein solches Institut auch Wissenschaftler für begrenzte Zeit einladen könnte, als mit dem Geist der Institution nicht vereinbar angesehen. Das Institute for Advanced Study war ursprünglich ein Institut nur für Permanent Fellows, aber nicht für kurzfristige Aufenthalte. Das führte dazu, dass in meiner Zeit die sogenannten brown bag boys, das waren die ganz alten Permanent Fellows, nicht in der dining hall aßen, sondern in einem kleinen Raum daneben und sich von zuhause Milch und Sandwiches mitbrachten – deswegen die brown bag boys – als ein deutliches Zeichen des Protestes, dass sie mit der Plebs, die sich im Speisesaal versammelte und sowieso nur ein oder zwei oder drei Jahre blieb, eigentlich wenig zu tun haben wollten. Das bringt natürlich Probleme mit sich und erinnert an eine gescheiterte Ehe wie die von Thomas Hardy, von der man sagte: „They only met for dinner and then they didn't speak." Das darf an Institutes for Advanced Study nicht der Fall sein. Man muss zusammen sprechen, und zwar auf eine Art und Weise, die in meinen Augen mit Interdisziplinarität, ein Wort, das ich nicht mag, gar nichts zu tun hat. Wenn ich mir versuche zu erklären, was in Institutes for Advanced Study passiert, dann kommt mir der Begriff der Osmose in

den Sinn. Ich glaube, was passiert, ist Folgendes und das hat Herr Hammerstein ja schon beschrieben. Sie sind in einer Umgebung, die für sie völlig neu ist, und zusammen mit Kollegen aus Fächern, mit denen sie vorher nie engeren Kontakt hatten. Und was jetzt auf eine eigentümliche Art und Weise passiert, ist, dass sie während dieses Aufenthalts, wenn es gut geht, sich mit den anderen auf einmal nicht so sehr große Projekte ausdenken, sondern sie fangen an, über ihre eigene Arbeit neu nachzudenken. Sie stellen sich die Frage, von der Cliff Geertz immer sagte, jeder Wissenschaftler solle sie sich regelmäßig stellen. Und die Frage heißt: „What do I think I do when I do what I normally do?" Und diese Frage müssen sie sich stellen, was dann passiert, ist, dass sie auf ihre eigene Arbeit mit einer anderen Perspektive sehen und dass aus dieser anderen Arbeit dann etwas Innovatives und Neues erwächst.

Ich möchte jetzt etwas sagen zur Gründungssituation des Wissenschaftskollegs. Auch darauf hat Herr Hammerstein, jedenfalls am Rande, angespielt. Das Wissenschaftskolleg wurde gegründet in West-Berlin, d. h. in einer Stadt, in einem Land, das für große Teile der politischen Welt, vor allem natürlich die des Warschauer Paktes, als eine selbständige politische Einheit galt, die mit der Bundesrepublik nichts zu tun haben sollte und mit der DDR natürlich nichts zu tun haben wollte. Berlin war damals mehr denn je, was Gottfried Benn einmal so genannt hat: „Diese schwankende City." Es war eine ausgehaltene Stadt, ein Provisorium, aber es war ein Provisorium, das durch hohe Subventionen eigentlich einen ganz guten und angenehmen Lebensstil entwickelt hatte. Ich will Ihnen dafür ein Beispiel geben: 1987 wurde West-Berlin Kulturstadt Europas. Es durfte sich aufgrund der Proteste des Ostblocks nicht Kulturhauptstadt Europas nennen, es war nur die Kulturstadt Europas. Berliner Institutionen waren aufgefordert worden, Gedanken zu entwickeln, was man in diesem Kulturstadtjahr tun könne. Und Joachim Nettelbeck und ich hatten die Idee, eine europäische Sommeruniversität zu gründen, in der Studenten aus über, ich glaube, 35 europäischen Ländern einen Monat lang in Berlin verbringen würden, am Jagdschloss Glienicke, umgeben vom Grenzzaun und von den Grenzhunden des DDR-Regimes, und dort mit einer wunderbaren Faculty, ich glaube wir hatten zwei Nobelpreisträger – in der Soziologie hatten wir u. a. Niklas Luhmann –, einen wunderbaren Monat verbringen konnten. Sie bekamen ein ziemlich hohes Taschengeld und natürlich alles bezahlt. Das musste natürlich finanziert werden. Und legen Sie mich jetzt nicht auf die genaue Summe fest, aber es kommt auch nicht auf die genaue Summe an, sondern auf die Differenz. Und dann gingen wir zum damaligen Kultursenator Volker Hassemer und erzählten ihm von unserem Plan. Und Hassemer sagte: „Ja, und wie viel

soll das Ganze kosten?“ Und dann sagten wir: „1,7 Millionen DM.“ Und da runzelte Hassemer die Stirn und sagte: „Darüber muss ich nachdenken“, und sagte dann: „Ich kann Ihnen nur 1,5 Millionen geben.“ Das Ganze dauerte eine Viertelstunde. Das nur, um Ihnen zu zeigen, wie „prekär“ die Situation in Berlin war. Auf der einen Seite also diese Bedrohung, dieses Provisorische, auf der anderen Seite das Ausgehaltene, das Subventionierte. For me an episode in 1987 illustrated the situation of West Berlin better than anything else. I believe that it was a very harsh winter, almost as harsh as this one, and the train Moskau–Berlin–Paris could not run because there was too much snow. And so there was a black board in the Bahnhof Zoo and on the black board was written by hand with chalk: „Yesterday’s train will depart tomorrow.“ That was the situation of West Berlin. Today you sometimes have the impression as if tomorrow’s train has already departed yesterday.

Man muss mit der Gründung des Wissenschaftskollegs viele bedeutende Persönlichkeiten verbinden. Das kann ich in aller Ausführlichkeit nicht tun. Da würden sicher Shepard Stone, der Direktor des Aspen Institutes, da würde Hellmut Becker dazugehören. Aber ich will mich konzentrieren auf Peter Glotz, der damals der Wissenschaftssenator in Berlin war. Peter Glotz tat zwei Dinge, die bis heute beeindruckend sind: Er schuf für das Wissenschaftskolleg eine Art Allparteienkoalition. Er erreichte es, dass alle Parteien der Gründung dieser Institution zustimmten. Das war ganz wichtig, denn wenige Jahre vorher oder etwa zur gleichen Zeit war die West-Berliner Akademie der Wissenschaften, die eine reine CDU-Gründung gewesen war, vom SPD-Senat zusammen mit der Alternativen Liste wieder aufgelöst worden. Diese Gefahr konnte dem Kolleg nicht drohen. Und Peter Glotz war ein mutiger Mann. Peter Glotz verband, ohne Scheu davor zu haben, diese Institution mit dem Begriff der Elite. Die jüngeren von Ihnen können sich nicht vorstellen, welches Anathema das Thema Elite zu der damaligen Zeit Mitte der 80er Jahre war. Sie können es sich nicht vorstellen, weil wir heute ja nur noch Exzellenz haben. Damals hatten wir wenig Elite und wir sollten auch keine haben. Aber Peter Glotz hielt das durch. Und diese eigentümliche Kombination, dass von einem SPD-Minister eine Elite-Institution gegründet wurde, hat dem Kolleg in seiner weiteren Geschichte außerordentlich gut getan.

Wichtig für das Kolleg war, dass Senat und Abgeordnetenhaus das Kolleg in die Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter einbetteten zur Erinnerung an den großen Berliner Bürgermeister und dem Kolleg von Anfang an einen wissenschaftsmoralischen Auftrag gaben. Es sollte nämlich im Kolleg versucht werden, diejenigen jüdischen deutschen

Kollegen, die nach 1933 das Land hatten verlassen müssen oder das Glück hatten, noch in letzter Minute fliehen zu können, wieder nach Berlin zurückzuholen. Und ich glaube, es gehörte zum großen Glück des Wissenschaftskollegs, dass viele dieser Kollegen unsere Einladung tatsächlich annahmen und nach Berlin zurückkehrten. Ich denke an Albert Hirschman oder ich denke an Leo Löwenthal, und es war unglaublich wichtig, dass unser – in jeder Hinsicht – erster Fellow Gershom Scholem war, der zwar nicht zu diesem Kreis der Emigranten gehörte, die ich eben schilderte, aber eben doch mit seiner Persönlichkeit das Kolleg von Anfang an prägte. Ich habe Gershom Scholem nicht – wie beispielsweise Hartmut von Hentig – ein ganzes akademisches Jahr oder ein Semester lang erleben können, aber ich habe seinen Vortrag über die Kabbala hier hören können und ich habe auch das Glück gehabt, bei einigen Unterredungen, die er mit anderen Fellows führte, zumindest Ohrenzeuge zu sein, und ich muss sagen, ich schaudere heute noch etwas zurück, wenn ich mich daran erinnere, mit welcher Schärfe Gershom Scholem sich nicht zurückhielt, die Arbeiten anderer zu kritisieren. Aber das war eine Kritik, die nicht von oben herab kam, und es war keine Kritik, die arrogant war. Es war die selbstverständliche kritische Schärfe, die darauf beruht, dass man die Wahrheit sagen muss. Und dieses Gefühl hatte man auch. Man konnte sich dann eigentlich nicht beleidigt fühlen, aber er war ungeheuer scharf und ich weiß, dass das Wort „Dummkopf" ziemlich häufig fiel.

Wichtig für das Kolleg von Anfang an, und das hat jetzt wieder was zu tun mit diesem „E pluribus unum", waren zwei Dinge: Einmal, es sollten wie selbstverständlich Kunst und Literatur zum Kreis der Fellows gehören. Und ich denke, die Geschichte des Kollegs, was die Literaten angeht und was die Musiker angeht, kann sich sehen lassen. Adonis, Vargas Llosa, Enzensberger, Kertész, Peter Nadas, um nur einige zu nennen. Und in der Musik nun wirklich die gesamte, kann man sagen, musikalische Moderne mit ganz wenigen Ausnahmen, also Boulez, Nono, Riehm, Kurtág, Ligeti, Lachenmann, Schnittke, und das Ganze setzt sich fort bis heute mit Toshio Hosokawa und mit Mauricio Sotelo. Die Musiker im Kolleg bildeten nicht so etwas wie eine Gemeinschaft à part. Sie waren wie selbstverständlich in die Arbeit des Kollegs eingebettet. Eine der schönsten Erfahrungen vielleicht: Die vier Monate, die Walter Levin mit dem Artemis-Quartett hier verbrachte, bei denen das Artemis-Quartett, das dann seine Weltkarriere machte, sein erstes Repertoire ausarbeitete unter der strengen Aufsicht von Walter Levin, der im Übrigen dann auch die Tradition der Gesprächskonzerte im Wissenschaftskolleg begründete, die bis heute hier zu unserer täglichen Arbeit und zu unserem Vergnügen und

zu unserer Belehrung dienen. Persönlich sind meine eindrücklichsten Erinnerungen die an Luigi Nono, und dies in mehrfacher Hinsicht. Ich vergesse nicht, wie Gidon Kremer am Samstag eine Uraufführung in der Philharmonie eines Stückes von Nono hatte, ich glaube es war für ihn solo, und am Montag Nono das Stück noch nicht zu Ende geschrieben hatte. Daraufhin räumten wir drei Zimmer in der Weißen Villa frei: Im ersten Zimmer komponierte Nono, im zweiten Zimmer wurde das nur schwer lesbare Notat von jemand Kundigem ins Reine übertragen und im dritten Zimmer wartete Gidon Kremer schon sehnsüchtig darauf, das gerade Komponierte üben zu können. Ich weiß nicht mehr, wie gut die Uraufführung wirklich verlief, aber dass sie überhaupt stattfand, hat etwas mit unserer Flexibilität zu tun und unserer Fähigkeit, auf solche Situationen zu reagieren. Luigi Nono ist mir auch in wunderbarer Erinnerung, weil er eines der eindrucksvollsten Dienstagskolloquien gab. Erstens trank er eine Flasche Rotwein dabei, das sollte ihm später nicht gut bekommen, aber das war sehr eindrucksvoll, und dann legte er sich auf einmal mitten im Vortrag auf den Boden und sprach etwa für zehn Minuten weiter. Und das hing damit zusammen, dass Nono ja immer sehr stark Wert legte auf die Lokalisierung des Orchesters und der verschiedenen Orchestergruppen und er wollte uns einfach zeigen, wie unterschiedlich der Ton klingt, wenn man eben liegt und nicht steht. Wenn ich keine Grippe hätte, würde ich's jetzt auch versuchen, aber ich lasse es lieber. Und schließlich, ganz persönlich, er hat mir eine ganz unglaubliche Liebe zu Vincenzo Bellini nahe gebracht, weil er es mir auf eine Art und Weise zeigte, von der ich heute noch nicht verstehe, wie er das schaffte. Er sagte: „Wenn Sie Bellini hören, müssen Sie immer Sizilien und die muslimische Welt mithören. Sonst verstehen Sie nicht, was da vor sich geht." Und irgendwie stimmt das, aber ich weiß nicht warum.

Soviel vielleicht zur Gründungssituation des Wissenschaftskollegs. Ich sollte noch hinzufügen, darauf komme ich aber gleich noch mal zu sprechen, dass ganz wichtig war, dass im ersten Jahr, und das war damals unerhört, von 14 Fellows, glaube ich, fünf aus Polen kamen. Das war ein Signal, das sich später auf die Wissenschaftspolitik des Kollegs auswirken sollte.

Jetzt zur Situation vor 1989: Ich sagte schon, von den – nein, ich glaube, 17 Fellows waren es – kamen eben vier oder fünf aus Polen. Ich habe von der Summer School geredet, wir hatten den großen Ehrgeiz, das zeigte sich schon in diesen Einladungen an die polnischen Kollegen, diese Mauer, die sich aufgetan hatte auch intellektuell, wissenschaftspolitisch gegenüber dem Osten, aufzubrechen. Wir versuchten beispielsweise, für die Summer School auch einen Studenten aus der DDR zu gewinnen. Es war eine unend-

lich mühsame Geschichte. Im Endeffekt hatten wir das Gefühl, wir schaffen es vielleicht, weil Friedrich Dieckmann uns zum Kontakt mit Manfred von Ardenne, dem in der DDR ja bekannten, hoch angesehenen und politisch auch einflussreichen Physiker, verhalf. Und so fuhren wir nach Dresden auf den Weißen Hirsch, um Manfred von Ardenne zu besuchen und ihn zu bitten, uns zu helfen bei der Suche nach einem Studenten aus der DDR. Der Weg zum Institut von Manfred von Ardenne auf dem Weißen Hirsch war ungemein eindrucksvoll, weil wir auf dem Weg dahin etwa an 23 Häusern vorbeikamen, auf denen mit ganz entschiedenem Ausdruck geschrieben stand: „Forschungsinstitut Manfred von Ardenne". Es gab eigentlich nur private Forschungsinstitute, die alle mit von Ardenne zusammenhingen. Ardenne hatte drei Sekretariate, durch die man durch musste. Wir hatten eine Möglichkeit, ihn zu bestechen, denn er war der Erfinder der Sauerstoff-Mehrschritt-Therapie und wir versprachen ihm, im Kolleg einen Kongress über die Sauerstoff-Mehrschritt-Therapie zu veranstalten. Und daraufhin war Ardenne außerordentlich begeistert, rief seine Sekretärin zu sich und sagte in unserer Gegenwart: „Frau Müller, wir schreiben jetzt einen Brief an den Genossen Hager." Hager war ja verantwortlich für solche ideologischen Fragestellungen. Und dann diktierte Ardenne und sagte: „Lieber Genosse Hager, hier ist Herr Soundso und hat einen Plan, den ich gar nicht so schlecht finde, und ich denke, wir sollten alles tun, damit ein Student der DDR an dieser bedeutenden Veranstaltung teilnehmen kann." Ich war ungeheuer stolz auf diesen Brief und auf dem Rückweg fuhren wir über Ostberlin und trafen Günter Kröber, der später auch unser Fellow werden sollte – Günter Kröber war der Direktor des Instituts für Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftssoziologie an der Akademie der Wissenschaften. Und ich ging zu Kröber und sagte: „Herr Kröber, schauen Sie mich gut an. Sie sehen hier jemanden, der doch die Wissenschaftspolitik der DDR entscheidend zu verändern geholfen hat. Da wird sich jetzt einiges Wichtige tun." Kröber war ein bisschen erstaunt, aber nicht so sehr, und sagte: „Ja, wieso und warum denn?" Ich sagte: „Wir kommen gerade von Manfred von Ardenne und Manfred von Ardenne hat in unserer Gegenwart einen Brief an den Genossen Hager geschrieben und gebeten, dass ein Student aus der DDR an der Summer School in West-Berlin teilnehmen kann." Kröber sagte trocken: „Vielleicht hat er ihn sogar abgeschickt." Er hat es wohl nicht getan und die Sommerschule hatte keinen Studenten aus der DDR.

Der erste Fellow aus der DDR kam 1988/89, es war Friedhart Klix, ein bedeutender Psychologe, und auch hier fand etwas Interessantes statt, was einem so den leichten Hinweis gab, dass sich die Dinge änderten. Ich weiß nicht, wie viele Jahre der Prozess

dauerte, mit dem es gelang, Friedhart Klix letztendlich einzuladen. Und als es soweit war, durfte Herr Klix zuerst nur ohne Auto und ohne Frau kommen. Dann durfte er ohne Frau, aber mit Auto kommen. Und am Schluss durfte er mit Frau und mit Auto kommen. Und da hatte man das Gefühl, dass sich politisch bald etwas ändern wird. Das war im Frühjahr 1989.

Die Schwierigkeiten mit Fellows aus dem Ostblock kann man dann noch an zwei Personen festmachen, an Bronislaw Geremek und an Andrei Pleşu. Bronislaw Geremek wollten wir unbedingt einladen, erstens weil er ein bedeutender Historiker war, zweitens, weil er uns natürlich politisch imponierte durch sein Engagement für die Solidarność. Als diese Einladung Geremek erreichte und natürlich in Polen bekannt war, kam der polnische Botschafter zu mir, setzte sich oben auf das Sofa im Rektorzimmer, weil ich da auch gerade saß, und flüsterte in mein Ohr: „Dieser Mann hat über Prostitution im Mittelalter gearbeitet. Wir haben so viel anständige polnische Historiker. Warum müssen Sie den denn einladen?" Ich versuchte ihm zu sagen, das waren Dinge, die die *Annales* veröffentlichten, die eine wichtige Rolle spielten in der Geschichtswissenschaft. Der Botschafter ließ nicht davon ab. Es solle doch ein anständiger polnischer Historiker kommen. Im Übrigen hatte Ministerpräsident Jaruzelski sein Ehrenwort gegenüber Willy Brandt gegeben, dass Geremek kommen könne, das hat aber nicht funktioniert. Aber warum konnte Geremek im Endeffekt nicht kommen? Er hat es mir erzählt. Als die Einladung feststand und wir ihm die Bedingungen seines Aufenthaltes geschickt hatten, stand in der polnischen Tageszeitung *Życie Warszawy* sein Berliner Stipendium in Zloty. Das ging über drei Zeilen in der Zeitung. Und Geremek sagte: „Danach konnte ich nicht mehr kommen. Das war unmöglich." Es war also auch nicht nur politischer Vorbehalt. Es war auch viel Neid damit verbunden, was sich später zeigte, als Andrei Pleşu, der erst Kultusminister in Rumänien war, dann für uns das New Europe College aufbaute, dann eine Zeitlang wieder rumänischer Außenminister war, bei uns war. Da erschien in einer rumänischen Tageszeitung ein Artikel über ihn, den er uns zeigte und in dem die entscheidende Passage war: „Herr Pleşu ist jetzt in Berlin. Er wohnt im Wissenschaftskolleg. Das ist ein Schloss im Grunewald. Er bekommt viel Geld und hat nichts zu tun. Um vier Uhr nachmittags trinkt er Tee und geht mit Mario Vargas Llosa spazieren." Aber Pleşu war schon da und wir gaben ihn auch nicht mehr her.

Dann kam natürlich 1989 und aus diesem Wunderjahr sind Ute Frevert und Friedrich Dieckmann heute Abend da. An dem Abend, an dem dann Herr Schabowski seine ominösen Worte sagte, hatten wir bei uns eine große Gruppe des IGBP, des International

Geosphere and Biosphere Programme, und wir sahen das Ganze natürlich auch im Fernsehen und die meisten stürzten zur Mauer, wie die meisten in Berlin. Ich musste am anderen Morgen nach Paris und das erwies sich in bestimmter Hinsicht, jedenfalls für mich persönlich, als nicht ganz unwichtig, denn man merkte in Paris sofort, die spätere Prognose eines Amerikaners, der mit heftigem deutschen Akzent sprach, nämlich Henry Kissinger, das Opfer des Mauerfalls werde Frankreich sein. Das konnte man damals in Paris schon spüren. Für mich datiert eine tiefe Verstimmung in den deutsch-französischen Beziehungen, die sich ergab durch die Veränderungen der geopolitischen Lage beider Länder aus dieser Zeit. Und die, wie ich glaube, gespielte Herzlichkeit von „Merkozy" kann darüber nicht hinwegtäuschen. Deutschland hatte sich bis dahin damit begnügt, ökonomisch die führende Rolle auf dem europäischen Kontinent zu spielen und hatte den Franzosen immer die politische Führungsrolle überlassen mit dem berühmten Satz von Helmut Schmidt: „Ich habe immer darauf geachtet, dass der französische Präsident zuerst auf den roten Teppich trat." Das ging dann im Laufe der Zeit verloren und Deutschland übernahm auch die politische Führungsrolle in Europa, und es ist in meinen Augen bis heute ein Problem, dass diese Arbeitsteilung zwischen Deutschland und Frankreich nicht mehr funktioniert. Das Scheitern der Mittelmeer-Union, mit dem ich mich jetzt sehr beschäftige, hat damit etwas zu tun.

Im Jahre 1989 feierten wir den 100. Geburtstag von Ernst Reuter. Ich habe Ihnen gesagt, dass das Wissenschaftskolleg in die Wissenschaftsstiftung Ernst Reuter, eben zur Erinnerung an den großen Bürgermeister, eingebettet war, und durch Vermittlung von Peter Glotz hatten wir Willy Brandt gewonnen, den Vortrag bei dieser Geburtstagsfeier zu halten. Und so fuhr ich, jetzt müssen Sie auf die Chronologie achten, ich glaube, im Mai 1989 nach Bonn, um mit Willy Brandt über seinen Vortrag zu sprechen. Und Willy Brandt sagte, als wir über das Thema reden wollten: „Wissen Sie was? Ich lass mich so ungern bei einem Thema einengen. Denn falls sich Dinge ändern, da möchte man ja dann doch vielleicht was anderes sagen. Warum spreche ich nicht über „politische Reaktionen auf unvorhergesehene historische Veränderungen?" Das war im Mai. Und dann kam am 11. 12. 1989 Willy Brandt ins Kolleg und hielt seinen Vortrag über genau dieses Thema. Man musste natürlich allen erklären, dass er dieses Thema nicht gewählt hatte nach dem Fall der Mauer, sondern schon im Mai des gleichen Jahres. Ich glaube, ich liege nicht falsch, wenn ich sage, dass diejenigen, die dabei waren, diese Rede von Brandt nicht vergessen werden, und zwar aus einem, wie ich finde, ganz spezifischen Grund. Willy Brandt sprach natürlich über Deutschlandpolitik. Er sprach über Berlin, er sprach auch

ein bisschen über die Politik der SPD, aber das war ein ganz kleiner Teil seiner Rede. Der größte Teil seiner Rede, und das hing damit zusammen, dass er Mitglied der sogenannten Brundtland-Kommission war, bestand darin, uns zu sagen, wir sollten uns nicht auf die Ost-West-Probleme konzentrieren und nichts anderes mehr im Blick haben, wir sollten antizipieren, dass die wirklich entscheidenden Probleme die Nord-Süd-Probleme werden würden. Das war so eindrucksvoll, dass ich mich noch erinnere, ich weiß nicht mehr, wer es genau war, dass ein afrikanischer Fellow bei uns Tränen in den Augen hatte und dann zu uns kam und sagte: „Mein Gott, es gibt noch Leute, die uns zu dieser Zeit nicht vergessen." Das war eine wirklich prophetische, ungemein eindrucksvolle Rede.

Stichwort: Prophetie. 1990 hatten wir eine wirklich bedeutsame Konferenz im Wissenschaftskolleg. An der nahmen die CEOs oder jedenfalls die Führungskräfte großer amerikanischer Firmen (Coca-Cola, General Motors) teil, alle deutschen Banken, Detlef Rohwedder, der dann im April des kommenden Jahres ermordet wurde, der Chef der Treuhand, und die Gruppe unterhielt sich darüber, wie lang es wohl dauern würde, bis sich die Lebensverhältnisse in beiden deutschen Staaten, die sich auf die Vereinigung zubewegten, angeglichen haben würden. Und es gab eine Gruppe, die sagte fünf Jahre, das waren die Pessimisten, denn die Optimisten sagten drei Jahre. Es gab einen Einzigen in der Runde, der in etwa richtig antizipierte, was passieren würde, das war Thomas Kuczynski, der Sohn von Jürgen Kuczynski, der auch Ökonom war. Ich glaube, die Gründe, die Kuczynski für seine Prognose anführte, waren eher von etwas schwankender ideologischer Natur, aber das änderte nichts daran, dass seine Prognose die einzig richtige war. Ein Jahr später waren all die, die die falsche Prognose gegeben hatten, natürlich noch im Amt und Thomas Kuczynski war arbeitslos. Es ergab sich dann nach 1989 ein wirklich moralisches Problem für das Kolleg, das ich am eigenen Leib sehr nachdrücklich empfunden und erlebt habe. Wir hatten vor 1989 mit vielen Kollegen aus der DDR Kontakt, die auch gelegentlich mal zu Besuch kamen, wir besuchten sie. Und es leuchtete uns nicht ein, dass wir nach 1989 diese Kontakte nun abbrechen sollten, und sie wurden genauso eingeladen, wie wir vorher versucht hatten, sie einzuladen. Und dann passierte Folgendes, dass unangemeldet Kollegen aus der DDR kamen und uns beschimpften, dass wir Kollegen eingeladen hatten, die ihnen sehr übel mitgespielt hatten. Und dann war man in einem Dilemma und wusste nicht so recht, wie man sich zu verhalten hatte. Und ich beschloss für mich, seit dieser Zeit zu sagen, es gibt gar kein Ost-West-Problem, es gibt nur ein Ost-Ost-Problem. Es gab dann nicht nur die Ostalgie danach, sondern es gab auch, wenn man das so nennen will, die Westalgie. Auch die West-Berliner dachten zum Teil

an die schöne Zeit der Subventionitis zurück. Wir bekamen übrigens sehr schnell dann alle sehr viel weniger Geld, weil wir vorher steuerlich bevorteilt waren. Und es breitete sich, wie gesagt, eine gewissen Nostalgie nach den alten schönen Zeiten aus. I was sometimes reminded of Mark Twain's remark, when someone admired the moon over Virginia and Mark Twain said, „Oh, you should have seen it before the war."

Jetzt 1989 und die Folgen. Im Herbst 1989, vor dem Fall der Mauer noch, besuchte Iván Berend, der Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, das Wissenschaftskolleg. Und ihm gefiel, was er hier sah, und es gefiel ihm so sehr, dass ich, wie man in Berlin sagt, aus Daffke zu ihm sagte: „Warum machen wir nicht so was auch in Budapest?" Und er sagte: „Ja, warum eigentlich nicht." Und dann sagte ich: „Na gut, aber es gibt doch dieses Problem mit West-Berlin. Wie können Sie mit uns kooperieren? Wir werden nun mal vom Bund finanziert. Wir werden vom Land Berlin finanziert. Und diese Kombination ist für Sie doch eigentlich bis jetzt politisch nicht akzeptabel gewesen." Sagte Berend: „Ich erkundige mich und ich rufe an." Und dann rief Berend an und sagte: „Das ist für uns kein Problem mehr." Und da merkte man, dass sich besonders in Ungarn einiges zu verändern begann, vielleicht früher als in anderen Teilen des Ostblocks. Und so entstanden dann im Laufe der Zeit, das will ich im Detail nicht beschreiben, die Institute in Budapest, in Bukarest, in Sofia und Sankt Petersburg. Wichtig ist zu unterstreichen, dass wir diese ganzen Gründungen in einer bestimmten Haltung vornahmen, die mir ganz wichtig war, die manchmal auch in der Presse etwas belächelt wurde, wenn man es thematisierte. Aber ich fand sie wichtig und finde sie immer noch wichtig. Und die Haltung gegenüber diesen Institutionen und gegenüber den Kollegen in Osteuropa war nicht der Ausdruck „wir helfen Euch", sondern der Ausdruck: „wir brauchen einander." Und das machte einen ganz großen Unterschied, ob man mit dieser Attitüde antrat oder mit der Geste herablassender Caritas, an der so viele andere Gründungen in Mittel- und Osteuropa gescheitert sind. Das Ganze war ein wissenschaftspolitisches Puzzle, das aber zusammenzufügen, denke ich, Joachim Nettelbeck und mir dann doch großen Spaß gemacht hat. Also beispielsweise war die deutsche Förderung keine vom Bund, sondern eine von Berlin und vom Land Baden-Württemberg, um zu zeigen, dass die Stärke Deutschlands in dieser Hinsicht der Föderalismus war. Und das eine war ein SPD-Land und das andere war ein CDU-Land. Das machte das Ganze noch charmanter. Es gab einen Mix von Stiftungsgeld und staatlichen Zuwendungen. Das Ganze war eingebettet in eine europäische Koalition, Frankreich, die Niederlande, Schweden, Öster-

reich, die Schweiz. Die Schweiz will ich besonders hervorheben. Die Schweiz war geradezu modellhaft in der Bereitschaft, in der schnellen Entscheidungsfähigkeit, privates und staatliches Geld miteinander einzubringen. Wir haben dann oft gesagt, die Schweiz wird aufgefordert, sich endlich mehr zu europäisieren, unser Vorschlag war, Europa solle sich ein bisschen mehr verschweizern, jedenfalls in dieser Hinsicht. Gelernt haben wir bei diesen Unternehmungen viel von einem unserer großen Vorbilder, Clemens Heller, dem späteren Administrateur, zuerst Stellvertreter Fernand Braudels an der Maison des Sciences de l'Homme in Paris, der uns zum Beispiel beibrachte, dass man tunlichst keine bilateralen Dinge in der Kulturpolitik tun soll, sondern dass es mindestens drei Partner zu geben hat. Wenn wir eine Idee hatten, von Deutschland aus etwas in Polen zu machen, sagte er: „Wo sind die Franzosen?" Wenn wir in Russland etwas tun wollten, sagte er: „Wo sind die Polen?" und so weiter und so fort.

Ich möchte jetzt ein bisschen detaillierter aus gegebenem Anlass auf die ungarische Gründung eingehen. Als sich herausgestellt hatte, dass vermutlich eine Chance bestand, in Budapest ein Institute for Advanced Study zu gründen, fuhren wir natürlich mehrere Male nach Budapest und redeten unter anderem mit den Politikern. Wir versuchten, so ein bisschen, wie Peter Glotz es in Berlin getan hatte, eine große Koalition der Budapester Parteien zustande zu bekommen. Ich erinnere mich übrigens noch daran, dass ich bei der Gelegenheit den heutigen Ministerpräsidenten Orbán in kurzen Hosen sah, weil er in seiner Parteizentrale von einem Landausflug zurückkehrte, mit Rucksack und, wie gesagt, in kurzen Hosen. Also, wenn heute Herr Orbán sich manchmal ein bisschen aufspielt, stelle ich mir ihn in kurzen Hosen vor. Entscheidend und auch erschreckend war eine Unterredung mit dem ungarischen Kultusminister. Wir saßen in einem, ich glaube, es war ein Kellerlokal in Budapest und erzählten dem Minister von unseren Plänen und er zog einen Notizblock raus und einen Stift und machte sich Notizen und sagte: „There are too many, there are too many." Und ich hörte mir das etwas an und dann sagte ich: „Herr Minister, darf ich Sie fragen, what do you mean when you say, too many, too many?" And he said, „There are too many Jews." Well, it's somewhat difficult for a German to criticize other Europeans for their anti-Semitism, and he very quickly said: „Don't mistake me for an anti-Semite. I am not. I just want to tell you that you will run into great difficulties when you concentrate on collaborating with too many Jewish colleagues." Diese Kollegen waren wunderbare Kollegen wie György Konrád, Agnes Heller, und wir dachten natürlich gar nicht daran, mit ihnen nicht zu kooperieren. Aber es gab von Anfang an heftigen Widerstand gegen die Gründung einer europäischen Institution auf dem

heiligen Burgberg in Buda. Es gab sogar die Androhung von Attentaten. Aber schließlich kam es doch zur Gründung und bei der Gründung passierte etwas, was in Budapest fast unerhört war. Es nahmen nämlich an der Gründung neben dem Bundespräsidenten von Weizsäcker der Staatspräsident Árpád Göncz, der Ministerpräsident József Antall und der Oberbürgermeister von Budapest, Gábor Demszky, teil, der jetzt bei uns und unser Fellow ist. Und man sagte uns, diese drei seien davor nur einmal zusammengekommen, das war beim Begräbnis von Imre Nagy. Das zeigt doch, welche wissenschaftspolitische Bedeutung man dieser Gründung gab. Und später fühlten wir uns in dem, was wir getan hatten, bestätigt, als Ralf Dahrendorf das Collegium Budapest evaluierte und sagte, dies sei eine der wenigen überzeugenden Erfolgsgeschichten in Europa nach 1989. Und er fügte hinzu: „Collegium Budapest is something which is very rare, notably in Central and Eastern Europe, it is a happy place." Ich weiß nicht mehr, wie sehr das Collegium Budapest heute noch „a happy place" ist. Es besteht nur noch in einer Schwundform. Man hat uns, ich will das ruhig so drastisch sagen, aus dem schönen Gebäude, dem Rathaus in Buda, wirklich rausgeworfen und wir sitzen jetzt noch in dem allerdings auch wunderschönen Gästehaus, das die Wallenberg-Stiftung ursprünglich für das Collegium errichtet hat. Das Collegium Budapest überlebt jetzt noch unter den Fittichen der Central European University von George Soros. Ganz überrascht, finde ich, kann man von diesen Entwicklungen nicht sein. Ich erinnere mich an mein letztes Gespräch mit einem ungarischen Minister, bevor ich dann das Rektorat 2001 niederlegte. Der Minister war neu im Amt und ich bat ihn, doch das Collegium Budapest weiterhin zu unterstützen, wenn möglich, die Unterstützung noch zu steigern, und der Minister sagte mit aller Schärfe und Brutalität, die man sich nur vorstellen konnte, „Nein, ich denke nicht dran." Und ich sagte: „Herr Minister, erlauben Sie mir zu fragen, warum Sie das so entschieden sagen?" Und da sagte der Minister: „Weil Sie mit meinem Vorgänger zusammengearbeitet haben." Und ich sagte: „Herr Minister, wir kennen so etwas wie den Begriff der Amtslegitimität. Ich kann ja nur mit Ihrem Vorgänger vorher kooperiert haben. Mit wem hätte ich es denn sonst tun sollen?" Nein, das leuchtete ihm nicht ein, dass wir, er sagte das Wort, ich erinnere es genau, mit einem solchen Idioten kooperiert hatten. Ich versuchte dann noch einen kleinen Scherz und sagte: „Let me just remind you of a definition that T. S. Eliot has given, where he says that democracy is when government dines regularly with the opposition." Aber dieser kam bei ihm dann überhaupt nicht an und es gab dann große Schwierigkeiten.

Heute ist das Ganze von unverminderter Aktualität. Ich habe heute einen kleinen Artikel geschrieben über die Situation in Ungarn auf der Basis von zwei Artikeln unseres früheren Permanent Fellows am Collegium, János Kornai, des bedeutenden ungarischen Ökonomen, der 18 Jahre lang in Harvard gelehrt hat. János Kornai hatte, glaube ich, mehreren von uns zwei Artikel geschickt, die unglaublich eindrucksvoll sind. Die Artikel haben zwei Schwerpunkte. Erstens fragt Kornai, wie es in Ungarn möglich war, den Übergang von der Demokratie zur Autokratie zu bewerkstelligen, und das Zweite ist, welche Strategien benutzt die Regierung Orbán, um ihre Herrschaft zu zementieren, und Kornais Antwort ist „overcentralization". Da steckt nun eine gewisse Ironie drin. Kornais Vater war in Auschwitz ermordet worden, Kornai war in letzter Sekunde der Deportation entgangen, dass jemand wie Kornai nach 1945 Kommunist wurde, war die natürlichste Sache von der Welt. Kornai sagte sich vom Kommunismus los, 1956, wegen der Niederschlagung des Aufstandes und wegen dieser Tendenz zur Überzentralisierung, in der er den kommenden Tod der ungarischen Volkswirtschaft sah. Und Kornai schrieb: „Ich hätte mir nie denken lassen, dass ich noch einmal auf das Thema meiner Dissertation zurückkomme und Ungarn kritisiere wegen dieses Phänomens der Überzentralisierung." Alles in allem kann man sagen, dass das, was jedenfalls in Ungarn passiert, eine schöne Illustration ist eines sprachlichen Schnitzers, den der ehemalige amerikanische Vizepräsident Dan Quayle 1989 nach dem Fall der Mauer machte, und heute stellt sich heraus, dieser Schnitzer ist eine Prophetie. Dan Quayle said: „The recent developments in Central and Eastern Europe are irreversible, but this may change any minute." Ich finde, die Situation in Ungarn ist, vorsichtig ausgedrückt, kein Ruhmesblatt für die Europäische Union. Die Europäische Union konzentriert alle ihre Kräfte darauf, Griechenland in der Euro-Zone zu halten und die Schuldenbremse abzubauen und ich glaube, man unterschätzt die Gefahr, die von der Anhäufung demokratischer Defizite ausgehen kann, die sich jetzt in Ungarn und vielleicht bald auch noch in anderen Ländern in Mittel- und Osteuropa vollzieht. Ich finde, hier sollten zwei Personen sich stärker engagieren, Angela Merkel, die Erfahrungen mit einem autoritärem Regime hat, und Nicholas Sarkozy, dessen Vater aus Ungarn stammt. Das wäre wirklich eine große Aufgabe für „Merkozy".

Im Zusammenhang mit den Gründungen, die ich eben kurz geschildert habe, schufen sechs Institutes for Advanced Study, nämlich das NIAS in den Niederlanden, SCAS in Uppsala, das Wissenschaftskolleg, Princeton, Stanford und Research Triangle Park in North Carolina den New Europe Prize. Auch das war eigentlich eine Ausnahme, der

Preis war nämlich mit europäischem und amerikanischem Geld finanziert und sollte es Kollegen in Mittel- und Osteuropa erlauben, bestimmte institutionelle Projekte durchzuführen. Die Zusammenarbeit in diesen Instituten war ein großes Vergnügen, wir gaben uns den bescheidenen Namen SIAS (Some Institutes for Advanced Study). Viele wollten Mitglied werden, damals wurden sie es nicht. Ich glaube, jetzt ist die Gruppe erheblich größer geworden. Wir errichteten deutsch-amerikanische Sommerschulen, aus denen später europäisch-amerikanische Sommerschulen wurden, und als eine Spätfolge des Ganzen wurden dann schließlich auch Schweden und die Schweiz institutionelle Mitglieder im Wissenschaftskolleg. Es gab Gründungen natürlich auch an anderen Stellen, den schönsten Namen unserer Institute hat das Institut in Mali, „Point Sud. Muscle le Savoir Local" mit dem Historiker und Anthropologen Mamadou Diawara als Leiter. Unsere Vorstellung war, das hat sich nicht so ganz erfüllt, Afrika zu betrachten als eine Gegend in der Welt, die wir vielleicht als Dunkelkammer Europas betrachten können, nämlich dass dort sich Entwicklungen vollziehen, die auch einmal unsere sein werden. Und dann gab es natürlich Institutionalisierungen, die hat Herr Hammerstein schon erwähnt, zu denen werde ich jetzt aber nicht viel sagen, auch weil ich von der Sache her so wenig davon verstehe. Das Wichtigste war die theoretische Biologie, für die sich Rüdiger Wehner sehr stark engagierte. Mit starker Unterstützung von debis Daimler Benz und Schering. Wir sind heute noch Herrn Gentz und Herrn Stock dankbar dafür. Zu nennen wären, das wirkt ja bis heute nach, die Rechtskulturen, die Dieter Grimm stark vorangebracht hat. Zur Biologie noch zurück. Das Ganze ist ja heute noch wichtig, wir sind dabei, ein College of Life Sciences zu gründen, vielleicht sogar mit einem neuen Haus, das wir dafür bekommen. Das Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte wurde erwähnt, das in der Tat hier konzipiert wurde, und am Anfang waren die drei, eigentlich ja die vier, wenn man Lorenz Krüger dazuzählt, Gründungsdirektoren allesamt Fellows des Wissenschaftskollegs.

Jetzt gegen Schluss noch eine Institutionengründung, an der mir besonders viel liegt und die, glaube ich, auch besonders zukunftsträchtig war. Mein erster Fellow, alphabetisch, war Mohammed Arkoun (1986). Und das Projekt von Mohammed Arkoun, der aus Paris zu uns kam, war die Frage, wie der Islam mit der Moderne versöhnt werden könne. Das fand ich ein ungemein eindruckvolles Projekt, vor allem weil es stark mit selbstkritischen Tönen unterlegt war und nicht diese übliche, leierhafte Kritik am Westen hatte, der angeblich an allem schuld war. Das sollte eine Fernwirkung haben, aber dazwischen passierte noch etwas anderes. 1993 gründeten wir zusammen mit Yehuda Elkana und auf

sein sehr starkes Betreiben hin eine Forschungsgruppe von israelischen und palästinensischen, von jüdischen und arabischen jungen Wissenschaftlern am Van Leer Jerusalem Institute, die sogenannte Gruppe Europe in the Middle East. Was wir damit verfolgten, war natürlich auch der Zweck, dass Palästinenser und Israelis vernünftige und humane Formen der Zusammenarbeit finden sollten und wir sie dabei unterstützen wollten, aber wir wählten eine Umwegstrategie. Wir baten nämlich beide Gruppen, die Frage zu beantworten, welche Rolle für sie das Erbe der europäischen Aufklärung heute bedeutete.

Die Gruppe wurde geleitet von einer israelischen Kollegin, Rivka Feldhay, und einem auch israelischen, aber arabisch-palästinensischen Kollegen, Azmi Bishara. Die Bewilligung der Volkswagen-Stiftung für dieses Projekt traf genau an dem Tag ein, an dem im Rosengarten des Weißen Hauses Präsident Clinton den wenig zögernden Jassir Arafat und den etwas mehr zögernden Jitzchak Rabin zu ihrem Händedruck veranlasste. Wenn man heute zurückblickt auf diese Zeit, kommt es einem unglaublich vor, wie sich die Dinge zum Schlechten verändert haben. Damals konnte man das Gefühl haben, dass der Nahost-Konflikt auf einem guten Wege der Lösung sei, und wie gesagt, ich finde es fast unvorstellbar, was daraus geworden ist. Wir hatten die Absicht, in der zweiten Phase dieses Projektes, wenn Sie so wollen, den Briefkopf zu ändern, das Projekt sollte dann nicht mehr in Jerusalem zentriert sein, sondern in Ramallah in den Palästinensergebieten. Die zweite Intifada und andere Dinge verhinderten das. Aber aus all dem, diesem Engagement in Jerusalem und der Erfahrung mit solchen Kollegen aus muslimischen Ländern wie Mohammed Arkoun, erwuchs dann die Gründung 1993/94 des Forschungsverbundes Moderne und Islam.

Auch hier lag dieser Gründung eine besondere Haltung zugrunde, die auch publizistisch gelegentlich belächelt wurde und die ich nach wie vor trotzdem für wichtig halte. Erstens, das Ganze hieß nicht Islam und Moderne und wir sagten deutlich in dem Gründungstext, uns interessiert nicht oder viel weniger die Frage, warum der Islam und welche Probleme er mit der Moderne hat. Was uns interessiert, sind Probleme der Moderne. Und wir möchten diese Probleme der Moderne mit Kollegen aus muslimischen Ländern diskutieren, weil wir das in der Regel viel zu selten tun. Das heißt, das Motto war „Forschung mit, statt Forschung über". Und auch diese Attitüde, glaube ich, hat sich als außerordentlich fruchtbar herausgestellt für die Atmosphäre, in der die Forschung in diesem Bereich betrieben wurde. Der Forschungsverbund hatte drei Schwerpunkte. Ein Berliner Seminar, in dem die Berliner Kollegen sich versammelten, ein Stipendienprogramm für junge Islamwissenschaftler oder für junge Kollegen aus der muslimischen

Welt und dann schließlich eine Summer School, die in gewissem Abstand in Ländern der Region durchgeführt werden sollte. Herz dieses ganzen Unternehmens bis heute ist Georges Khalil. Es gab als Folge dieser Unternehmung einige utopische Projekte, das utopischste vielleicht ein Manifest, das Navid Kermani und ich verfassten zur Gründung einer Jewish-Muslim Academy in Berlin. Ausdrücklich Jewish-Muslim und erst mal ohne die Christen mit der Idee, dass Berlin ein Exterritorium bieten kann, auf dem Wissenschaftler aus bestimmten Regionen, die sich zuhause nicht treffen können, sich hier treffen. Das war vielleicht ein bisschen zu utopisch. In der Zwischenzeit, wir haben darüber einmal mit Michael Blumenthal gesprochen, dem Direktor des Jüdischen Museums, will das Jüdische Museum diese Idee übernehmen, wir werden sehen, was daraus wird.

Ich will in diesem Zusammenhang noch zwei Personen erwähnen. Das ist der frühere Forschungsminister Jürgen Rüttgers und das ist der Senator Manfred Erhardt, die beide mit großer Begeisterung und großem Engagement uns halfen, diesen Forschungsverbund zusammen mit anderen Berliner Institutionen zu schaffen. Heute existiert das Ganze unter dem Namen EUME (Europe in the Middle East – the Middle East in Europe) und ist so lebendig wie eh und je. Und als Folge des Ganzen hat sich mittlerweile in Berlin das Forum Transregionale Studien herausgebildet, in dem die Berliner Regionalwissenschaften – ein alter Plan, ein alter Traum – sich in Berlin miteinander vereinen, um ihre Stärken zu bündeln. Wenn alles mit rechten Dingen zuginge, dann sollten die Prinzipien dieses Verbundes und dieses Forums Transregionale Studien, wie ich finde, ihre Auswirkungen auch im Humboldt-Forum haben, das im Entstehen begriffen ist. Ich finde beispielsweise, dass im Humboldt-Forum etwas eine ganz wichtige Rolle spielen sollte, und das könnte durch die Berliner Sammlungen wunderbar illustriert werden, das ist, was man heute Beziehungsgeschichte nennt. Ich glaube, politisch und auch historisch ist unser Problem ja, dass wir immer alles zentripetal auf uns beziehen, also Japan und wir, China und wir, Afrika und wir, Südamerika und wir, und was wir darüber vergessen haben, sind die Beziehungen dieser Regionen und dieser Politiken untereinander. Und dadurch haben wir beispielsweise das große Engagement Chinas in Afrika völlig verschlafen und sind jetzt erstaunt darüber, dass es so etwas gibt, was die Franzosen Chinafrique nennen. Das sollte also, finde ich, ein Thema sein im Humboldt-Forum. Das zweite, ich hab das unter die an Ortega y Gasset angelehnte Schlagzeile gebracht „Um ein Europa von außen bittend“, wäre ein Europäisches Museum im Humboldt-Forum, das jeweils von Kollegen aus Asien, aus Afrika, aus Südamerika, aus Australien gestaltet würde. Ich könnte mir vorstellen, dass bedeutende Gelehrte und auch Schriftsteller wie

Wole Soyinka, Kenzaburo Oe oder auch Mario Vargas Llosa ein solches Museum schaffen könnten. Im Übrigen nehmen für die Grundidee, die richtige Grundidee des Humboldt-Forums, nämlich die Fremdensammlungen in das Zentrum Berlins, in das Zentrum Preußens, in das Zentrum Deutschlands zu stecken, viele das Erstgeburtsrecht für sich in Anspruch. Wir wissen, wem es wirklich zukommt, nämlich zwei Fellows des Wissenschaftskollegs, Hans Belting als Kunsthistoriker, Mamadou Diawara als Anthropologe, die 1986 in einem Seminar in Berlin im Wissenschaftskolleg diese Idee schon verfolgt haben.

Noch eins zu den bilateralen Dingen: Zu der Beziehungsgeschichte ist vielleicht das spannendste Projekt, und wir hoffen, dass sie es auch versuchen durchzuführen, die Idee von Sunil Khilnani, unserem indischen Kollegen, und unserem Kollegen aus Beijing Wang Hui eine Forschungsgruppe zu gründen, die sich mit der Wiedererfindung und der Neuerfindung der Sozialdemokratie in Indien und in China beschäftigt, das wäre geradezu ein Musterbeispiel für das, was man Beziehungsgeschichte nennt. Natürlich gab es auch Dinge, die nicht funktioniert haben. Vielleicht am schmerzhaftesten der Versuch, unter dem Titel Economics in Context etwas im Bereich der Ökonomie zu verändern. Ich habe das einmal in einem Brief an die Schwedische Akademie auf die Formel gebracht „Wouldn't it be nice for a change to give the Nobel prize in economics to an economist who can show that economics has something to do with the economy?" Das ist bis heute nur in Ausnahmefällen, dazu gehört Amartya Sen, geschehen.

Soweit mein Überblick, der also wie gesagt, nicht 30 Jahre Wissenschaftskolleg umfasst, sondern den kleinen Teil, in dem ich aktiv beteiligt war. Es gäbe noch viel zu sagen, aber ich schließe mit dem Zitat eines Fellows, der, wiederum André Gide zitierend, einmal sagte: „Jetzt habe ich aber genug vom Austausch der Ideen, ein paar möchte ich auch für mich behalten." Vielen Dank.

Wolf Lepenies ist Professor der Soziologie (em.) an der Freien Universität Berlin; er war Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats 1982–84; Rektor 1986–2001, danach Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs.

UNIVERSITÄTEN UND INSTITUTES FOR ADVANCED STUDY – BERLINER ERFAHRUNGEN

CHRISTOPH MARKSCHIES

1. Ouvertüre: Alle Jahre wieder
Oder: wie Strukturpläne die Universitäten betonieren

Zu den strukturellen Problemen deutscher Universitäten gehört, dass sie aufgrund sogenannter Strukturpläne selbst hinsichtlich der kleinsten Personalstelle so streng determiniert sind, dass neue Fragestellungen und interdisziplinäre Aufbrüche nur mit langer Verzögerung in diesen Universitäten institutionell etabliert werden können. In solchen Strukturplänen ist beispielsweise festgeschrieben, dass ein Chemisches Institut nun einmal eine Professur (oder gar mehrere Professuren) für allgemeine Chemie zu haben hat – und die Frage, wohin sich gerade die physikalische Chemie entwickelt und wie sich überhaupt das Fach weiterentwickelt, spielt meist keine Rolle, wenn die „Nachfolge Professor Meier-Müller" ausgeschrieben wird. Das chemische Institut traut sich die Neudenomination der Professur nicht zu, weil sein Kollegium befürchtet, die Stelle bei der geringsten Veränderung im inneruniversitären Kampf zu verlieren, die Universitätsleitung fürchtet sich vor Widerständen im Institut für Chemie und misstraut den eigenen Kompetenzen, Wissenschaftsentwicklungen in einem Fach präzise zu diagnostizieren, und der Regierungsvertreter im Kuratorium der Universität drängt (wie auch der Personalrat) darauf, den unter vielen Mühen beschlossenen und mit anderen Wissenschaftseinrichtungen der Region abgestimmten Strukturplan unter allen Umständen einzuhalten. Eine Weile wird überlegt, eine Stiftungsprofessur beim Verband der chemischen Industrie einzuwerben, aber dann gibt es inneruniversitäre Diskussionen um die Forschungsfreiheit, und es traut sich auch niemand, dem Verband zuzusichern, dass die Stelle nach fünf Jahren übernommen und aus universitären Mitteln finanziert wird – sie steht ja nicht im Strukturplan.

Jene Szene, die hier entworfen wurde, spielt nicht in Berlin. Ich versichere darüber hinaus auch ausdrücklich, dass während der Jahre meiner Präsidentschaft an der Humboldt-Universität (2006 bis 2010) ein vergleichbarer Fall im Institut für Chemie nicht aufgetreten ist. Aber die geschilderte Szene hätte sich in Berlin so zutragen können, wie sie sich auch an den allermeisten anderen deutschen Universitätsorten hätte zutragen können und immer wieder zugetragen hat. In Berlin fällt es allerdings besonders schwer, über die betonierte Architektur der Universitäten zu spotten, denn die in ihrer Wirkung hochproblematischen Strukturpläne sind das Ergebnis schwierigster inneruniversitärer Diskussionen angesichts von dramatischen Kürzungsauflagen des Landes nach einer viel zu kurzen Aufbauphase nach der deutschen Wiedervereinigung. Zudem mussten die Berliner Universitäten mitten in der Kürzungsorgie ihre jeweiligen Profile aufeinander abstimmen – und das fiel nicht eben leicht, da die handelnden Personen durch die inneruniversitären Grabenkämpfe der 70er- und 80er-Jahre sowie die Verteilungskämpfe seit den 90er-Jahren tief geprägt waren und ihr stellenweise recht agonaler Stil die Verständigung wie den Kompromiss nicht eben einfach machte. Manchmal konnte man den Eindruck gewinnen, dass beispielsweise die schweren Auseinandersetzungen im (sagen wir einmal) erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Münster über die Frage, ob man die repressiv-faschistoiden Autoren Goethe und Schiller nicht möglichst nachhaltig aus dem Kanon des Faches herausprügeln solle, ihre unmittelbare Fortsetzung in den Berliner Verteilungskämpfen fanden.[1]

2. Andante cantabile: Nicht alle Jahre wieder
Oder: betonierte Strukturen können aufgelöst werden

In solchen Situationen betonierter Strukturen, die sich übrigens keineswegs in Deutschland allein finden, helfen beherzte und mutige Figuren, die sich etwas trauen und doch über die politische Weitsicht verfügen, dicke Bretter zu bohren und die skizzierten Widerstände langsam aufzulösen. Das müssen Figuren sein, die die Entwicklung der Wissenschaft jedenfalls so weit verfolgen, dass ihnen interessante Trends und die dafür zentralen Wissenschaftlerinnen wie Wissenschaftler bekannt sind. Hat man Glück, finden

1 Ich danke dem Germanisten Gert Mattenklott (1942–2009) für seine ebenso anregenden wie tröstlichen Schilderungen solcher Auseinandersetzungen, die die persönlichen Eindrücke eines 1968 eingeschulten einstigen Berliners von den Ereignissen an der Freien Universität hilfreich ergänzten.

sich solche kundigen Figuren im Lehrpersonal der eigenen Universität, unter den institutionalisierten oder freien Ratgeberinnen und Ratgebern einer Universitätsleitung, im Kuratorium beziehungsweise Hochschulrat, in befreundeten Universitätsleitungen – oder in einer benachbarten Wissenschaftseinrichtung. In Berlin hat man das ungeheure Glück, dass es eine ganze Fülle solcher benachbarter Wissenschaftseinrichtungen gibt, die (um nur das Beispiel des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte zu nennen) selbst einen solchen spannenden Neuaufbruch repräsentieren und Universitäten dazu herausfordern, entsprechende Professuren einzurichten und sich so an der Etablierung eines Netzwerkes einer neuen oder erneuerten Disziplin (oder Disziplinengruppe) zu beteiligen. Das Beispiel wurde im Unterschied zum letzten übrigens nicht beliebig gewählt: In Berlin ist in den letzten Jahren nicht zuletzt aufgrund der Initiative des genannten Max-Planck-Instituts ein Netzwerk von wissensgeschichtlichen Professuren entstanden, das zu den besonderen Profilbereichen der Wissenschaft in dieser Stadt gehört.

Anlässlich des Abschiedes von Joachim Nettelbeck aus dem Amt des Sekretärs des Wissenschaftskollegs zu Berlin liegt es freilich nahe, über eine dieser Einrichtungen zu sprechen, eben über das Haus in der Wallotstraße. Es ist auf der einen Seite vielfältig mit den Berliner Universitäten verbunden (die Präsidenten der drei Berliner Universitäten sitzen in der Mitgliederversammlung, einige Permanent Fellows sind Professoren derselben), aber auf der anderen Seite auch hinreichend getrennt. Wenn man sieht, wie andernorts Institutes for Advanced Study als integraler Teil von Hochschulen Teil der Berufungspolitik von Hochschulen sind, ihnen dann die notwendige wissenschaftliche Freiheit fehlt, weil über der Hausleitung immer noch eine Universitätsleitung schaltet und waltet,[2] dann weiß man diese Unabhängigkeit des Berliner Instituts zu schätzen. Da solche Institutes for Advanced Study, wenn es gut geht, immer „freie geistige Tauschplätze" sind (Wolf Lepenies mit Jacob Burckhardt), weiß man in diesen Häusern, wo sich spannende Aufbrüche in und zwischen den Disziplinen vollziehen. Zwischen den Disziplinen, weil natürlich Neuaufbrüche nicht immer in den traditionellen Fachstrukturen stattfinden (um es einmal dezent zu formulieren), aber eben durchaus auch in den Disziplinen, weil Wissenschaft ohne disziplinäre Standards eben auch schlecht

2 Dieses Problem hat sich insofern noch verschärft, als die meisten Universitäten, die im Exzellenzwettbewerb des Bundes und der Länder in der sogenannten dritten Linie reüssierten, in ihren Konzepten ein solches „Institute for Advanced Study" vorsehen.

funktioniert.[3] Ich nenne zwei Beispiele, um zu konkretisieren, was ich meine: Das Wissenschaftskolleg hat sich zum einen unter Wolf Lepenies massiv für die Erforschung der *multiple modernities* im Islam und der Wechselwirkungen zwischen Europa und den islamischen Ländern eingesetzt, zu Zeiten, als dies mindestens in Deutschland noch kaum jemand interessierte. Inzwischen gibt es in Berlin diverse Forschungsnetzwerke, die sich beispielsweise mit der Entstehung des Qur'an im Kontext der europäischen Spätantike (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) oder mit frühen Rationalisierungsbewegungen in der islamischen Theologie (Freie Universität Berlin) beschäftigen. Zum anderen hat sich nicht zuletzt durch das Engagement von Joachim Nettelbeck das Wissenschaftskolleg bei der Institutionalisierung einer gemeinsamen transregionalen Forschung der diversen Berliner Regionalwissenschaften große Verdienste erworben. Inzwischen gibt es in der Form eines eingetragenen Vereins eine Institution, die die entsprechenden Kompetenzen aus den Berliner Universitäten, Forschungseinrichtungen und Museen bündelt. Man begeht keine Indiskretion, wenn man aus der schwierigen Vorgeschichte dieser flachen Institution berichtet, dass die einschlägigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler gern zusammenarbeiten wollten (transregionale Studien lassen sich nun eben, wie beispielsweise vergleichende Literaturwissenschaft auf der Basis diverser Literaturwissenschaften, nur auf der Basis vieler verschiedener Regionalwissenschaften betreiben), die Universitätsleitungen aber überwiegend skeptisch reagierten. In einem Umfeld, in dem die Mittelvergabe an Universitäten nach deren individuellen Leistungen erfolgt, in den diversen Forschungs-Rankings einzelne Institutionen ausgezeichnet werden und nur einzelne Universitäten, aber nicht Universitätsverbünde den begehrten Exzellenzstatus erringen können, darf man wahrscheinlich nicht verwundert sein, wenn jeder Universitätspräsident sein eigenes Zentrum für transregionale Studien als Teil seiner eigenen universitären Strukturen aufbauen will. In solchen Fällen ist ein neutraler Schlichter und Mediator äußerst hilfreich und willkommen, der beispielsweise als (wie Joachim Nettelbeck gern sagt) „schlichter Verwalter" von den Eitelkeitsritualen des akademischen Betriebes ganz weit entfernt ist. Das ist dann zugleich ein Typus von Wissenschaftsverwaltung, der Wissenschaft ermöglicht und das Gerede vom „Dienstleistungscharakter der Verwaltung" und der neuen „Ermöglichungskultur" nicht wie eine Monstranz vor sich hertragen muss.

3 Zeitweilig waren die Kulturen der Interdisziplinarität mit allzu messianischen Erwartungen versehen.

Der in Berlin geborene und am Institute for Advanced Study in Princeton lehrende Soziologe Albert Hirschman hat ein Institute for Advanced Study einmal ein Möglichkeitsinstitut genannt. Das ist ein sehr weiser Ausdruck, der auch zu Gelassenheit verhelfen kann: In einem solchen „Institute“ ist es keine Katastrophe, wenn ein vielversprechendes Projekt eines Fellows während seines oder ihres akademischen Jahres gar nicht zu Stand und Wesen kommt, sondern erst zehn Jahre später das große Buch erscheint. Oder irgendein anderes fünf Jahre später, weil sich im Freijahr herausstellte, dass das ursprünglich angedachte Unternehmen viel langweiliger und deutlich problematischer ist. Ich wollte, als ich im Jahre 1997 aufgefordert wurde, mich für das Berliner Wissenschaftskolleg zu bewerben, eine Geschichte der frühchristlichen Normen schreiben. Das wäre, wie ich heute fröhlich eingestehen kann, ein zutiefst langweiliges und traditionelles Buch geworden. So habe ich – sieben Jahre nach dem Verlassen der Wallotstraße – nach vielen Gesprächen mit klugen Soziologen im Haus (Soziologinnen gab es damals noch nicht so viele in der Wallotstraße) ein Buch über die institutionellen Voraussetzungen der antiken christlichen Theologie geschrieben. Ob ich diese Prolegomena noch einmal durch eine große Geschichte der antiken christlichen Theologie ergänze, weiß ich noch nicht. Eine traditionelle „Normengeschichte“ des antiken Christentums werde ich aber ganz sicher nicht schreiben. In einem „Möglichkeitsinstitut“ kann es so sein, aber auch ganz anders. Man kann dort einmal ausprobieren, ob sich Neurologen und Philosophen so substantiell über Entscheidungen verständigen können, dass es sich lohnt, ein gemeinsames Forschungsinstitut für Lebenswissenschaften einzurichten (wie es die Humboldt-Universität zu Berlin getan hat). Es kann geprüft werden, ob das Thema „Public Health“ oder (noch aufregender) „Evolutionäre Medizin“ zu mehr taugt als für ein paar geistreiche Konferenzen, ob es sich lohnt, Professuren zu etablieren und entsprechende Studiengänge einzurichten. Ohne viele Worte ist deutlich: Trotz aller anfänglichen Polemik gegen die Betonierung durch Strukturpläne und die Immobilität von Gremien an Universitäten – so flexibel, so experimentell wie ein gutes Institute for Advanced Study kann eine Universität nicht sein. Sie vergibt in aller Regel keine auf ein Jahr befristeten Fellowships (obwohl durch die jüngste Exzellenzinitiative solche Förderformate auch an den Hochschulen Einzug gehalten haben), sondern Lebenszeitprofessuren. Mindestens solange wir keine wirklich flexibleren Beschäftigungsformen an Universitäten haben und keine wirkliche Vielfalt von Positionen (die Schwalbe der Juniorprofessur macht noch keinen Sommer im hierarchischen deutschen System), brauchen Universitäten die – wenn ich so sagen darf – Spürhundfunktion der Institutes for Advanced Study. Spürhunde laufen

durchaus nicht immer die Wege, an deren Ende zu finden ist, was die gesucht haben, die die Spürhunde haben laufen lassen.

Von Jürgen Habermas stammt die schöne Formulierung von der „neuen Unübersichtlichkeit". Unübersichtlich ist die Lage in vielfacher Hinsicht. Bei der Entwicklung der Wissenschaftsdisziplinen, aber auch im Blick auf die Institutionen, die diese Disziplinen pflegen. Gelassenheit ist gefragt in Zeiten hektischer Betriebsamkeit. Nicht immer wird es gelingen, so lange vor jedem Trend in Gestalt des Themas „Moderne und Islam" zu identifizieren, was eine ganze Gesellschaft künftig in Atem hält und solide Forschung braucht. Auch ist es für ein solches „Institute" schwieriger geworden, die wirklich spannenden Köpfe zu bekommen, mit denen die großen Wissenschaftsaufbrüche identifiziert und vielleicht sogar am Ort institutionalisiert werden können. Angesichts der Fülle von neu eingerichteten Institutes for Advanced Study hat längst das Jagen nach den klugen Köpfen auch hier begonnen: Meier-Müller ist dieses Jahr in Princeton, nächstes in Freiburg, übernächstes in Uppsala und überübernächstes in Budapest. Nur an seiner Universität ist er eigentlich nie mehr. Das wird über Vertretungen geregelt. Eigenständige Profile zu identifizieren und zu präsentieren, fällt angesichts einer solchen Fülle von Einrichtungen, die von den klassischen „Some Institutes for Advanced Study" in vielfacher Hinsicht weit entfernt sind, nicht eben leicht. Schließlich darf ein „Möglichkeitsinstitut" ja nicht zum „Beliebigkeitsinstitut" verkommen, indem es einfach irgendwelche Fellows einlädt.

Profile von Institutes for Advanced Study wechseln mit der Zeit. Das auch für Berlin formative „Institute" in Princeton ist als klassizistischer Landhausbau angelegt und in einem der beiden Seitengebäude befinden sich die Scheden, also die Abklatsche der Inschriften, der Athener Agora-Grabung. Hohe, edle Bücherregale sind mit eleganten schwarzen Kästen gefüllt, und man fühlt sich wie in der Walhalla der athenischen Demokratie. Und man wird nicht ganz den Eindruck los, als ob die, die das Gebäude bauten, hier eine Memorialstätte der klassischen Athener Demokratie gleichsam als Stein und Abklatschpapier gewordene Vorgeschichte der amerikanischen Demokratie anlegten. Zu Hochzeiten wirkten am „Institute" entsprechend mehrere Fellows, die sich mit antiker Geschichte und Philologie beschäftigten. Inzwischen ist das Geschichte. Die Inschriften der Athener Agora kann man überall auf der Welt im Computer nachsehen, und lediglich noch ein Fellow am Princetoner „Institute" ist Althistoriker. Stattdessen gibt es eine kundige Islamwissenschaftlerin.

Man muss aber hoffen, dass gerade im dem fachlichen Profilwechsel der „Institutes“ (jedenfalls soweit es die Arbeitsbereiche der Permanent Fellows und die fachlichen Rationes der Einladungspolitik für die übrigen Fellows angeht) ihr institutioneller Beitrag zur Wissenschaftslandschaft liegt – wie man eben am Beispiel des Wissenschaftskollegs in der Berliner Wallotstraße und seiner Funktion für die Wissenschaftslandschaft der Hauptstadt erkennen kann. Ich hatte bis zum Verfassen dieser Zeilen immer die ziemlich sichere Erinnerung, in den Memoiren des Gründungsrektors des Wissenschaftskollegs fände sich eine Fotografie, die eben diesen Gründungsrektor zusammen mit seinem Sekretär, den er seinerzeit beim Deutschen Akademischen Austauschdienst abwarb,[4] vor dem Hauptportal des Princetoner Instituts zeigt, direkt neben dem erwähnten Memorialbau für die Athener Agora-Grabung. Diese Erinnerung verbindet sich in meinem Kopf dazu noch mit der despektierlichen Vermutung, dass auf diesen Besuch die Idee zurückgeht, im Speiseraum des Berliner „Institute“ dieselben Stühle wie in der Princetoner Dining Hall zu verwenden, allerdings ohne das luxuriöse Lederpolster in New Jersey: Töchter sollten immer etwas bescheidener auftreten als ihre Mütter. Aber meine Erinnerung ist, wie ich etwas peinlich berührt zugeben muss, falsch (und die despektierliche Vermutung wahrscheinlich auch).[5] Ein solches Bild existiert gar nicht im erwähnten Band. Der Verwalter hält sich auch im Abbildungsteil im Hintergrund. Und wird offenkundig nur durch die dankbaren Altfellows in die Bilder hineinfantasiert. Einfach, weil er dazu gehört. Ganz egal, ob ein solches Bild irgendwo existiert oder auch nicht.[6]

Christoph Markschies hat den Lehrstuhl für Antikes Christentum an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin inne; Fellow des Wissenschaftskollegs 1989/99; Präsident der Humboldt-Universität 2006–10.

---

4 Peter Wapnewski, *Mit dem anderen Auge. Erinnerungen 1959–2000,* Berlin 2006, 143.

5 Das Bild findet sich übrigens auch nicht unter den Abbildungen des Bandes *25 Jahre Wissenschaftskolleg zu Berlin 1981–2006*, herausgegeben von Dieter Grimm in Zusammenarbeit mit Reinhart Meyer-Kalkus, Berlin, 2006.

6 Mit dieser Korrektur einer Erinnerung möchte ich Joachim Nettelbeck öffentlich meinen Dank abstatten für die vielen Ratschläge, Empfehlungen und Lagebeurteilungen, die er mir seit meinem Jahr als Fellow in Berlin-Grunewald in verschiedenen Funktionen gegeben hat. Er hat nie gezögert, seine Sicht der Dinge mitzuteilen, sich aber auch nicht aufgedrängt und in vielen bekannt schwierigen Berliner Situationen wirklich weitergeholfen.

NUR EIN VERWALTER IST JOACHIM NETTELBECK GEWISS NICHT

DIETRICH NIETHAMMER

„Ich bin ja nur ein Verwalter!“ Diese Aussage habe ich – und wahrscheinlich nicht nur ich – gelegentlich gehört. Natürlich, und das ist sicher jedem klar, drückt sich in dieser Behauptung ein Understatement aus, das für Joachim Nettelbeck typisch ist. Es ist die wohl einzige Möglichkeit, wie er die ihm eigene Bescheidenheit gelegentlich überspielen kann.

Wenn man als Neuling ins Kolleg kommt und ihm dort begegnet, ist man vielleicht sogar geneigt, diese Äußerung ernst zu nehmen, beschreibt er ja doch damit nur seine offizielle Funktion des Sekretärs. Das ändert sich aber rasch, wenn man ihm zuhören kann, wozu es dann zum Glück genügend oft Gelegenheiten gibt. Und dann erlebt man einen Mann, dem die Verwaltung des ihm anvertrauten Kollegs und seiner Mitarbeiter in der Tat sehr am Herzen liegt. Aber das ist eben längst nicht alles. Und so währt es nicht lange, bis man die Chance bekommt, den Mann zu erleben, der er wirklich ist. Um das zu beschreiben, was seine gesamte Persönlichkeit ausmacht, ist aber hier nicht der Platz. Mir geht es vielmehr darum, anhand eines Beispiels eine seiner hervorstechendsten Fähigkeiten zu skizzieren, die sicher viele über die Jahre beeindruckt hat und das immer noch tut.

Während meiner Zeit als Fellow fiel mir die Aufgabe zu, einer Berliner Wissenschaftskommission vorzusitzen, die von der Berliner Initiative „An Morgen denken“ ausging und der die Rektoren der Berliner Universitäten und prominente Vertreter der Wirtschaft angehörten. Auch der Rektor des Kollegs war Mitglied der Kommission, nicht aber der Sekretär. Details würden hier zu weit führen. Eines der möglichen Projekte, die die vorhandenen wissenschaftlichen Stärken in Berlin auf einem bestimmten Gebiet zusammenfassen und dadurch einen deutlichen Gewinn bringen sollten, war das von Jürgen Kocka in der Kommission vorgeschlagene Forum „Transregionale Studien“. An den intensiven Diskussionen, die diesem Vorschlag vorausgingen, war natürlich auch Joachim Nettelbeck beteiligt.

Dieses Forum sollte Forschung in den Geistes- und Sozialwissenschaften in Berlin fördern, die systematische und regionenspezifische Fragestellungen verbinden und in transregionaler Sicht verfolgen. In ihrem abschließenden Bericht stellte die Kommission dazu fest:

„Die Wissenschaften benötigen immer häufiger einen transnationalen, besser: transregionalen (d. h. Weltregionen übergreifenden) Ansatz, der die vergleichende Methode mit Ansätzen zur Analyse von Verflechtungen und Transfers kombiniert. Damit können verschiedene Gesellschaften im Hinblick auf Ähnlichkeiten und Unterschiede untersucht sowie auch die wechselseitigen Beeinflussungen zwischen ihnen nachgezeichnet und erklärt werden. Diese analytische Perspektive fördert in methodischer Hinsicht Reflexivität, indem die Standortgebundenheit der Wissenschaftler und ihre Verwurzelung in ihrer jeweiligen Herkunft und Situation deutlich werden. Im Vergleich vertrauter und fremder Verhältnisse und der Einsicht in deren Verflechtung und wechselseitige Abhängigkeit sowie Beeinflussung liegt auch der Schlüssel zur Gesprächsfähigkeit im internationalen Rahmen."

Ohne Zweifel sind in Berlin eine große Zahl von prominenten Wissenschaftlern und Einrichtungen konzentriert, die zu einer derartigen gemeinsamen Aktivität stimuliert werden sollten. Natürlich war das eine gute Idee, der alle zustimmen konnten. Aber die Umsetzung und Finanzierung war nicht mehr Aufgabe der Kommission. Und so drohte es, wie so oft, bei dem schönen Papier zu bleiben.

Joachim Nettelbeck war, wie gesagt, kein offizielles Mitglied der Kommission, aber er spielte von Anfang an eine wichtige Rolle bei der Erörterung des Konzeptes. Ich habe durch die Diskussionen mit ihm während der Kommissionsarbeit und noch danach wohl erst richtig verstanden (ich bin ja nur Mediziner), worum es eigentlich geht und was man nun tun muss, um die Pläne in die Realität umzusetzen. Und hier habe ich dann eine seiner großen Stärken erlebt, die so vielen Projekten des Kollegs über die Jahre zum Erfolg verholfen haben: Wenn er die Wichtigkeit einer Idee erkannt hat, dann geht er im nächsten Schritt konsequent die Frage an, mit welchen Mitteln und auf welchem Wege man das gesetzte Ziel erreichen kann. Und da kennen seine Erfahrungen und sein Wissen, aber auch seine Fantasie keine Grenzen.

Er machte mir auf fast unmerkliche Weise klar, dass ich als ehemaliger Vorsitzender der Kommission und Befürworter des Vorhabens doch auch die Verpflichtung habe, mich weiter dafür einzusetzen, dass das Projekt gelingt. Das wahrscheinlich gravierendste Problem war die Finanzierung und es war ihm klar, dass man alle vorhandenen

Verbindungen zur Politik einsetzen musste, um so zum Ziel zu kommen. Und da ich im Aufsichtsrat der Charité den Wissenschaftssenator regelmäßig traf, lag es für Joachim Nettelbeck nahe, mich immer wieder dazu zu stimulieren, den Senator an seine prinzipiell positive Einstellung zu erinnern und mit ihm die Umsetzung zu diskutieren. Das tat er mit großem Engagement in Mails und Gesprächen in einer Weise, die bei mir schließlich das Gefühl entstehen ließ, dass ich ja eigentlich nur meine Überzeugung vertrat. Aber ich muss gestehen, dass es mir Spaß gemacht hat, auf diese Weise an der erfolgreichen Umsetzung des Konzepts beteiligt zu sein.

Und so wurde das Forum schließlich Wirklichkeit, und die Geschäftsstelle wurde am Kolleg angesiedelt. Joachim Nettelbeck war es gelungen, dem Kolleg einen weiteren Aufgabenbereich zu verschaffen, so wie es ihm in den langen Jahren seiner Tätigkeit so viele Male gelungen ist. Nein, nur ein Verwalter ist Joachim Nettelbeck wirklich nicht gewesen!

Dietrich Niethammer, Professor (em.) der Medizin und ehemaliger Ärztlicher Direktor der Universitätsklinik für Kinder- und Jugendmedizin, Tübingen; Fellow des Wissenschaftskollegs 2007/08; seit 2008 Senior Adviser to the Rector.

WISSENSCHAFTSVERWALTUNG – UNE AFFAIRE D'AMOUR

HELGA NOWOTNY

1.

Herbst 1981 – der erste Jahrgang des eben eröffneten Wissenschaftskollegs zieht in die Wallotstraße ein. Für die Fellows und die Verwaltung ist alles neu: Erstere sind beschäftigt, ihren Status zu definieren und die Umgangsformen ihrer zukünftigen Konvivialität zu erfinden. Währenddessen ist die Aufregung draußen, vor allem an den Berliner Universitäten, groß. Dort ist die Meinung weitverbreitet, dass die finanziellen Zuwendungen an die Villa im Grunewald eine irregeleitete Investition darstellen. Grund genug, um die mediale Aufmerksamkeit auf all das Neue zu lenken, das hier im Entstehen ist. Und eine erste Probe für die Verwaltung, sich zu bewähren.

Doch es gibt einen ruhenden Pol. Er befindet sich im ersten Stock. Dort, mit dem unvergleichlichen Blick auf den Halensee, dem Wechsel der Jahreszeiten folgend, befindet sich das Arbeitszimmer von Joachim Nettelbeck. Die Glastür ist zugleich einladend und wahrt gebührende Distanz. Der Schreibtisch bleibt in den Abendstunden lange beleuchtet, um am frühen Morgen mit neuem Elan besetzt zu werden.

Über Jahrzehnte hinweg laufen dort alle administrativen und intellektuellen Nervenstränge der Institution zusammen. Dort entstehen unzählige Pläne und Vorhaben, werden Kooperationsvorhaben und Netzwerke entworfen, die alle im Dienste einer einzigen, überragenden Idee stehen: den fruchtbaren Boden für die Entstehung neuer Ideen aufzubereiten, *the breeding ground for new ideas,* der durch die Fellows kreative Gestalt annehmen wird.

Denn niemand wird dieses Haus nach der dafür vorgesehenen Latenzzeit so verlassen, wie er es betreten hat. Die intellektuelle Welt jedes einzelnen Fellows wird sich verändern, angetrieben vom Glauben der intellektuellen Eliten, dass sich die Welt durch Ideen verändern lässt.

Doch dahinter steckt weit mehr: es ist Joachims unersättlicher Neugier zu verdanken und seiner einmaligen Begabung, aus der Fülle der im Gespräch mit anderen ausgebreiteten Ideen jene herauszusuchen, die sich in unerwarteter Weise mit anderen und deren Trägern kombinieren lassen, eine Begabung, die ihn befähigt, aus dieser Fülle an Anregungen und Möglichkeiten konkrete Projekte entstehen zu lassen. Er hat es darin zu wahrer Meisterschaft gebracht, das Aufblitzen neuer Ideen aufzugreifen und unerwartete Verknüpfungen herzustellen. So wird möglichen Inhalten Form verliehen, Form in Verfahren umgegossen, um am Ende das entstehen zu lassen, was wir alle Joachim verdanken.

Für *den Verwalter*, als den er sich mit gespielt unterkühltem Ton gerne selbst bezeichnet, ist dies eine den Verwaltungsalltag transformierende Aufgabe. Alles, was es hier zu tun gibt – das behutsame Umwerben, das Pflegen von Kontakten, die sorgfältige Erweiterung von Netzwerken, die zur Stadtverwaltung und zu den Behörden der Bundesrepublik, zu Stiftungen und zur Politik, zu Finanzbehörden, Geldgebern und bald auch deren Entsprechungen im Ausland führen –, wird in den Dienst dieser Aufgabe gestellt.

Die Fellows sind der Ausgangspunkt, die unschätzbare Ressource, das symbolische Kapital dieser Institution, die durch *den Verwalter* vermehrt und verwandelt wird. Dazu bedarf es der Weitsicht und des vorsichtigen Vorspurens im Gelände, das bisweilen unübersichtlich und steinig sein kann. Es bedarf der geschulten, doch immer zu Revisionen bereiten Urteilskraft, was Personen, Institutionen und deren strategische Kalküle anlangt. Es bedarf der kommunikativen Fähigkeit, unerwartete Querverbindungen herzustellen, ihr Potenzial zu entdecken, lange bevor es den Beteiligten selbst bewusst wird. Aus diesem Zusammenspiel entsteht aufregendes Neues.

Der geheime Leitfaden heißt *serendipity.* Doch anders als nur darauf zu warten, dass sich das Unerwartete, dessen Bedeutung man allerdings erkennen muss, einstellt, ist hier einer am Werk, der *serendipity* zu *strukturieren* versteht.

Joachim hat es zur Meisterschaft darin gebracht.

2.

Die Welt verändern zu wollen, ist nicht nur ein mühsames, sondern auch ein riskantes Unterfangen. Es mangelt nicht an Hindernissen, die sich dem altruistischen Impuls, für das Gemeinwohl zu kämpfen, widersetzen. Doch aufzugeben ist Joachims Sache nicht.

Einen solch widerständigen – und letzten Endes gescheiterten – Prozess durfte ich über einige Jahre hinweg unmittelbar begleiten: die Gründung, den Aufstieg und das Ende des Collegium Budapest. Dies ist nicht der Ort, um diese Entwicklung analytisch-kritisch nachzuzeichnen. Doch als Joachim, Heinz Hertach und ich im August 2010 auf der sonnenüberfluteten Terrasse des Hauses von Heinz hoch über dem Genfer See saßen und über die drohende Schließung der 1992 gegründeten Institution berieten, traten die Unterschiede in unserer Beurteilung klar zu Tage.

Heinz und ich bildeten die „Realo-Fraktion“: Verluste abschreiben, Schlussstriche ziehen, zusperren, was nicht mehr zu retten war und die nächste Seite aufschlagen. Joachim hingegen war nicht gewillt aufzugeben. Sein Einsatz für diese Institution und der Überlebenswille für die Idee, die zur Gründung geführt hatte, sträubten sich, unsere Diagnose zu akzeptieren. Es ging nicht darum, den Verlust von investierter Zeit und Energie zu beklagen, sondern in einer ausweglos erscheinenden Situation doch noch einen Ausweg zu finden.

Dieses Mal jedoch verstummte schließlich die administrative Vernunft, die ihn so oft begleitet und geleitet hatte, der er instinktiv vertraute und die er virtuos für seine Pläne einzusetzen gelernt hatte, vor den politischen Realitäten. Sie zog es vor, weiter zu ziehen, an Orte, wo sie willkommen geheißen wird.

3.

Über viele Jahre hinweg verbrachten Carlo und ich die erste Augusthälfte in Chamonix, in unmittelbarer Nähe des Hauses von Joachim und Annie. Joachims und meine Liebe zu den Bergen, so entdeckten wir, ging wohl auf jene frühen Jahre zurück, die wir, voneinander nichts wissend, in der Nähe des Bodensees verbracht hatten. Das Wandern in der vielseitigen Berglandschaft rund um Chamonix wurde zur Bühne für unzählige ambulante Gespräche, die bald um ein, allerdings schier unerschöpfliches Thema, kreisten: Europa. Heute weiß ich, dass ich den Inhalt dieser Gespräche aufzeichnen hätte sollen. Doch da ich dies verabsäumte, kann ich nur unsere gegenseitigen Positionen skizzieren: mein, wie mir scheint, mit realistischer Skepsis gepaarter Optimismus kreuzte sich mit Joachims immer gut argumentiertem Euro-Skeptizismus. Selbst über Jahre hinweg gab es nur minimale Verschiebungen in diesen gegensätzlichen Grundhaltungen.

So blieb mir am Ende nichts anderes übrig, als Joachim zu beweisen, dass es doch möglich war, auch in Europa etwas zu schaffen, das seinen Idealen entsprechen würde.

Mein Engagement für den European Research Council (ERC) erhielt indirekten Auftrieb und Unterstützung durch Joachims Skepsis gegenüber allem, was mit Brüssel zu tun hat. Die Welt zu verändern erfolgt manchmal in kleinen Schritten. Doch wie es auf steilem Gelände in den Bergen nun einmal ist: Viele kleine Schritte, selbst wenn der Atem auszugehen droht, führen letztlich zum Ziel.

Joachim hat viele Gipfel für das Wissenschaftskolleg erreicht.

Er ist neue Routen gegangen und hat deren Schönheit und intellektuellen Gewinn anderen vermitteln können. Die Aussicht auf eine global gewordene Wissenschaftslandschaft, die sich vom Wissenschaftskolleg aus gesehen heute anbietet, ist wesentlich auch Joachim zu verdanken. Sie ist zukunftsweisend.

Als Kenner der Berge weiß er, dass es ein Basislager braucht, um von dort in neue Höhen aufzusteigen. Das Wissenschaftskolleg ist zu einem solchen geworden – bereit für das 21. Jahrhundert.

Mir bleibt nur, aus ganzem Herzen für 31 Jahre einer tief empfundenen Freundschaft zu danken.

Helga Nowotny ist Präsidentin des Europäischen Forschungsrates (European Research Council, ERC) und Professorin (em.) für Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftsforschung, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich. Fellow am Wissenschaftskolleg 1981/82.

REALISIERBARE TRÄUME
MICHAEL OPPITZ

In den frühen 90er-Jahren rief er mich eines Tages unvermittelt mit dem Vorschlag an, ob ich mich nicht mit ihm und einem alten Seebären, der sich gerade in Berlin aufhalte, im Restaurant La Cascina an der Delbrückstraße zu einem gemeinsamen Lunch treffen wolle. Ob ich dieses etwas noble Lokal denn kenne und ob 13:00 Uhr eine zivile Zeit für mich sei. Für einen Frühaufsteher, in den ich mich seit ein paar Jahren verwandelt hatte, war das eine durchaus zivile Essenszeit, und das Lokal war mir tatsächlich ein Begriff – ich hatte es aber dank seiner gepflegten Preise nicht zu einem regelmäßig besuchten Ort gemacht.

Joachim Nettelbeck und der alte Seebär saßen schon beim Apéro am Tisch, als ich Punkt eins das Lokal betrat. Joachims Gast, ein etwas zerzauster Herr mit flatternden Lidern und einem grauen Bart, war für mich kein ganz und gar Unbekannter. Ich war ihm schon ein paar Male während meiner Jahre in England begegnet. Vor allem aber hatte ich einige seiner Bücher gelesen: über die Entstehung und Folgen der Schriftkultur, über Schreibfähigkeit in Gesellschaften ohne Schrift, über die Schnittstellen von oralen und schriftlich festgehaltenen Überlieferungen, über vergleichende Studien zur Verwandtschaft und ein Buch über Kochkunst und soziale Klassen. An diesem Tage erzählte der Herr aus Cambridge von seinem gerade im Druck befindlichen Manuskript, das wieder ein anderes Forschungsfeld zum Gegenstand hatte – die Verwendung von Blumen in den verschiedensten Kulturen in Gegenwart und Vergangenheit. Das Thema habe ihn, Jack Goody, nicht mehr losgelassen, seit er in Schwarzafrika festgestellt hätte, dass Blumen dort so gut wie keine Rolle spielten – im Gegensatz zu den symbolischen, ästhetischen, religiösen, ja selbst politischen Implikationen von Blumen im Fernen Osten, in Indien und in Europa.

Mit aufgeweckten Jünger-Fragen gelang es den beiden Zuhörern, den Schwung des britischen Forschers in immer weitere Höhen zu treiben. Joachim verstand sich aber auch darauf, mit diplomatischem Gespür den monologischen Fluss des Gespräches ein

wenig zu dämmen und es an passender Stelle auf die Forschungsinteressen des dritten Mannes am Tisch zu lenken. Goody ließ sich darauf offenen Ohres ein. Und ein Schimmer empathischer Kameraderie huschte über sein Gesicht, als ich bei der Wiedergabe eines Mythos der Magar im Nordwesten Nepals auf die Deckungsgleichheit zwischen den Bewegungen der urzeitlichen Protagonisten mit den jahreszeitlichen Wanderungen heutiger Schafherden verwies und meine Erzählung mit der Feststellung beschloss, dass die ganze orale Tradition dieses Volkes nach Schafkötteln rieche.

In der gesteigerten Angeregtheit der Unterhaltung kamen wir auch auf die zeitgenössischen Entwicklungen in der akademischen Ethnologie zu sprechen. Sehr bald schon waren wir uns darin einig, dass die Tendenzen zu Ungunsten der Grundlagen dieser Tätigkeit verliefen und dass man die Feldforschung durch die Schaffung neuer institutioneller Impulse fördern und sie aus der universitären Umarmung befreien müsse. Jetzt war Nettelbecks Stunde gekommen. Man könne sich doch ein Gebilde vorstellen, das sich – analog zum CNRS oder besser noch zu vergleichbaren Instituten der Max-Planck-Gesellschaft – ungestört vom Lehrbetrieb allein der ethnologischen Forschung widme, basierend auf empirischer Forschung im Feld. Schon nach der zweiten Flasche eines sizilianischen Catarratto kam uns allen dreien die Gründung einer solchen Einrichtung als ein selbstverständliches Desiderat vor. Ja, und wenn man die neue Einrichtung dann – so kurz nach der Wende – in Deutschland zu implantieren gedenke, dann müsse das auf blühenden Feldern des Ostens geschehen. Sofort fiel der Name „Hiddensee“ – ebenso weit weg von allem wie die Runddörfer Amazoniens, aber ach, ebenso unzugänglich. Dann müssten die Fellows eben einen Flugschein für kleine Pilatus-Porter-Maschinen machen. Die mönchische Abgeschiedenheit der kleinen Ostsee-Insel – ich versprach mich sogar und sagte Oster-Insel – sei doch dazu prädestiniert, dort versammelte Forscher zu gemeinschaftlichen Denkbewegungen anzuregen – schon allein, weil die Verlockungen der Städte fehlten.

Auf unserer Luftschlösser-Tour kam als nächster Anwärter für die Plazierung des zu gründenden Institutes der Name „Wörlitz“ ins Spiel. Dieser Ort mit seinen sanften Auen und Sichtachsen, welche das Auge zu entfernten Horizonten einladen, biete das botanische Modell für jenen Weitblick, der für eine vergleichende Ethnologie nur förderlich sein könne. Hier könne der Schauende von den Wiesen und durch die Bäume hindurch sogleich zu den zahlreichen gesellschaftlichen Entwürfen schweifen, die der Forscher von seinen fernen Reisen mitgebracht habe.

Vor allem sei Wörlitz jedoch ein vorherbestimmter Ort: Hier seien Teile einer besonders schönen Sammlung von Ethnographica zur Ruhe gelangt, die auf der zweiten Cook-Expedition von den beiden Forsters, Vater und Sohn, zusammengetragen worden sei. Georg, der Sohn, habe sie dem Herzog Leopold III., Fürst Franz von Anhalt-Dessau, auf einer Visite zum Geschenk gemacht, in der stillen Hoffnung auf eine großzügige Gegengabe für seinen Vater, dem ein weiterer Verbleib in England nicht habe zugemutet werden können, aufgrund der Unstimmigkeiten mit der Admiralität der Krone. Allein, der reformfreudige Fürst Franz habe das Geschenk angenommen, ohne sich durch eine Anstellung des alten Reinhold Forster in seine Dienste erkenntlich zu zeigen. Die hundert Louisdor, die der Fürst dem scheidenden Georg für den Vater zugesteckt habe, seien kaum mehr als die bescheidene Andeutung von Gegenseitigkeit gewesen. Stattdessen sei jetzt, über 200 Jahre später, mit der Etablierung eines Georg-Forster-Institutes für Ethnologie in Wörlitz der passende Moment gekommen, die fürstliche Unterlassung von damals nachzubessern und Georg endlich als den Ahnherrn der beschreibenden Ethnographie zu ehren.

Ob wir noch andere Orte für das angedachte Institut ins Feld führten, entzieht sich meiner Erinnerung. Tatsache ist, dass 1999, also wenige Jahre später, ein Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung im Osten seine Tore öffnete – in Halle an der Saale. Mittlerweile sitzen dort, auf drei zueinander ausgerichtete Gebäude am Advokatenweg verteilt, Dutzende von Doktoranden, wissenschaftlichen Mitarbeitern und assoziierten Forschern – angeführt von zwei (Goroho und Separang), neuerdings sogar drei Direktoren – vor ihren Computern, darauf konzentriert, ihre abgeschlossenen oder geplanten Feldforschungen zu Papier zu bringen. Für das Zustandekommen dieses Traumes darf Joachim Nettelbeck mit seiner Mischung aus administrativem Wirklichkeitssinn und weitläufiger Fantasie als einer der maßgeblichen Drahtzieher im Hintergrund angesehen werden.

War das Mittagessen im La Cascina also die eigentliche Geburtsstunde dieser Vision? Wüsste ich nicht aus meinen eigenen Forschungen, dass Gründungsmythen in unterschiedlichen, ja widersprüchlichen Fassungen kursieren, dann würde ich dies gerne behaupten oder zumindest in vorgerückter Stunde als Anekdote in Umlauf bringen. Fest steht jedoch, dass das Restaurant in der Delbrückstraße die Kulisse war, vor der einer jener Träume in den Raum trat, die man braucht, um etwas Neues in die Welt zu setzen; und Joachim Nettelbeck der Mann, der auf beiden Seiten der Vision zu Hause ist: der des Traumes und seiner praktischen Umsetzung.

Fünf Jahre vor dem erwähnten Mittagessen war ich selbst – im ersten Jahr der Ära Lepenies – ein Fellow am Wissenschaftskolleg gewesen. Jakob Taubes hatte mich von der texanischen Prärie, wo ich an einem interdisziplinären Experiment teilgenommen hatte, hinweggelockt und mich für Berlin empfohlen. Zu der Zeit arbeitete ich gerade an einem dicken Buch mit dem späteren Titel *Onkels Tochter, keine sonst*. Darin versuchte ich zu zeigen, wie sich die Gruppenbeziehungen eines himalayischen Heiratsbündnisses der asymmetrischen Art bis in alle Lebensbereiche, ja selbst in die religiöse Praxis der betreffenden Lokalkultur auf prägende Weise bemerkbar machten. Eine kleine Vorschau auf dieses Werk, das erst 1991 erschien, konnte ich während meiner Zeit am Kolleg fertigstellen; sie ging unter dem Titel *Frau für Fron* dem größeren Buch voran. Ich erwähne dies, weil auch hier Joachim Nettelbeck für den Fortgang der Niederschrift eine Rolle spielte.

Während meiner Zeit in der Wallotstraße waren mir einige ethnographische Lücken schmerzhaft vor Augen getreten, die ich umgehend durch eine kurze Reise in die nepalesischen Berge zu schließen hoffte. Ich besprach mich mit Joachim über eine mögliche, vorher nicht eingeplante Absenz vom Fellow-Betrieb. Er zeigte sich nicht nur verständig für meinen Drang, zu den einzigen Quellen zu reisen, die meine Lücken würden füllen können, er besorgte mir neben dem Abwesenheits-Placet sogar einen Zuschuss für die Reisekosten. Meinen Dank suchte ich nach der Rückkehr ins Münzgeld kleiner Geschichten zu packen, die von meinen denkwürdigen Begegnungen unterwegs handelten und die ich ihm und den zufällig in unserer Nähe stehenden Fellows erzählte. Manche davon kamen wohl auch an, wenn auch nicht in der treffsicheren Weise wie die zu allen Gelegenheiten platzierten Fontane-Zitate des Hausherrn.

Doch noch immer, bis auf den heutigen Tag, beunruhigt mich das Gefühl, dass ich mit meinen Vignetten von damals diesem zurückhaltenden Ermöglicher und Verknüpfer nicht hinreichend meine Schuld abgegolten habe. Deshalb schlage ich vor, Joachim Nettelbeck, wenn er erst einmal durch den vermehrten Anblick der leichtfüßigen Bergführer von Chamonix Mut und Energie gesammelt hat, zu einer dreiwöchigen Umrundung des Dhaulagiri-Massivs einzuladen – in Begleitung einer kleinen Karawane schwarzzottiger Yaks, zweier robuster Viehtreiber mit Ortskenntnissen und eines tibetischen Kochs. Für diese emeritale Herausforderung würde ich gerne entsprechendes Schuhwerk – vielleicht meine treuen Merrell von damals – und einen schweißfreien Anorak Marke „Sherpa“ bereitstellen. Außerdem könnte ich ihm – vorausgesetzt, er nähme

mich mit – die Leute vorstellen, die ihre Kreuzkusine heiraten und mit den Schafen auf mythischen Pfaden wandeln.

Michael Oppitz ist Ethnologe. Er war bis zu seiner Emeritierung Professor an der Universität Zürich und Leiter des Zürcher Völkerkundemuseums; Fellow des Wissenschaftskollegs 1986/87.

JOACHIM NETTELBECK, MINISTER OHNE PORTEFEUILLE

ANDREI G. PLEŞU

Ein Ästhetikprofessor aus Rumänien in der Zwischenkriegszeit (Tudor Vianu) sagte einmal, es gäbe drei Arten von Experten im Bereich der Erkenntnis: jene, die *Bücher* kennen, jene, die *Objekte* kennen und jene, die *Menschen* kennen. Diejenigen, die Bücher kennen, sind, offensichtlich, Besucher von Bibliotheken, Verschlinger von gelehrten Bänden, Professionelle des reinen Buchwissens. Diejenigen, die Objekte kennen, sind Kunsthistoriker, Erforscher der „materiellen Spuren" der Zivilisation, beglaubigte „connoisseurs", Antiquare, „Attributzler" usw. Schließlich sind diejenigen, die Menschen kennen, Aufbewahrer einer Lebenserfahrung und vor allem einer feinen Intuition für Mitmenschen, für den „Anderen", mit all seinen Fähigkeiten, Verletzlichkeiten und Potenzialen. Sicherlich können diese drei Kategorien ineinander übergehen, wobei sie in verschiedenen Kombinationen unterschiedliche Gattungen von „Intellektuellen" hervorbringen. Ich habe mich manchmal gefragt, welche „Spezialität" eigentlich das „Gebiet" von Joachim ist. Was Bücher angeht, ist er hier unendlich mehr zu Hause, als sich einige dies vorstellen. Im Dialog mit der internationalen akademischen Elite, an deren Diskussionen er über 30 Jahre, unabhängig vom jeweiligen Thema, unbeirrt teilnimmt, im Kolloquienraum des Wissenschaftskollegs, stets informiert und reaktiv, ein beharrlicher Leser und seinerseits Autor von einigen veröffentlichten Texten zum Thema der Forschung im Allgemeinen, wird Joachim Nettelbeck von den Fellows des Berliner Kollegs gleichermaßen als „technisches" *Faktotum* wie auch als *Kollege* wahrgenommen. Ich habe gesehen, wie er sich bemüht, einigen unorganisiert „in der Luft" schwebenden Ideen institutionelle Substanz zu verleihen, adäquate Formulierungen für Seminarprojekte oder interinstitutionelle Workshops vorzuschlagen. Er war immer rigoros, im jeweiligen Kontext gut orientiert, effizient.

Was die „Erkenntnis der Objekte" betrifft, so ist dies eindeutig Teil der Begabung von jemandem, dessen „Tätigkeitsbeschreibung" ihn mit der Verwaltung einer Institution beauftragt, mit all ihrem logistischen Ballast. Hierfür sind Pragmatismus, schnelle und

klare Entscheidungen, Erfahrung in der Vorgehensweise, kurz: eine lang ausgeübte Kompetenz des *Konkreten* nötig: von der Personalführung bis zu Investitionen, Organigrammen und den üblichen Arbeitsabläufen …

Aus meiner Sicht jedoch liegt der Schwerpunkt von Joachim auf seiner Kompetenz im Bereich der Menschenkenntnis. Ich denke hier nicht an irgendeine prätentiöse Erkundung der Psychologie derjenigen, mit denen er zu tun hat, an irgendeine „manipulative" Schlauheit, an irgendeine besondere Fähigkeit, eine korrekte Charakterdiagnose zu stellen. Ich denke an die Berufung und das Talent, zum Nutzen der Menschen zu *arbeiten*, jenseits der *Strukturen* einer Institution ihr vitales *Vibrato*, ihre seelische Ladung, wahrzunehmen. Joachim weiß durch taktische Übung und durch Instinkt, „Netzwerke" gegenseitiger Unterstützung, nützliche Verbindungen und Dialog zu schaffen. Er hat die Intuition des „richtigen Menschen am richtigen Ort", der Schaffung optimaler Umstände zur Auflösung von Krisen, er hat das „Laster", etwas aufbauen zu wollen, und die Leidenschaft, sich der Gemeinschaft hinzugeben. Er ist eine dynamische *Brücke* zwischen Menschen, Berufen und Ethnien, ein perfekter Vermittler.

Mit diesen Eigenschaften hat Joachim Nettelbeck die Berufung und Geschicklichkeit eines *Ministers*, wenn wir diesem Wort seine etymologische Bedeutung verleihen: die des *Dieners*. Aber ein Minister ohne bürokratische Anhängsel für seinen „Stuhl" und ohne lineare „Spezialisierungen". Er ist eher ein „Minister ohne Portefeuille", also das, was man in einigen Fällen als *Minister für besondere Aufgaben* bezeichnet. Er ist der Mann für *jede beliebige* Aufgabe, der Mann, der prompt und funktional auf jedwede Anforderung reagiert, wenn die Umstände es erfordern. Nicht „für alles gut", aber gut für all das, was mit seinen extrem flexiblen Fähigkeiten und seinem Lebensprojekt zusammenhängt.

Ich habe unter anderen zwei Erinnerungen an Joachim Nettelbeck, die seine Menschenkenntnis und sein spontanes Interesse für das „Menschliche" illustrieren. Es war im Mai 1993, zu der Zeit, als ich mich bemühte, das *New Europe College* in Bukarest auf die Beine zu stellen. Die Idee kam mir in Berlin nach einer Diskussion mit Wolf Lepenies. Mir schien, dass ein Institut für fortgeschrittene Studien vom Typ des *Wissenschaftskollegs zu Berlin* (sicherlich auf kleinerem Niveau) nach Dezember 1989 in Rumänien, wo Forschung (vor allem im Bereich der Sozialwissenschaften) Jahrzehnte lang unterfinanziert, belastet von ideologischen Eingriffen und marginalisiert war, mehr als nötig sei. Es bedurfte eines „Neustarts", einer neuen Kultur des akademischen Dialogs, einer Wiedergewinnung intellektueller Energien, die wir unter der Diktatur eingebüßt hatten, und einer Annäherung der Arbeitsstandards an die europäische Normalität. Ich hatte keine

Illusionen über die Chancen dieses Projekts. Und trotzdem … Wolf Lepenies hat diese Utopie sofort angenommen, er sagte mir, ich solle alles, was ich im Kopf hatte, zu Papier bringen und mobilisierte ein kleines „Unterstützungskomitee". Es folgte das Wunder der effizienten Solidarisierung einiger Menschen: in einer ersten Etappe Joachim Nettelbeck, Heinz Hertach (Schweizer Kulturstiftung Landis & Gyr) und Helga Junkers (VolkswagenStiftung). Die Dinge entwickelten sich schnell, sodass sich bald das Problem eines rumänischen Teams stellte, das unseren Ideen Körper verleihen sollte. Ich brauchte, so scherzten meine Berliner Freunde, eine „zweite Frau", eine rechte Hand, eine kompetente und zuverlässige Geschäftsführerin. Im Gespräch tauchte der Name von Marina Hasnas, einer Kindheitsfreundin meiner Frau, auf. Marina ließ sich jedoch schwer überzeugen. Sie war Architektin und war sich der abenteuerlichen Komponente eines totalen Karrierewechsels bewusst. Sie erklärte Joachim, es falle ihr schwer, das Reißbrett ihres Architekturbüros zu verlassen, um in einem völlig anderen Bereich ganz von vorne zu beginnen. In diesem Moment hat Joachim Nettelbeck einen Satz gesagt, an den sich Marina Hasnas noch heute erinnert: „Denk dir! Anstatt dich mit Transparentpapier, Reißbrett und abstrakten Messungen zu konfrontieren, hättest du die Chance, dich unmittelbar mit Menschen zu befassen. Du wirst weiterhin etwas aufbauen, aber du wirst mit dem delikaten Material einiger lebender Intelligenzen arbeiten, denen du bemüht sein wirst, zu helfen, sie zu begleiten, ihre wissenschaftliche Arbeit unter optimalen Bedingungen zu unterstützen. Hast du nicht den Eindruck, eine solche Erfahrung wäre einen Versuch wert?" Und Marina nahm an. Aber nicht nur, weil sie den Mut hatte, die Herausforderung anzunehmen, sondern weil Joachim mit einer starken Überzeugung gesprochen hatte: der Überzeugung eines Menschen, der selber praktiziert, was er predigt, der ein Glaubensbekenntnis abgibt, das er in die Tat *umzusetzen* und ohne Zögern zu *leben* versteht.

Die zweite bedeutende Erinnerung betrifft mich direkt. Es waren gut einige Jahre seit der Gründung des NEC vergangen, als ich, ein bisschen müde geworden, bei einem Glas unter Freunden den zentrifugalen Aspekt meiner täglichen Agenda beklagte. Mir schien, ich hätte zu viele nebensächliche Verpflichtungen, ich investierte zu viel Zeit und Energie in Aktivitäten ohne Verbindung zu meinen beruflichen Optionen und Projekten. Ich war beschäftigt mit Verwaltung, *Lobbying* für das NEC, gelegentlichen Konferenzen, gar nicht zu sprechen von den üblichen Anforderungen eines immer noch ungesetzlichen, unsicheren, unvorhersehbaren politischen, wirtschaftlichen und sozialen Umfelds, wie es für ehemalige kommunistische Länder in einem unendlich langen

„Übergangszustand“ charakteristisch war (und ich fürchte, immer noch ist). Ich fühlte, dass ich mich verschwende, dass mir die Zeit zwischen den Fingern davonläuft, dass ich endlos aufschiebe, mich auf mein eigenes Lebensprogramm zu konzentrieren. Und da hat mir Joachim eine unerwartete Lektion der Weisheit erteilt: „Woher weißt du“ – sagte er mir – „welcher dein wahrer Werdegang ist, der ideale Weg deiner Bestimmung? Woher weißt du, dass dein Platz, dein Zweck, der Sinn deines Lebens dort ist, wo *du* ihn dir vorstellst? Du kannst nicht sicher sein, dass deine persönlichen Pläne näher an deiner tatsächlichen Bestimmung sind als die Aufgaben, die sich dir im hastigen Alltag in den Weg stellen. Auch Verschwendung, Zur-Verfügung-Stehen, bedingungslose Reaktivität können ein Schicksal sein. Und können notwendig sein, besonders in dürftiger Zeit. Unter der Bedingung, sie entspannt, frei, ohne Eitelkeit und ohne Bedauern zu akzeptieren.“ Ich konnte es kaum fassen! Joachim sprach auf einmal wie ein Zen-Meister! Man soll nicht glauben, ich bemühe mich, ihm hier ein enkomiastisches Porträt auszumalen, ihm Worte oder Ideen eines affektierten Gurus zuzuschreiben. Joachim ist nicht der metaphysische Typ, obwohl er oft sehr subtil sein kann. Aber die Hingabe, mit der er sein ganzes Leben lang gearbeitet hat, die Hartnäckigkeit seines dienenden Fleißes haben ihn zur Höchstleistung im gesunden Menschenverstand geführt, die den verworrenen Spekulationen der Philosophen wenig zugänglich ist …

In gewissem Sinne hatte Joachim Nettelbeck die *positive* Berufung zur Verschwendung. Eine solche Ausstrahlung, die Fähigkeit, die Wirkungen seiner Handlungen zu *vervielfachen*, sind auch Formen der Verschwendung, und zwar der *konstruktiven* Verschwendung. Ich sah ihn filigran Arbeit leisten an der Gründung und dem guten Funktionieren des NEC, ich sah ihn in seinem schlaflosen Bemühen, das *Collegium Budapest* zu unterstützen, vor allem in dem dramatischen Moment seines Auseinanderbrechens, ich sah ihn für ein Institut für fortgeschrittene Studien in Sofia oder für eine eventuelle Ausdehnung des bestehenden Instituts in Mali oder Indien sowie für die Gründung eines Instituts in Nantes arbeiten. Ich sah, wie es ihm gelang, all diese Institutionen im Netzwerk (NetIAS) zu vereinen, um dank ihres Zusammenwirkens ein stärkeres Echo zu erhalten. Und dies alles, einschließlich der Garantie der *Kontinuität*, die er dem Wissenschaftskolleg durch seine Anwesenheit verliehen hat, unter dem Mandat mehrerer Rektoren, sind nur ein paar der Dinge, von denen *ich* weiß. Ich kann mir vorstellen, dass es unzählige weitere gibt, über die andere berichten können.

Wie ich ihn kenne, mag Joachim Feierlichkeiten nicht besonders, weswegen ich das Bedürfnis verspüre, nun mit einer heiteren Note abzuschließen, provoziert von der stets

überraschenden Willkür des Internet. Bevor ich anfing diesen Text zu schreiben, war ich neugierig, zu sehen, was man bei Google über den Generalsekretär des *Wissenschaftskollegs* finden würde. Ich habe also seinen Namen eingegeben und eine Unmenge von Informationen erhalten, einschließlich die von ihm in der FAZ veröffentlichten Artikel. Doch der *erste* „Eintrag" bei Google handelt von einer Persönlichkeit mit demselben Namen, geboren am 20. September 1738 in Kolberg (heute in Polen). Diese hatte ein abenteuerliches Leben, war ein erfahrener Seemann und passionierter Reisender zwischen Westeuropa, Westindien und Westafrika und wurde 1806 ein wahrer Volksheld, der auf spektakuläre Weise zum Widerstand seiner Stadt gegen die Belagerung durch Napoleon Bonaparte beigetragen hatte. Ich möchte Zufälle nicht rhetorisch missbrauchen. Und eigentlich glaube ich nicht an Zufälle. Aber wie wir wissen, *nomen est omen*, „der Name ist ein Zeichen, ein Programm". Joachim hat mit seinem Namensvetter das Vergnügen an der Navigation gemeinsam, er ist mit dem Osten und dem Westen unparteiisch verbunden, ist Experte in Verteidigung und Angriff, wenn es um den Schutz einer insitutionellen Gemeinschaft geht. Infolgedessen ist auch er des Titels würdig, den sein Vorgänger 1770 verliehen bekam, allerdings mit einer wichtigen Variation: *Königlich-Kosmopolitischer Schiffskapitän*!

Andrei G. Pleşu ist Professor der Religionsphilosophie an der Universität Bukarest; 1994 gründete er des New Europe College in Bukarest, das er bis heute als Rektor leitet; er war Kultusminister (1989–91) und Außenminister (1997–99) Rumäniens; 2002–07 war er Permanent Fellow am Wissenschaftskolleg; in den folgenden akademischen Jahren verbrachte er jeweils mehrere Monate als Short-Term Fellow am Wissenschaftskolleg.

VORSCHLAG EINER AKADEMIE ZUR GUTEN REDE
GEDANKENSPIEL EINES PARTEILOSEN IN VOLLEM VERTRAUEN

UWE PÖRKSEN

Lieber Joachim,
Du hast schon vor 30 Jahren den ersten 17 Fellows gezeigt, dass konkrete Umsetzung Dein Element ist. Daher die bescheidene Bitte, jetzt, wo der Acker der Zeit so offen vor Dir liegt, die mir am Herzen liegende Idee einer Akademie zur guten Rede in die Wirklichkeit zu übersetzen oder, noch bescheidener, ihr den ersten Grundstein zu legen. Im Übrigen, wie es in Freiburg so schön heißt: Gute Zeit!

Hier mein Vorschlag:
Politik ist Machterhalt, aber Machterhalt ist noch nicht Politik. Was ist Politik dann?

Ausgangspunkt meines Vorschlags einer Rede-Akademie ist die Beobachtung, dass der eigenständige Sinn und die Würde der Politik kaum mehr klar erkennbar sind und die freie politische Rede das geeignetste Instrument ist, das Politische wieder sichtbar zu machen:

- einsichtig vorzuführen, dass es jenseits des Interessendschungels selbständige politische Kategorien gibt, die einen Vorrang haben vor partikulären Ansprüchen;
- glaubwürdig zu behaupten, dass die freie politische Rede ein geeignetes Instrument sei, auch unpopuläre Maßnahmen als zwingend erkennbar und akzeptabel zu machen;
- öffentlich am Beispiel weitreichender Weichenstellungen den Primat der Politik zu begründen und einzufordern.

Die Rhetorik steht in einem falschen Ruf. Die republikanische Rede ist nicht nur ein Instrument der Wirkung, der Überredung, sondern in erster Linie ein Klärungsinstrument. Hier liegt der Grund für ihre Notwendigkeit. Der Aufbau einer Rede ist ein

Entdeckungsvorgang. Wirkungsbewusste Präsentation ist das eine, das andere aber ist die Situationsklärung. Ihr wichtigster Förderer und Adjutant ist der Gegner, ihr bestes Mittel das Eingehen auf die Gegenrede. Es macht die Kulturtechnik der Rede – von Anfang an ist übrigens der Dialog ihr Prinzip, die Dialektik ihre Partnerin –, es macht sie zur Findekunst. Das Bauprinzip einer Rede kann dazu zwingen, eine Sache zu klären, bevor sie dann öffentlich erklärt wird. Es ist ein Vorgang des Bewusstmachens, das einen gemeinschaftlichen Zug hat.

Es ist bekannt: Politik gehorcht nicht in erster Linie Spielregeln der vernünftigen Klärung, sondern Machtinteressen. Auch unsere gegenwärtige Politik folgt ihnen und sieht andererseits die zwingende Notwendigkeit, den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Eine heutige Regierung benötigt daher nichts so sehr wie eine orientierte, unabhängige politische Öffentlichkeit, die ihr eine unabhängige Politik abverlangt.

Wir benötigen Orte, wo Politik autonom gedacht und geprüft, eingeübt und formuliert werden kann, wo ihre vielseitigen Gattungen, insbesondere die einer Politik über den Tag hinaus, als öffentlich wirksames Probehandeln praktiziert werden.

Das ist an vielen Orten möglich, auch in einer Mansarde. Gedacht ist hier an ein herausragendes Institut, das in der Lage wäre, diesen Begriff von den eigensten Aufgaben der Politik markant sichtbar zu machen.

Umriss einer Akademie zur guten Rede

Man denke an ein Institut, wo 20 oder 30 eingeladene Gäste sich ein Jahr lang gemeinsam auf dem Feld der politischen Rede und der kooperativen Rhetorik umtun. Es sollten besondere politische Begabungen und gestandene Personen eingeladen werden, die Hälfte jünger als 30 Jahre, die anderen altersmäßig gemischt.

Das Gebäude liegt in einer Stadt, in der Reden aller Art täglich zu hören und zu studieren sind.

Es braucht Einzelzimmer für die Fellows, einen Vortragssaal und hinterm Haus eine Vortragswiese, womöglich einen kleinen Park. Eine Bibliothek.

Es gibt vier größere Sektionsräume und vier in ihnen arbeitende sachkundige Moderatoren. Der erste sollte zuständig sein für

- Findekunst und Recherche, der zweite für
- Dialogführung und Gesprächstechnik, der dritte für

– Disposition und Schreibkunst, der vierte für
– Vortragskunst und visuelle Kommunikation.

Die vier Sektionsräume mit ihren Organisatoren und Arbeitsmitteln könnte man als vier Stationen eines Themendurchgangs auffassen, als Schleife. Die Arbeit ist themenzentriert.

Zu Beginn wird gemeinsam eine Aufgabe, ein Thema formuliert, das einen aktuellen Anlass haben mag, aber über ihn hinausweist, z. B.:

– Integrationsblockaden in unserer Gesellschaft;
– Inhalte und Durchsetzung eines Generationenvertrags;
– Erhaltung eines Stadttheaters?
– Saatgut als Gemeingut;
– Wird Europa die Regionen gegenüber dem Nationalstaat stärken?
  Die Verfassungsfrage.

Raum I steht zur Verfügung, um das Thema durch „Findekunst und Recherche" aufzubrechen, Raum II, um in „Dialogführung und Gespräch" Positionen und Gegenpositionen zu entwickeln und auszutragen, Raum III, um „Disposition und Schreibkunst", das Verfassen von Reden und Texten der unterschiedlichsten Gattungen durchzuspielen, Raum IV, um „Vortragskunst und visuelle Kommunikation", also die Präsentation, zu proben und zu reflektieren. Der Vortragssaal bzw. der öffentliche Raum dient der Präsentation. Der Zyklus bzw. die Schleife kann in 5 Tagen, 5 Wochen oder 5 Monaten durchlaufen werden.

Das Ziel ist, anspruchsvolle politische Rhetorik zu entwickeln, die zu einem öffentlichen Orientierungspunkt werden kann. Die Lust am Disputieren, am Streitgespräch, wäre vermutlich der wirksamste, nützlichste Impuls in einer solchen Akademie. Er ist die Folge, wenn Leute etwas wollen.

Wir brauchen Orte, wo politische Fragen nicht nur als Frage des Machterhalts, sondern von der Sache her erörtert werden. Wo Gesichtspunkte entwickelt und beachtet werden, die über den des Machtproporz hinausgehen und in denen die Debatte an die Stelle des Designs tritt. Wo politische Urteilskraft eingeübt und politische Situationsbeherrschung zur zweiten Natur wird.

Wie lässt sich die Öffentlichkeit an diesem oder jenem neuralgischen Punkt für die Notwendigkeiten eines längerfristigen Umbaus unseres Gemeinwesens gewinnen? Mit

welcher Argumentation? Das Institut könnte mit einem Vortrag, einem Film, einer Denkschrift, einer Satire usf. an die Öffentlichkeit treten. Die Vielfalt heute möglicher Formen wird erkundet.

Das Haus, vom Staat oder von Sponsoren finanziert, arbeitet staats- und parteiunabhängig und ist nicht an der Tagespolitik orientiert. Sein Gegenstand war Metapolitik, politische Orientierung über den Tag hinaus, sein Ziel die Ausbildung anspruchsvoller politischer Redekunst im allgemeineren Sinne und deren öffentliche Wirkung.

Uwe Pörksen ist Professor am Institut für Deutsche Sprache und Ältere Literatur der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg. Darüber hinaus ist er als Erzähler mit Novellen und Romanen hervorgetreten. Fellow des Wissenschaftskollegs 1981/82.

EIN ZWEIG AUS DEM GARTEN
HANS-JÖRG RHEINBERGER

Es ist schon ein Schauspiel
so eine Blüte
sich öffnen zu sehen
nach Anbruch der Nacht.

Bläst sich auf, in Minuten
und dann springen sie ab
die Blütenblätter
eins nach dem andern
weiße Lanzetten, zittern
dass die Blume verströmt
ihren betörenden Duft.

Der Kaktus stammt
aus Mexikos Mittellanden
ein Zweig aus dem Garten
von Sergio Martinez
dem Philosophen der Pflanzen.
Er spricht zu ihnen
kennt sie alle
nennt sie beim Namen.

So einmal im Jahr
ist es Zeit, dann treibt er Blüten
der Ableger in Charlottenburg.
Hier eine Knospe, dort eine.

Aber nur eine von ihnen wächst
die andern verdorren.
Unwiderruflich.

Über diese Kommunikation
von Zweig zu Zweig
– präzis entscheidend
nach der Order
einer geheimen Topologie –
wissen wir nichts.

Aber das Wunder
dauert nur eine Nacht.
Schlapp hängt die Blüte,
die es schaffte, am Stängel
beim Aufgang der Sonne
am nächsten Morgen.

Aus der Traum.

A la prochaine!

Hans-Jörg Rheinberger ist Professor für Wissenschafts- und Technikgeschichte. Er ist Direktor am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Fellow des Wissenschaftskollegs 1993/94.

INTERNATIONALITÄT ALS GRUNDPRINZIP ODER ERINNERUNGEN AN DIE GEGENWART

MARTIN ROTH

Im April 2011 wurde nach langjähriger Vorbereitung eine Ausstellung mit dem mehrdeutigen Titel „The Art of Enlightenment" im National Museum of China am Platz des himmlischen Friedens in Peking eröffnet. Die Ausstellung wurde von den Bayerischen Gemäldesammlungen München, den Staatlichen Museen zu Berlin und den Staatlichen Kunstsammlungen Dresden gemeinsam mit dem Chinesischen Nationalmuseum entwickelt und umgesetzt. Das gesamte Ausstellungsvorhaben wurde geradezu prototypisch vorbereitet: Experten aus beiden Ländern wurden zu Rate gezogen, das Auswärtige Amt und die Botschaften wurden stets miteinbezogen, hochrangige Politiker beider Länder begleiteten das Vorhaben, Stiftungen und Wirtschaftsunternehmen waren nicht nur finanzierende, sondern auch inhaltlich beratende Partner.

Medien wurden frühzeitig informiert, damit der Entstehungsprozess stets öffentlich nachvollzogen werden konnte. Eine kontroverse Debatte wurde intendiert und gewünscht. Aber die Ausstellung erzielte eine solch heftige Kritik, dass dahinter eine sachliche Auseinandersetzung nicht mehr zu erkennen war. Das Verständnis für eine offensive auswärtige Kulturpolitik wurde hinterfragt, den Verantwortlichen ein Mangel an Verantwortung unterstellt. Die Berichterstattung geriet bisweilen zur Polemik, um es nicht Propaganda zu nennen, Zitate wurden verzerrt und im schlimmsten Fall erfunden. Um Missverständnisse zu vermeiden: Ich rede von der deutschen, nicht von der chinesischen Presse. Im Einsatz für die Pressefreiheit geben deutsche Pressevertreter die Grundprinzipien des *fair play* auf? Was war hier schiefgelaufen? Wie steht es um das Verständnis für internationale Beziehungen der deutschen Medien?

***

1988: Clemens Heller, der legendäre Administrateur der Maison des Sciences de l'Homme am Boulevard Raspail in Paris, rief mich – wie so häufig – an einem Morgen an, um mich zum Mittagessen ins „Lutetia" einzuladen. Ich war an die „École" als Chercheur Invité im Rahmen eines von der Volkswagen-Stiftung finanzierten, von Joachim Nettelbeck mit Clemens Heller erfundenen Sonderprogramms für junge deutsche Geistes- und Sozialwissenschaftler eingeladen worden. Ich wollte mich u. a. mit dem „Prinzip Internationalität – Regionalität von Weltausstellungen" befassen. Clemens Heller hatte an diesem Tag spontan eine chinesische Linguistin, einen Juristen aus Kenia und einen Historiker aus der DDR zu Gast. Und er hatte sichtlich ein Geschick dafür, ein Gespräch mit offenem Ausgang zwischen uns in Gang zu setzen – um sich dann bei einem Teller Bratkartoffeln schweigend scheinbar in sich selber zurückzuziehen. Solche Ad-hoc-Debatten bereiteten ihm große Freude und mir stets ein immenses Unbehagen. Nichts, aber auch gar nichts hatte ich gemein mit den anderen Gästen. Am wenigsten, so schien es, mit dem mir gleichaltrigen Polenspezialisten aus dem anderen Teil Deutschlands. Ich konnte mit der Konstellation so überhaupt nichts anfangen. Nachdem die Anspannung sich in Neugierde verwandelt hatte, ergab sich eine Debatte, die im Prinzip bis heute anhält. Der damals – wenige Monate vor dem Fall der Mauer – noch nicht vorstellbare Kollaps des kommunistischen Teils der Welt war das Thema, die chinesische Linguistin beharrte darauf, dass ein Öffnungsprozess in China sich langsam entwickeln würde, der auch in den Ostblockstaaten unaufhaltsam sei. Niemand, aber wirklich niemand an dieser Tischrunde teilte ihre Meinung, der Kollege aus der DDR schwieg allerdings bisweilen bedeutungsvoll. Mit manch einem dieser Lunch-Debattanten der Pariser Zeit bin ich bis heute in engem Gedankenaustausch. So diskutierte ich unter anderem die Frage, ob China eine Ausstellung über die Aufklärung verkraften könne, Jahre vor der Verwirklichung per E-Mail mit ehemaligen Pariser Kollegen in China. Den Gedanken, dass Deutschland die Ausstellung nicht ertragen könnte, hatte ich nicht einmal in Erwägung gezogen.

***

1990: Das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden ist ein Ausstellungsobjekt seiner selbst. Mit einer mehr als hundertjährigen Geschichte ist es ein Symbol der Wissenschafts- und Politiksysteme des 20. Jahrhunderts. Alles sprach dafür, diese Institution nach der Wende weiterhin als medizinhistorisches Museum zu betreiben, so wie es sich in der DDR entwickelt hatte.

Inspiriert von dem Stil offenen Debattierens, wie es in der Maison des Sciences de l'Homme üblich war, versuchte ich, als ich 1991 dauerhaft vom Deutschen Historischen Museum in Berlin an das Deutsche Hygiene-Museum in Dresden wechselte, die Geschichte des Hauses zum ureigenen Gegenstand des Konzepts zu machen, Geschichte und Konzeption gleichsam mittels Ausstellungen offen zur Disposition zu stellen. Die Absicht bestand darin, eine Institution zu kreieren, die sich im Fadenkreuz von Natur- und Geisteswissenschaften positionieren sollte, eine Institution, deren Hauptzweck es sein sollte, der sich langsam herausbildenden Zivilgesellschaft Stoff zur Identitätsbildung zu vermitteln. Das Dresdner Deutsche Hygiene-Museum war nicht nur über einen langen Zeitraum hinweg die Destination ins Ungewisse der Nachwendezeit für Exkursionen mancher Fellows des Wissenschaftskollegs, sondern auch ein Ort für das Engagement Joachim Nettelbecks im Wissenschaftlichen Beirat, er leistete bei der Konzeptionsfindung für die Dauerausstellung des Museums Hilfestellung. Was hier so lapidar klingt, war in Wirklichkeit ein aufwendiger Akt intellektueller und kulturpolitischer Leistung unter Anleitung von Joachim Nettelbeck. Der große Erfolg des Deutschen Hygiene-Museums lebte von aufreizenden Versuchen, Zivilisationstheorie anhand von Ausstellungsobjekten zu präsentieren: „Leibesvisitation", „Darwin und Darwinismus", „Abtreibung", um nur einige wenige Titel zu nennen. Von zentraler Bedeutung war aber, darauf insistierte Joachim Nettelbeck, die inhaltliche Ausrichtung der Dauerausstellung. Nur klare Aussagen zur Zukunft des Verhältnisses zwischen Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften könnten das Deutsche Hygiene-Museum dauerhaft zum Meinungsbildner für Life Sciences machen. Die Einschätzung war zutreffend – das Deutsche Hygiene-Museum hat längst seinen einzigartigen Platz in der Welt der Wissenschaften und der Museen gefunden.

Eine der zentralen Ausstellungen, die den ideologischen Transformationsprozess der Wende analysierte, trug den Titel „Der Neue Mensch". Aussagekräftiger Bestandteil dieser Ausstellung war das „Projekt Aufklärung" – frei nach Habermas. Den Erfolg dieser Ausstellung, die Debatten, die diese Ausstellung ausgelöst hatte, würde ich gerne, so meine damalige utopische Vorstellung, in die Machtzentrale eines kommunistischen Landes tragen – ein Lackmustest, nichts weiter.

***

2000: Das Prinzip, wissenschaftliches Crossover gepaart mit aktuellen politischen und sozialen Themen zur Basis von Ausstellungskonzepten zu machen, wie im Deutschen Hygiene-Museum erfolgreich praktiziert, hat letztendlich zu den sogenannten Themenausstellungen auf der EXPO 2000 in Hannover geführt. Das damals weitgehend unbekannte Thema der Rio-Konferenz, *Sustainable Development*, galt es zu popularisieren. Auch hier war es der aus Paris mitgebrachte Mut, mit offenen Methoden zu arbeiten, Debatten in Gang zu setzen, Streit zu ertragen und positiv zu wenden, der auf der EXPO zu einem nicht kritikfreien, aber vitalen Mix aus internationalen Beiträgen von Wissenschaftlern, Künstlern, Designern, NGOs und Politikern führte. Ausstellungen und Konferenzen und vor allem *Best Practices* – 800 auf der ganzen Welt – führten zu einem engen Argumentationsgeflecht. Galt noch Ende der 90er-Jahre der Begriff „nachhaltige Entwicklung" als unsinnig, geradezu esoterisch, so ist das Prinzip heute eingeflossen in jegliche Form substanzieller Planung – egal ob bei Politikern, in CEO oder NGO.

Zum ersten Mal fand in diesem Themenzusammenhang eine enge Kooperation mit China statt: Shanghai zeigte auf relativ offene Weise seine Konzepte, um mit den Problemen einer Megastadt der Zukunft fertig zu werden. Damals wurde in Shanghai der Gedanke entwickelt, zu diesem Thema eine Weltausstellung im eigenen Lande stattfinden zu lassen. Dies ist bekanntlich 2010 geschehen.

***

Ein weiteres Thema, das seit meiner Zeit an der Maison des Sciences de l'Homme sozusagen im Selbstversuch stets in meine Arbeit einfloss, war die Internationalität als Grundprinzip wissenschaftlicher und kultureller Arbeit. Nicht als Selbstzweck, sondern um Themen in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Und, um es deutlich zu sagen, auch um dem Globalisierungswahn der Wirtschaft etwas Kritisches entgegensetzen zu können. Soll man den Sieg über die kommunistische Welt wirklich nur dem Profitdenken des Kapitalismus überlassen? Sind Kunst und Kultur nicht der nötige Stoff, um unsere sich drastisch wandelnde Gesellschaft zusammenzuhalten? Wer mit Kurt Biedenkopf zusammengearbeitet hat, lernte die Chance zu nutzen, diese Theorie in die Tat umzusetzen. Biedenkopf ist es, der immer wieder darauf hingewiesen hat, dass Kunst und Kultur nahezu das einzige Kohäsionsmaterial bleiben, das unsere Gesellschaft der Zukunft zusammenhalten kann. Es war sicherlich nicht nur als symbolischer Akt zu verstehen, dass seine Regierung sich Anfang der 90er-Jahre dazu durchgerungen hatte, das Dresdner Residenz-

schloss nicht den Politikern, d. h. den Ministerien, sondern der Kunst, d. h. den Museen zu überlassen. *Grands Traveaux* in Sachsen – wer Paris erlebt hatte, konnte zumindest deren Bedeutung ermessen. Aber es ging nicht nur um einen *catwalk* der Kunst, Sachsen meinte es ernst mit Sammeln, Konservieren, Präsentieren und Forschen. Der Erfolg der Dresdner Museen zog nicht nur Kenner und Sammler, sondern auch Wissenschaftler aus aller Welt – und dem nahen Berlin an. Eine enge Verbindung zu Horst Bredekamp wurde dank Joachim Nettelbeck im Wissenschaftskolleg begründet, nicht zuletzt aufgrund des „Museumsforums". Dessen ursprüngliches Hauptinteresse galt nichteuopäischen Sammlungsbeständen in den Museen deutscher Metropolen. Entsprechende Überlegungen sollten Stichworte für die Planung des Berliner Humboldt-Forums auf dem Schlossplatz werden. Das Interesse an Indien brachte Sunil Khilnani, gleichfalls motiviert durch Joachim Nettelbeck, nach Dresden. Aus dieser ergebnisreichen Begegnung entstanden nicht nur manche Projekte im Wissenschaftskolleg, sondern auch Ausstellungen in Deutschland und in Indien und Kongresse – unter anderem mit ostdeutschen Jugendlichen, die sich gemeinsam mit Experten in Kalkutta die Frage nach dem kollektiven Gedächtnis in den sich dramatisch veränderten indischen Großstädten stellten.

Dieser Jugendkongress war die Folge einer sehr erfolgreichen Tagung, die in Peking an der Kunstakademie zum Thema „Aufklärung heute" stattgefunden hatte.

***

2011: Die enge und verbindliche Kooperation mit indischen Institutionen führte dazu, dass nach meinem Wechsel im September 2011 an das Victoria and Albert Museum in London Indien mehr denn je zu einem engen Kooperationspartner wurde. Ein großer Unterstützer und Berater ist mehr denn je Sunil Khilnani, der ebenfalls seit September in London lebt und Direktor des King's College India Institute und Professor of Politics ist.

Internationalität als Grundvoraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten im Museum bedeutet nichts anderes, als der Pluralität der Provenienz in den Sammlungsbeständen gerecht zu werden. Es schließt sich somit der Kreis: Im Nationalmuseum in Beijing am Platz des Himmlischen Friedens eröffnen im Sommer 2012 das British Museum und das Victoria and Albert Museum gemeinsam eine äußerst sinnliche und überaus detailliert recherchierte Ausstellung mit den Beständen chinesischen Porzellans aus den beiden Londoner Museen. Als Deutscher habe ich nach der Ausstellung „The Art of Enlighten-

ment“ das Museum in China verlassen, als britischer Museumsdirektor kehre ich nun zurück.

Internationalität als verantwortungsvolle Selbstverständlichkeit und nicht als Selbstzweck zu verstehen, das ist die Grundvoraussetzung für mein berufliches Handeln – nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen, die ich an der Maison der l’Homme machen durfte. Während ich diese Grundvoraussetzung geradezu zum Lebensprinzip machte – mindestens sechs verschiedene Tätigkeiten in 24 Jahren an verschiedenen Orten – von unzähligen internationalen Projekten ganz zu schweigen – saß Joachim Nettelbeck in seiner Schaltzentrale des Wissens in der Wallotstraße und beobachtete und begleitete von seinem Schreibtisch, der in all dieser Zeit nie verrückt wurde, die intellektuellen Wanderbewegungen seiner Zöglinge. Dafür danke ich ihm.

Martin Roth war von 2001 bis 2011 Generaldirektor der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und ist seit 2011 Direktor des Victoria and Albert Museum in London.

LE PONT DE BUDAPEST : HIVER 1991–1992
YVES SAINT-GEOURS

Le Pont des chaînes à Budapest. Froid et vent. Nous venons de lancer le Collegium à l'Académie des Sciences, au bord du Danube, avec Georges Duby qui en devient le président du Conseil scientifique. Émotion. Nous traversons le Danube pour nous rendre dans le quartier du château, à Buda, là où va s'installer le Collegium et, chemin faisant, nous causons – le pont est grand, on a le temps – de ce qui nous anime.

Sous l'impulsion de Wolf Lepenies et de chercheurs européens, Joachim est lancé depuis la chute du mur dans la vaste aventure de la reconstruction des sciences sociales à l'Est, et il veut le faire comme un effort des Communautés européennes (l'Union n'a pas encore été fondée à Maastricht) pour transmettre ses valeurs et son organisation tout en restant ouvert à cette autre Europe. Pour cela, il faut que la France soit présente intellectuellement (son anthropologie, sa sociologie, son histoire). Ce n'est pas le plus difficile car les intellectuels français sont disponibles et volontaires. Ils sont attendus. Mais il faut aussi qu'elle montre une présence politique et administrative. Et Joachim sait que c'est bien plus compliqué, parce que les structures françaises, souvent jacobines, centralisées, peu tournées vers des dispositifs multilatéraux et préférant l'intergouvernemental étatique, n'y sont pas convenablement préparées. Mais, il ne veut pas, à juste titre, et pour parler crûment, d'un mouvement que seules les institutions allemandes animeraient. Il n'aura de cesse d'y parvenir. Il n'aura de cesse, au-delà de la création du Collegium, d'élargir notre perspective pour agir ensemble à Bucarest, à Varsovie, à Prague et naturellement à Berlin, où nous parvînmes à fonder en 1992, le centre Marc Bloch.

Pour moi, les choses sont claires, très claires. Je poursuis alors trois objectifs qui entrent en résonance avec ceux de Joachim. Le premier est de participer à la refondation des sciences sociales, mais pas d'une façon unilatéralement française, afin de créer immédiatement un climat d'échange et de coopération européens, seul à même de légitimer à la fois notre présence et, en retour, de mieux internationaliser nos sciences sociales et humaines, voire de les mettre en concurrence ; le deuxième objectif est de faire évoluer nos structures.

Avec Clemens Heller, nous avons la Maison des Sciences de l'Homme fondée par Fernand Braudel et nous avons l'EHESS. Mais nous devrons nous montrer capables, sans perdre notre âme, de nous adapter davantage à des dispositifs et des modes de recherche différents : fondations, centres d'études avancées, partenariats avec les entreprises. Enfin, le troisième objectif est de faire sortir le « franco-allemand » de l'observation mutuelle pour aller *ensemble* « voir ailleurs », pour travailler de concert sur de nouveaux sujets, ceux de cette Europe en renaissance, ceux des sciences sociales fondamentales, pour gérer ensemble et avec d'autres, les nouvelles institutions de recherche en Europe.

Joachim, organisateur obstiné, ne renonça jamais à son dessein et y mit toute l'énergie, le savoir faire et … le faire savoir, en ne laissant jamais la France et ses institutions sur le bord du chemin, malgré les grandes difficultés que ce type de partenariat impliquèrent. J'y ai toujours vu une conviction profonde, une sincère inclinaison à notre envers, et un intérêt stratégique bien compris.

Quand l'entreprise à l'Est s'est consolidée, Joachim s'est tourné de la même façon vers un monde plus vaste, avec le même souci de partage et d'échange, voulant trouver chez nous quelques clefs pour aller dans un ailleurs africain ou oriental, voire de l'‹ extrême occident ›. La démarche se poursuit et, de loin, j'observe aussi activement que je le puis comment insensiblement Joachim contribue à notre ouverture, à notre internationalisation et à l'évolution de nos structures vers la modernité. Inlassablement. Je me souviens du Pont des chaînes …

Yves Saint-Geours war im französischen Ministère des Affaires Étrangères tätig, u. a. zuständig für die internationale Kooperation im Bereich der Sozialwissenschaften (1990–93), dann Botschafter in Bulgarien, Präsident des Grand Palais des Champs Elysées/Paris. Seit 2009 ist er Botschafter in Brasilien.

COMMENT PEUT-ON ÊTRE EUROPÉEN ?

ROBERT SALAIS

Discuter et travailler avec Joachim Nettelbeck fait éprouver un grand plaisir, celui d'être Européen. C'est ce plaisir si stimulant et essentiel de la rencontre avec l'autre dont de plus en plus de forces voudraient nous priver aujourd'hui, forces lâchées par ceux que Milan Kundera appelle avec beaucoup de perspicacité les « uniformisateurs » de l'Europe[1]. Où et qui sont-ils ? Chacun aura sa propre idée. Ces uniformisateurs ne veulent voir, comme l'adjudant organisant un défilé de ses troupes, qu'une seule tête, autant de clones dans un paysage dévasté et arasé des aspérités et complexités qui en font justement tout le charme et la richesse. C'est mettre en péril le projet européen, car toute sa richesse et sa capacité de développement viennent des multiples rencontres entre Européens de divers pays d'où naît de la différence la prise de conscience de tout ce qu'on gagne à être et travailler ensemble.

Avec Joachim, nous nous sentons à la fois différents et semblables dans un subtil décalage que nous ne saurions aisément exprimer, mais dont nous avons conscience et que nous ressentons, moi le premier en tout cas. Ce décalage est enrichissant si on veut bien s'y laisser aller. La différence de perception et d'analyse sur un même sujet oblige à s'interroger sur la pluralité des vues, à voir la sienne comme une parmi d'autres – mais en même temps, à continuer à la considérer, avec quelques arguments supplémentaires si besoin est, tout aussi juste que celle de l'autre. La différence n'oblige nullement à tomber dans le relativisme et la confusion. L'accord sur les choses à entreprendre ensemble en est rendu plus difficile, mais s'il est obtenu, plus solide. La réalisation démontrera par la suite que chacun gagne en compréhension tant des réalités que de l'autre, et qu'il sera par là-même encore mieux lui-même. Je voudrais donner deux exemples.

Joachim est francophile, tout le monde le sait et ce n'est pas qu'une question de vin, de ceux qu'on sert au Wissenschaftskolleg (excellents, il faut le dire). Il possède une immense

1 Dans Milan Kundera, 1998, *L'identité,* Paris, Gallimard, p. 141.

culture, bien au-delà de la France bien sûr. Il est attaché à faire connaître la recherche et la culture françaises au-delà des frontières. Malgré ses efforts, trop peu de chercheurs français viennent en Allemagne, notamment à Berlin. On ne sait trop pourquoi, car quand ils y sont, beaucoup n'ont qu'une envie, celle d'y rester. La francophilie ne l'empêche pas de voir clair et de se désoler des pratiques institutionnelles françaises, notamment dans l'organisation de la recherche. Chez lui, quand on se met autour d'une table pour décider d'un projet aussi enthousiasmant qu'un Institut d'Etudes Avancées par exemple, c'est pour arriver au bout du processus à un résultat final positif – créer quelque chose qui marche et qui soit bien un IEA au sens où on l'entend. Chacun autour de la table expose ses intérêts, ses ressources et ses arguments (du moins je me l'imagine en fonction de ce que je sais). Les intentions et manipulations stratégiques ne sont certes pas absentes. Mais les arguments sont pris au sérieux, au premier degré en quelque sorte, du moins au bout d'un temps. Un sens leur est attribué par rapport à l'entreprise en cours et son résultat : y a-t-il moyen de prendre en compte l'argument pour améliorer le produit final, ou du moins ne pas le détériorer ? Arrivant à Paris (pour ne pas citer la ville) et mettant en œuvre ce grand savoir-faire acquis au cours d'une longue vie professionnelle, que de désillusions. Chez nous cela ne marche pas comme ça. Tel que chacun des protagonistes le conçoit, il n'est pas là pour créer un Institut (tous trouvent que c'est une bonne idée – là est le problème d'ailleurs), mais pour tenter de s'en assurer le contrôle. Prendre au sérieux les arguments avancés est la dernière des choses à faire. Il faut les décrypter au deuxième ou troisième degré, en n'excluant pas le billard à plusieurs bandes, ni les semblants d'accord (encore plus assassins). Vos arguments, même et surtout s'ils sont sincères et veulent être pris pour ce qu'ils disent ne le seront pas, justement. Plus vous protesterez de votre bonne foi, plus la suspicion à votre égard augmentera. Les autres se demanderont, mais quel jeu joue-t-il ? À quel degré (quatrième ou plus) est-il arrivé ? Que veut-il enfin pour lui ? Nul n'est parfait, ni les Allemands, ni les Français. Ce n'est pas là une raison pour Joachim de se montrer indulgent et entrer dans les raisons ou justifications de l'autre. Il a bien raison.

Je me souviens – second exemple – d'un épisode quand j'étais au Wissenschaftskolleg qui m'a démontré à quel point les frontières entre liberté et responsabilité sont différentes en Allemagne et en France, en tout cas mystérieuses et invisibles. Dans un souci pédagogique un peu appuyé parfois et qui, nous Français, nous amuse par devers nous (ah ! qu'ils sont bien ce qu'ils sont, finalement), les règles de vie au Wissenschaftskolleg nous sont longuement expliquées lors de notre arrivée et plus d'une fois. Ce sont des règles conçues

pour notre liberté et pour que nous en jouissions pleinement pendant notre séjour. Mais comme toutes les règles qu'on vous donne ou qu'on lit, celles-ci ne sont interprétables et compréhensibles qu'en situation. Il faut en faire l'expérience. Liberté, liberté chérie pour nous. Sauf qu'en Allemagne, la liberté sous-entend l'exercice individuel de la responsabilité. Il y a un cadre qui entoure l'exercice de sa propre liberté, cadre différant d'un lieu à l'autre, d'une question à l'autre. On ne peut pas vous l'expliquer à l'avance, comment le faire d'ailleurs puisqu'il ne dépend que de vous, et de vous uniquement, de vous montrer responsable ou pas. Il est impossible de se mettre à votre place. On s'aperçoit quand on déborde du cadre qu'il y en avait un, mais où et lequel ? J'ai fait cette expérience à mes dépens quand le projet que j'avais déposé, plus pour être bon élève, je m'en rends compte maintenant, pour un petit financement complémentaire est apparu ne pas convenir à ce qu'attendait le financeur. Malgré les efforts de Joachim pour me le faire comprendre à mi-mot, gêné qu'il était, m'a-t-il semblé, que j'aie commis cette erreur, je n'ai pas vraiment compris et je ne l'ai toujours pas compris, ce qui est sans conséquence. C'est qu'il faut plus d'une expérience pour comprendre les conventions qui, pour l'autre, valent sans qu'on ait besoin de les expliciter.

J'aimerais pousser ces deux exemples un peu plus loin – en m'embarquant seul dans cette aventure – sur ce qu'ils nous enseignent, ou du moins questionnent, relativement à l'identité (oserais-je dire nationale) et l'Europe et les vices de construction qui menacent l'édifice européen. Ses lézardes se voient et leurs craquements s'entendent, sauf apparemment à Bruxelles ; les pierres qui en tombent font des victimes que, d'en haut, on ne voit guère, ni n'entend davantage car elles sont cachées dans les profondeurs populaires – et surtout dissimulées par des abstractions, la dette, la gouvernance, la performance, etc. J'y vois deux vices de construction. L'un est qu'il n'était pas très malin, sachant ces décalages si enrichissants dont je viens de parler, de vouloir fonder l'identité européenne, non sur la coopération, la rencontre et l'échange au sens fort du mot, mais sur la concurrence sur le marché et la mise en place de ses formes les plus dogmatiques. L'autre est d'avoir, dès le début également (en partie pour de bonnes raisons, le nationalisme poussé à ses pires extrémités ayant conduit l'Europe à l'abîme), nié l'existence des identités et s'être ainsi engagé dans une construction sans fondation[2]. L'Europe et ses peuples ont une histoire plus

2 En courant le risque, qui s'observe maintenant, de faire ressurgir le nationalisme par un processus de négation de la négation.

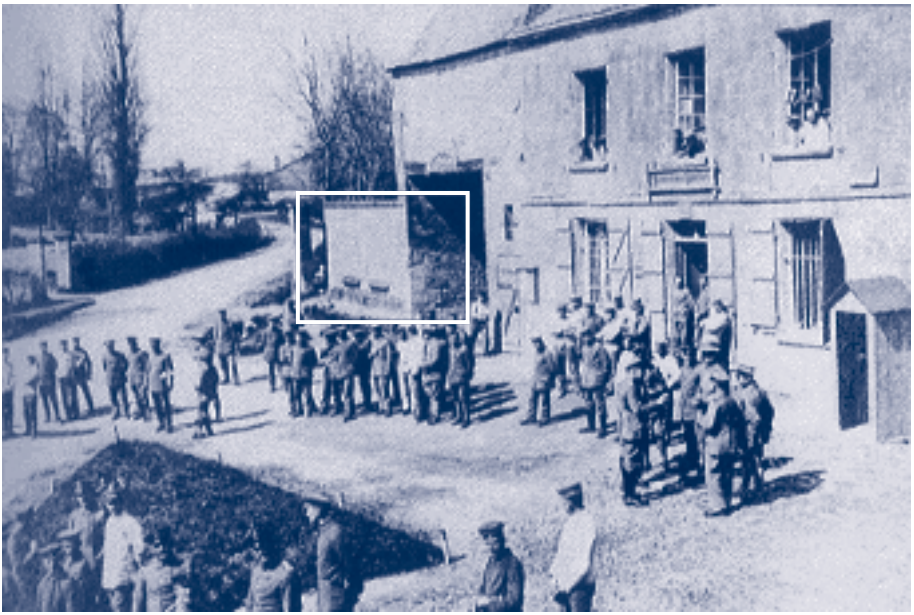
que millénaire ; là sont les fondations sur lesquelles les institutions de l'Europe devraient être bâties.

Qu'est-ce que l'identité ? Il y a sur le sujet un merveilleux livre de Jean-Christophe Bailly[3], *Le dépaysement. Voyages en France*, livre dans lequel l'auteur flâne au hasard des lieux ; de ces lieux où l'on s'arrête en descendant d'un train parce qu'on a à y faire quelque chose ou, pour avoir été intrigué par quelque impression fugitive en y passant sans s'arrêter, on a eu envie de le revoir. Que voit-on, qu'entend-on, que se remémore-t-on ? L'identité n'est pas une substance, mais une singularité. Elle se manifeste par de subtils signes dans le paysage (urbain ou rural, les maisons, les gens, les arbres, le ciel, la lumière, etc.) qui vous entoure, signes dont la perception vous fait prendre conscience de votre identité. Singulière elle aussi, l'identité tient en fait dans cette capacité à percevoir ces signes et leur sens. Saillants ou fondus dans les contours et l'allure du paysage, ils renvoient à une familiarité, à une communauté d'appartenance, à une communauté d'intelligence des choses. Ils portent trace des strates d'évènements passés, évoquent des références culturelles multiples, expriment le labeur humain dans sa longue durée, notamment celui de la terre et de l'industrie.

Voyageant dans les Ardennes, l'auteur s'arrête à Roche, petit village à quelques kilomètres de Charleville. Il ne reste plus qu'un mur, mais quel mur ! Contigu au grenier de la ferme familiale où Arthur Rimbaud a écrit *Saison en enfer*. C'est de la gare de Voncq, proche et perdue en rase campagne, qu'il est parti pour aller s'embarquer à Marseille. L'armée allemande qui en avait fait son quartier-général pendant la première guerre mondiale a rasé en partant la ferme n'y laissant que ce mur (Photo 1). À quelques kilomètres de là encore, en 1792 Goethe a passé quelques nuits dans la maison réquisitionnée d'un villageois dont il a apprécié la bonne chère. Goethe suivait l'armée des coalisés venue tenter d'abattre la jeune République – qu'il ne portait pas dans son cœur[4]. Goethe se lamente de l'incurie des chefs des coalisés et du manque d'organisation des troupes. Les paysages vides aux ciels immenses et souvent gris de cette région évoquent pour un Français « l'Est » dans toutes les dimensions. La tristesse qui en sourd a une profondeur

3 Publié en 2010 aux Éditions du Seuil, Paris.

4 *Campagne de France 1792/Goethe* (Trad. française par Jacques Porchat), Lausanne, 1968. La lecture de ce livre, découvert par hasard chez un bouquiniste, a de bonnes chances de faire réapparaître chez le lecteur français un sentiment de fierté devant les exploits de la Révolution de 1789. Car cette révolution est un évènement fondateur de la communauté d'intelligence que j'évoque.



Ill. 1: Roche, occupé par l'armée allemande pendant la guerre de 1914–1918. Dans le cadre, le mur qui reste aujourd'hui. La ferme familiale d'Arthur Rimbaud

d'évocation historique puissante et longue qui fait surgir de la mémoire les récits de guerres – la ligne Maginot, le front, les tranchées, Reichshoffen, Valmy – que racontaient dans les réunions de famille les générations qui se succédaient. L'Histoire de France, apprise à l'école ou au lycée, est là ; elle se lit et se ressent dans le paysage, là où le touriste de passage ne perçoit qu'ennui ou pittoresque.

Maurice Barrès, Roland Dorgelès, Maurice Genevoix[5] ne sont jamais loin dans l'Est de la France. C'est dans de tels lieux que la conception substantielle de l'identité affleure, là qu'elle s'exprime le plus densément. Mais autant de lieux, autant de perceptions génératrices de l'identité singulière et de son élément national d'où la substance s'évapore. Autant de personnes, autant de manières différentes, parfois opposées, dans la capacité de percevoir. L'étendue et la profondeur de cette capacité est extrêmement variée d'un individu à

5 Et l'on pourrait poursuivre: Philippe Pétain, Charles de Gaulle, …

l'autre, des histoires de vie, des évènements traversés, parfois fugitive et superficielle, parfois très informée. Ce qu'il reste en commun et qui forme une identité nationale toujours en devenir et d'expression variée, c'est que l'ensemble des références rappelées dans le présent par la mémoire constitue un répertoire commun, une langue commune (et exprimée par sa langue) où chacun puise, qu'on interprète à sa manière et utilise dans l'intercommunication, dont on attend qu'ils soient compris par les autres. Bien sûr, ce répertoire, cette langue commune évoluent au cours du temps en se rétrécissant, intégrant, remodelant, s'élargissant.

Quand je suis à l'étranger, c'est cette même perception, « nationalement » formée au fil de l'expérience et des épreuves qui m'en fait percevoir l'étrangeté (c'est-à-dire l'étrange et l'étranger), sans que je puisse au début la qualifier, ni en voir le sens, ni comment et où ce sens est incorporé et à quoi il renvoie. Peu à peu le commerce avec l'autre replace l'étrangeté dans sa trajectoire sociohistorique. De l'arrière-plan, dans le passage en revue des objets, des maisons, des personnes et des paysages, des petits bouts de compréhension s'avancent sur la scène. C'est une quête inépuisable et sans fin dans laquelle j'apprends toujours, je complète et réorganise mon savoir. Joachim Nettelbeck faisant de même et depuis longtemps bien plus systématiquement que moi à son poste de Secrétaire du Wissenschaftskolleg, nous avons progressé tous deux dans la compréhension de l'autre. Comme nous faisons l'effort que si peu font finalement, de tenter de comprendre les catégories de pensée et d'action de l'autre pour mettre en contexte ce qu'il fait et dit. On ne lit pas Max Weber avec les catégories, les concepts et la vision du monde d'Emile Durkheim, quoique je me suis laissé dire que la traduction en français et la glose qui s'en suit d'un auteur allemand donnait ensuite à leurs lecteurs allemands le sentiment étrange qu'ils ne parlaient pas du même auteur, mais qu'aussi cela pouvait offrir des pistes intéressantes de réflexion auxquelles ils n'auraient pas pensé. Il y a toujours ce décalage subtil de l'intercompréhension non achevée, bienfaisant si l'on s'y prend bien autant sur son versant de compréhension que sur l'autre. Je me suis limité aux échanges franco-allemands mais il en va de même, quoique d'une façon complètement différente compte tenu de nos histoires et de nos singularités, avec les Anglais, les Italiens, les Espagnols, ainsi de suite. Autant d'échanges marqués par des décalages dans la compréhension du monde et de celle de l'autre. Et l'Europe dans tout cela ?

L'Europe en tant qu'institution est grise, comme l'habit de ses hauts fonctionnaires, comme son quartier bruxellois ; ni l'un ni l'autre ne se distinguent des populations des conseils d'administration des multinationales ou des institutions financières et de leurs

habitats. Est-elle grise parce que c'est le résultat du kaléidoscope de toutes les couleurs nationales ou parce qu'elle a cru pouvoir s'auto-construire au-dessus de ce mélange de peuples bariolé et potentiellement bouillonnant dont, au bout du compte, elle a pris peur ?

Je penche pour la seconde hypothèse. La formule mathématique est $n*(n-1)/2$, n étant le nombre de pays membres. Aux débuts de la Communauté européenne à 6 il fallait, pour inventer une identité européenne, engager 15 échanges binationaux (Français-Allemand ; Allemand-Belge, etc.) ou, si l'on prend – ce qui est contestable – le Benelux comme un tout, 6 seulement. Aujourd'hui à 27, j'ai refait le calcul de plusieurs manières tant je n'y croyais pas, 351 échanges binationaux sont à engager et approfondir pour que chacun puisse connaître les autres et ainsi mieux se connaître lui-même et avoir une chance de devenir Européen. Vous me direz, parmi ces dialogues il en est d'importants (ceux entre les grands pays) et d'autres secondaires, sinon négligeables. Certains n'ont peut-être pas encore vraiment commencé (que sait-on de l'intensité des échanges entre les Lettons et les Maltais ?). Et puis quelle importance, après tout n'avons-nous pas une langue de travail, l'anglais.

L'anglais européen devenu d'usage général résume bien le problème. II n'a plus guère à voir avec l'anglais tout court qui, comme langue nationale, est capable d'exprimer, à sa manière, toutes les nuances. La novlangue européenne n'est pas une langue commune au sens où nous l'avons défini plus haut. Elle n'est qu'un véhicule ou mieux un canal de communication. Dans un canal ne peut circuler qu'un fluide. Aussi visqueux soit-il, le contenu doit être liquide. S'il y a trop de cailloux, trop d'aspérités plus rien ne circule. Rien ne doit, ni ne peut s'accumuler. Il faut fluidifier. À l'entrée et à la sortie du canal, chacun tente de mettre dans le mot la signification à laquelle il tient et est attaché (au sens propre). Le sens précis des mots, leur profondeur sociohistorique se perdent dans la circulation. Sous l'apparente communication domine l'incompréhension, laquelle ressurgit dans les moments de crise.

Parmi les causes de la crise, on insiste avec raison sur le fait que les élites dirigeantes européennes se sont enfermées dans une croyance aveugle aux vertus du marché comme unique système possible d'organisation économique, financière et politique. Cette croyance les laisse démunies et incapables de penser à des voies de sortie pour l'Europe. Mais il y a plus. Pour construire sans fondation, le seul plan possible est le marché parfait. Comment tient une telle structure (on n'ose dire architecture) ? Sur le vide et grâce au vide. La structure repose sur les anticipations croisées entre ses acteurs et le maintien d'une croyance commune. Nous connaissons tous ces passages de dessins animés où le

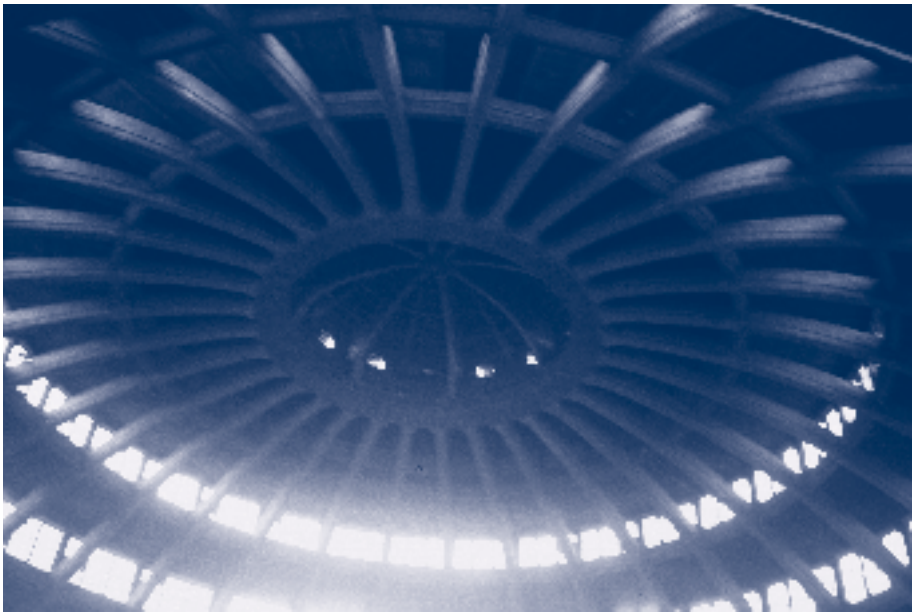
personnage qui fuit à toute la vitesse de ses jambes dépasse le rebord du ravin et continue à courir dans le vide en maintenant sa trajectoire sans difficulté. Il le peut parce qu'il n'a pas conscience du vide ; sa conviction qu'il court sur un sol solide suffit à créer les appuis nécessaires à sa course, là où il faut et dans l'instant, pas davantage. Le personnage est tout entier dans cet instant et cet effort, ni passé, ni futur, juste le rebond. Le marché parfait, c'est cela. Les acteurs se confortent mutuellement dans la conviction qu'il est possible de faire un pas en avant et qu'ils trouveront là où ils vont aller quelque chose qui tient, et où ils pourront se tenir le temps de rebondir. De fait, et c'est bien ce qu'on observe quand tout se passe bien, le fait de se conforter mutuellement dans leur croyance suffit à construire la réalité qu'ils demandent. Les marchés financiers en sont l'illustration type. Si la majorité des intervenants pensent que les actions vont monter et qu'ils pensent que les autres le pensent, ils vont se porter acheteurs. Les actions monteront réellement et ils seront confortés dans leur croyance. Vous voyez, j'avais raison. Mais si trop d'intervenants jettent un regard autour d'eux et que leurs yeux se dessillent, s'arrêtant de courir ils tomberont dans le vide en risquant d'entraîner les autres. Là est la fragilité de l'autoréférence. Elle devrait conduire les institutions européennes et nos dirigeants à une grande humilité. Tout bien compris, ils ne sont, à ce stade de l'histoire si longue, si complexe et si riche de l'Europe, que l'écume sur les vagues. On n'a jamais observé sur l'océan l'écume cherchant à prendre le contrôle de la vague.

Et pourtant il semble bien que les institutions européennes et nos dirigeants sont en plein dans l'autoréférence et le fantasme de l'autoréalisation. L'inquiétant est qu'un des personnages du dessin animé européen est en train de tomber dans le vide. Que ce soit la Grèce, le berceau de la démocratie justement célébrée dans la première partie du Traité de Lisbonne, est hautement symbolique. On y entrevoit un début de troupes d'occupation (en la personne des experts de la Troïka), des élites politiques nationales qui démissionnent de leurs responsabilités, le retour du protectorat comme mode de gouvernance. Après le protectorat américain des années 1950, les Grecs expérimentent le protectorat européen. On est aux antipodes de ce que les pères fondateurs de l'Europe ont voulu entreprendre et de ce que les Européens, bien oubliés en ce moment, attendent ou attendaient. Et il n'y a rien là de conjoncturel. La croyance qu'il est possible de construire sans fonder est apparue en pleine lumière – ce serait affaire de débats, bien sûr – lorsqu'a été mis en place au début des années 1990 le processus de « convergence » vers la monnaie unique, l'Euro. Ce processus marque le début de l'entreprise d'uniformisation. On lui doit spécialement le pilotage des politiques publiques et la gouvernance a-démocratique de l'Europe

par des indicateurs de performance ainsi que l'idée, saugrenue, qu'on peut résumer sans perte de sens la singularité d'un pays en une demi-douzaine d'indicateurs.

La convergence exprime l'hypothèse que les économies et sociétés européennes, précisément, convergent vers une sorte de modèle commun, qu'elles se dirigent donc vers l'uniformité. En somme le projet européen serait de faciliter et d'accélérer un mouvement, par ailleurs inéluctable, vers l'uniformité. Or une observation, même rapide, montre que les structures économiques des États membres, par exemple, en termes de spécialisations internationales, n'ont jamais convergé ; les cycles économiques ne sont pas en phase ; les écarts de productivité sont importants et n'ont pas diminué. L'arrivée de pays du Sud et de l'Est à basse productivité a exacerbé le phénomène. Les conventions entre acteurs, les conceptions du marché, les institutions sont spécifiques et expriment la trajectoire sociohistorique souvent longue des pays. Les peuples (les Allemands, les Français, les Anglais, …) n'ont, par exemple, pas la même conception de la monnaie et de son rôle. L'hypothèse de convergence ne tenait pas dans les années 1990. Elle ne tient toujours pas aujourd'hui ; les écarts d'endettement entre les pays traduisent la divergence des trajectoires et la difficulté qu'ont les pays à la traîne de se maintenir dans l'euro. Le postulat de la convergence apparaît avant tout avoir été, rétrospectivement, une justification dogmatique à une décision politique, celle de forcer l'allure de la construction européenne et d'accélérer la mise en place d'un marché unique sans entrave. Au risque de perdre le sens du projet européen.

Pour construire et donner du sens, il faut fonder. Les fondations de l'Europe ne peuvent reposer que sur des piliers nationaux. Comme nous l'avons compris, me semble-t-il, et le pratiquons dans nos échanges modestement, Joachim et moi, et au-delà de nous bien d'autres, la priorité des Européens doit être de créer une langue commune, c'est-à-dire une langue où chacun puise dans un répertoire commun issu du cumul des perceptions, des traces historiquement accumulées sur les choses, les lieux, les évènements sur l'étendue entière de l'Europe. Les États-Unis d'Amérique se sont constitués sur une table rase, le massacre et la disparition des autochtones, et leur remplacement par des colons déracinés. Nous avons la chance inouïe, malgré des guerres et des massacres sans nombre, d'avoir préservé une bonne partie de notre patrimoine culturel, une histoire longue et une conscience collective de cette histoire. Les mêmes objets, lieux, livres et autres productions culturelles en grand nombre ont été et sont le support de multiples lectures et, bien souvent, de fondations faites par divers peuples de l'Europe.



Ill. 2: Breslau Max Berg 1913 Century Hall Coupole

Les traces sont nombreuses et se superposent. Les sens et les expériences se cumulent. Notre espace est « habité » de sens. Nous avons beaucoup en commun. À Wroclaw en Pologne l'architecte allemand Max Berg a construit de 1911 à 1913 la Halle du Centenaire, pouvant contenir jusqu'à 6 à 7 000 personnes et servir à de multiples usages (expositions, sports, manifestations populaires). Ce bâtiment est en béton armé, un des premiers du genre et un exploit technique encore aujourd'hui (Photo 2). La coupole avait été conçue sur le modèle de la *Festhalle* de Francfort sur le Main (ville où siège la Banque Centrale européenne). La ville de Wroclaw s'appelait Breslau et était la capitale de la Silésie allemande. Ce bâtiment avait été construit pour la commémoration du centenaire de la proclamation du roi de Prusse *An Mein Volk*[6], appelant en mars 1813 les peuples prussien et allemand à se soulever contre l'occupation napoléonienne. On y joua pour la première fois à l'inauguration en 1913 une œuvre pour orgue de Max Reger. La Silésie fait

6 Titre qui évoque immanquablement le *Dem deutschen Volke* sur le fronton du Bundestag à Berlin.

partie de la Pologne depuis 1945. La Halle du Centenaire fut rebaptisée Halle du Peuple par le régime socialiste. Rénovée et ayant retrouvé son nom initial, mais en polonais, elle demeure un haut lieu de multiples activités. Histoires nationales, allemande, polonaise, française et histoire européenne s'y conjuguent. L'harmonie est au principe de l'architecture du bâtiment. Une série de piliers incurvés s'élancent pour converger vers une coupole légère. Il se pourrait bien que Maxime Berg ait voulu y symboliser l'unité de l'Allemagne sous l'autorité de son Empereur. Mais on peut y voir tout autre chose, la métaphore d'une Europe idéale. Les piliers soutiennent la coupole, sans laquelle dans le même temps ils ne pourraient tenir.

Échangeons, confrontons, constituons du commun entre les peuples européens au lieu de les mettre en concurrence les uns avec les autres. Les 351 dialogues bilatéraux qu'il faut faire vivre et approfondir, loin d'inspirer la peur, sont une chance. Mobilisons et développons la culture, l'éducation, la recherche au niveau européen, plutôt que d'essayer, à raison de centaines de milliards d'euros, de sauver sans le réformer un système financier qui ne consacre pas un euro à ces missions. Disposer d'une langue commune européenne, à la fois ressource et dépôt en devenir de perceptions et de traces, permettrait que de la différence, du décalage subtil entre nous naisse la prise de conscience de tout de ce que nous gagnons en travaillant ensemble, la conscience d'une identité européenne. L'Europe, ce devrait être une communauté d'intelligence et elle peut le devenir.

Dans ce parcours sur le comment être européen, j'avais toujours à l'esprit Joachim Nettelbeck. Je voulais avant tout dire combien Joachim est unique dans sa personne, combien il incarne pour moi l'excellence d'être de son pays et Européen à la fois. Ne jamais désespérer d'arriver à une solution commune malgré les difficultés, chercher sans relâche à comprendre et à construire, de belles leçons que Joachim nous donne et nous transmet. Je n'ai qu'un vœu, celui de continuer à savourer, sans retenue, sa fréquentation.

Robert Salais, Professor (em.) der Ökonomie an der École Normale Supérieure de Cachan und am Centre Marc Bloch – Deutsch-Französisches Forschungszentrum für Sozialwissenschaften, Berlin; Fellow des Wissenschaftskollegs 2005/06.

VERWALTUNG ALS KUNST DES ZUHÖRENS
JOACHIM NETTELBECK UND DAS WISSENSCHAFTSKOLLEG

CHRISTOPH SCHNEIDER

Bekanntschaft

Meine Verbindungen zu Joachim Nettelbeck und zum Wissenschaftskolleg gehen wohl beide ins Jahr 1979 zurück. Vermittelt durch gemeinsame Freunde, hat Joachim Nettelbeck damals einige Wochen in unserem verwunschenen kleinen Haus in Bad Godesberg kampiert, als er, von Frankreich kommend und spürbar eigentlich dort beheimatet, seinen Dienst beim Deutschen Akademischen Austauschdienst antrat und nach einer Bleibe für sich und seine Familie suchte. 1979 muss es auch gewesen sein, dass die Berliner Senatsverwaltung für Wissenschaft mich als Assistenten des Gründungsbeauftragten für das Wissenschaftskolleg ausgeguckt hat. Soweit ich mich erinnern kann, haben Joachim und ich damals nicht über das Projekt gesprochen, vielleicht weil er, als es akut wurde, mit eigenem Haus, kleinen Kindern und Vollzeitbeschäftigung beim DAAD erst einmal wieder aus meinem täglichen Gesichtskreis entschwunden war.

Der Sekretär

Als die Denkschrift zur Gründung des Wissenschaftskollegs fertig war, Senat und Abgeordnetenhaus von Berlin die ersten notwendigen Beschlüsse gefasst hatten, Trägerstiftung und Trägerverein gegründet und die beiden ersten Mitarbeiter (Thea Schwarz und Reinhard Praßer) mit den Vorbereitungen des ersten Arbeitsjahres des Kollegs beschäftigt waren, brauchte der Gründungsrektor nun immer dringender den Sekretär. „Den“, weil die Figur des Sekretärs als Leiter der Verwaltung und rechte Hand des Rektors in der Gründungsdenkschrift des Kollegs so beschrieben ist, wie die an der Planung Beteiligten ihn sich gemeinsam vorstellten. Ein Institut, das so stark

auf die wissenschaftliche Persönlichkeit, sozusagen als *raison d'être*, setzte, konnte in seiner inneren Ordnung wiederum nur auf Personen zugeschnitten sein. Dem Rektor gebührte der Primat. Permanent Fellows und Wissenschaftlicher Beirat bereicherten seine Möglichkeiten, sollten aber auch eigenständige Akteure sein können und gegenüber den Trägern – Verein und Stiftung – die wissenschaftliche Substanz der Institution mit repräsentieren. Innerhalb dieser Struktur ist der Sekretär der Garant der tatsächlichen Funktionsfähigkeit des Kollegs in allen seinen Aspekten und damit die wichtigste Person nach dem Rektor. „Immer dringender" wurde er gebraucht, weil die neue Institution sich nun rasch von ihren Gründern emanzipieren musste. Und schon zur Betreuung des ersten Fellow-Jahrgangs 1981/82 brauchte man mehr als zwei Mitarbeiter …

Welche Gesichtspunkte haben Peter Wapnewskis Auswahl damals bestimmt? Es ist ungewiss, ob er das verraten würde. Jenseits aller Spekulation steht aber fest, dass zwei potenzielle Ratgeber, die er gewiss konsultiert hat, Joachim Nettelbeck gut kannten und seine Qualitäten beurteilen konnten: Hansgerd Schulte, der damalige Präsident des DAAD, und Hellmut Becker, der Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung. Den DAAD und seinen Präsidenten schätzte Peter Wapnewski sehr hoch und hat sich deshalb mit Energie für dessen Aufnahme als Gründungsmitglied des Wissenschaftskollegs in die Denkschrift eingesetzt. Das war wichtig, weil der DAAD sonst nicht im Kreis der „Allianz" mitwirkt, in der sich die überregional aktiven Mitglieder des Trägervereins sonst zusammenfinden. Über Hellmut Becker als Impulsgeber der Bildungs- und Wissenschaftspolitik in Deutschland ist viel geschrieben worden. Natürlich war er auch in dem Kreis von Berliner Institutsleitern präsent, der auf Schwanenwerder unter dem Vorsitz von Shepard Stone im Jahre 1979 über die ersten Konzepte des geplanten Instituts beriet. Zu dem weitgespannten Kreis junger Leute, die in Berlin Hellmut Beckers Familie im weiteren Sinn bildeten, gehörte auch Joachim Nettelbeck. Peter Glotz sieht im Jubiläumsband des Kollegs von 2006 Hellmut Becker als den Urheber des Vorschlags. Er wird ein zuverlässiger Zeitzeuge sein.

Komplexität der Aufgabe

Joachim Nettelbeck liebt es, seine Arbeit am Wissenschaftskolleg in Analogie zum Kochen nach Rezept darzustellen: Man müsse nur die Gründungsdenkschrift nehmen und tun, was dort vorgezeichnet ist, dann sei alles ganz einfach. Diese Erklärung hat

Charme, ist aber doch in vielerlei Hinsicht – sagen wir vorsichtig: unvollständig. Das beginnt mit den bekannten prinzipiellen Schwierigkeiten der Wissenschaftsverwaltung als Metier: Auf der einen Seite steht die Wissenschaft als ein schwer fassbarer, durch heterogene Einflussgrößen wie Inspiration und Fleiß, Einsamkeit und Kommunikation bestimmter Prozess der Suche nach Neuem und der Kritik am vermeintlich Bekannten. Ihr Erfolg ist stets ungewiss und, wenn vorhanden und sogar vorzeigbar, in der Regel nicht zu messen. Die sie ausüben, haben unterschiedlichste, oft extreme Temperamente und Gewohnheiten. Sich Laien verständlich zu machen, gehört oft nicht primär dazu. Ihr gegenüber steht die Verwaltung, die in geordneter Weise festen Regeln folgt, sie anwendet und notfalls durchsetzt. Joachim Nettelbeck löst diesen Gegensatz in das Verhältnis von Zweck und Mittel auf: Die Wissenschaft zur bestmöglichen Entfaltung zu bringen und darin professionell zu unterstützen, ist die Aufgabe der Wissenschaftsverwaltung. Die Verwaltung dient der Wissenschaft. In einem Text, der am 7. 12. 2011 in der *FAZ* erschien, beschreibt Joachim Nettelbeck diesen Dienst als eine „noble Funktion". Mit Recht; denn in der Wissenschaft zählt dauerhaft nur die beste erreichbare Leistung. Eine wissenschaftsadäquate Verwaltung muss sich an diesem Maßstab messen lassen. Sie muss die beste Leistung suchen und fördern und dabei selbst die beste Leistung bringen.

Wie aber definiert sich diese Aufgabe konkret im Wissenschaftskolleg? Das Kolleg soll – sehr verkürzt ausgedrückt – herausragenden Gelehrten ungewöhnliche, also auch für ihresgleichen selten anzutreffende Chancen für wissenschaftliche Arbeit bieten. Zur Verwirklichung der Chancen soll es aber bitte möglichst keine Forderungen stellen, weil das ein Vorherwissen der Erfolgsmaßstäbe voraussetzte, das es in der Wissenschaft eben nicht gibt. Diese auch für die besten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler seltenen und kostbaren Chancen sind bedingungslose Freiräume. Das Wissenschaftskolleg soll sie ihnen gewähren, so wie die Universität Wilhelm von Humboldts der Wissenschaft zugleich den Schutz der vom Staat garantierten Institution und die Garantie der Freiheit von staatlicher Einwirkung bieten soll. Humboldts Begründung lautete, dass die Wissenschaft den Interessen des Staates dann am besten dient, wenn dieser sich des direkten Einflusses auf sie enthält. Politik und Verwaltung stützen sich in ihrem Verhältnis zur Wissenschaft bis heute eher ungern auf diese fundamentale und zeitlos richtige Aussage, weil sie landläufigen Vorstellungen von Nützlichkeit und Rechenschaft zuwiderläuft. Genau in ihrem Sinne ist aber das

Wissenschaftskolleg konzipiert,[1] und so muss es auch funktionieren. Joachim Nettelbecks Antwort auf diese Herausforderung ist in dem Prinzip *„Fellows first“* zusammengefasst. Für seine tägliche Arbeit folgen daraus zwei Herausforderungen – und die Verbindung der Lösungen für beide ist eines der spezifischen Kennzeichen seiner Leistung für das Kolleg und für die Wissenschaft als Ganze.

Goldstandard des Alltags

Freiräume sind nicht einfach da. Sie müssen geschaffen werden. Für jeden Fellow und ihre/seine *fellow Fellows* muss es eine individuell abgestimmte temporäre Heimat geben, in der sie sich nicht nur wohl fühlen, sondern zur besten Entfaltung ihrer Ideen und Talente angeregt werden. Dazu gehört die materielle Umgebung und alles, was jemand für seine Wissenschaft braucht, vor allem aber auch die ganze Atmosphäre im Haus und das Angebot an neuen Erfahrungen und Begegnungen, das es nur im Wissenschaftskolleg und jedes Jahr wieder einmalig gibt, das den Fellows aber so nahezubringen ist, dass sie ihren Freiraum damit bereichert und nicht eingeengt empfinden.

In der Verwaltung des Wissenschaftskollegs waren dafür zahllose große und kleine Schritte zu tun, jeder einzelne sorgfältig vorbereitet. Die Herausforderungen dazu waren vielleicht in den ersten zehn Jahren des Kollegs besonders zahlreich und dringlich, aber sie waren nie dauerhaft bezwungen und werden es nie sein. Es gibt innere und äußere Herausforderungen. Nach innen geht es vor allem anderen um die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und ihre Bereitschaft, sich für ihre Arbeit mit ihrer ganzen Person zu engagieren. Nach außen hat Wissenschaftsverwaltung es immer mit vielen anderen Verwaltungen zu tun. Das gilt für die des Wissenschaftskollegs ganz besonders; denn seine Handlungsfähigkeit hängt in vieler Hinsicht ganz konkret daran, von vielen anderen Institutionen – Ausländerbehörden, Bezirksämtern, Kindergärten, Schulen, Universitäten usw. und nicht zuletzt der Senatsverwaltung von Berlin in vielerlei Zuständigkeiten – als befreundete Einrichtung wahrgenommen und behandelt zu werden.

1 Die Fellows empfinden das auch so. Statt aller weiteren Gründe nur eine Aussage von Janis Antonovics über das Kolleg (Jahrbuch des Wissenschaftskollegs 2010/11, S. 24): „It was quite unlike anything I had known in over forty years in academia; in many ways I felt I had finally arrived at a university where faculty were important and where there were real interactions across disciplines.“

Die Jahrbücher des Kollegs mit den Berichten der Fellows, ebenso wie die insgesamt recht zahlreichen Evaluationen, bezeugen, dass diese Aufgabe über die Zeit hinweg jenseits aller Erwartungen gut gelöst worden ist. Habitués der Institutes for Advanced Study – einige von ihnen hat das Kolleg nicht vermeiden können einzuladen, und natürlich sind sie gekommen – sprechen in dieser Hinsicht vom „Goldstandard", den das Kolleg repräsentiere. Zufriedener kann man mit der Leistung einer Verwaltung schlecht sein. Joachim Nettelbeck ist für dieses Ausmaß an Zufriedenheit nicht nur indirekt, durch Mitarbeiterauswahl und Personalführung, sondern auch unmittelbar durch eigenes Handeln verantwortlich. Allein die selbstverständliche Zusammenarbeit in der Leitung des Kollegs mit so unterschiedlichen Personen wie Peter Wapnewski, Wolf Lepenies, Dieter Grimm und Luca Giuliani ist eine singuläre Meisterleistung.

Die Auswahl der Fellows

Die Nutznießer des Freiraums, den das Wissenschaftskolleg bietet, müssen dieses Privileg nach allgemeiner Meinung in herausgehobener Weise verdienen. Die „allgemeine Meinung" schließt ihre nächsten Konkurrenten in der jeweiligen Profession ein, geht aber weit darüber hinaus in die Verwaltungen (zuständige und andere), in die wissenschaftliche und die allgemeine Öffentlichkeit und ihre parlamentarischen Repräsentanten. Die Fellows sollen – jeder für sich und in ihrer Gesamtheit – dem Kolleg Ehre machen. Sie müssen also Jahr für Jahr so ausgewählt werden, dass höchste Qualitätskriterien dabei nicht nur als Verfahren gewährleistet sind, sondern konkret zur erfolgreichen Anwendung kommen.

Was hat das mit Verwaltung zu tun? Nichts, sagen hier viele Gelehrte; denn wissenschaftliche Qualität zu beurteilen, ist Sache der Wissenschaftler, und Verwalter gehören nun einmal nicht dazu. Am Wissenschaftskolleg (wie übrigens bei vielen anderen Aufgaben der Wissenschaftsverwaltung, aber das würde hier zu weit führen) trifft diese Ansicht nicht die Wirklichkeit. Die Auswahl der Fellows für jedes akademische Jahr geschieht in einem vielfältig gegliederten, iterativen Prozess und die meiste Zeit im Team. Im Team hat jedes Mitglied seine eigenen Urteilskategorien auf dem Hintergrund seiner Lebenserfahrung. Der Wissenschaftliche Beirat des Kollegs nutzt alle verfügbaren Kenntnisse und Erfahrungen für seine Entscheidungen, natürlich auch die des Sekretärs und seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Diese werden in der Regel ihre Rolle nicht darin sehen zu beurteilen, ob A als Biologe oder Physiker interessanter ist als B. Aber sie

haben nicht nur zur Vorbereitung der Auswahl schier endlos Lebensläufe und Schriftenverzeichnisse verglichen; sie haben sich auch mit zahlreichen Gewährspersonen unterhalten, und sie sind vor allem ständig im Gespräch mit den Fellows jedes Jahrgangs und hören ihnen zu. Das gibt ihnen ein unter allen am Auswahlprozess Beteiligten einzigartiges und für die Auswahl durch nichts zu ersetzendes Wissen.

Zuhören und gestalten

Zuhören ist eine besondere Kunst. Sie gehört zu den Fähigkeiten, die Joachim Nettelbeck vor vielen Menschen auszeichnen. Wie oft hat er mich bei Besuchen im Kolleg mit einem der zahlreichen Fellows bekannt gemacht, die gerade gleichzeitig das Gespräch mit ihm suchten, und mir in zwei prägnanten Sätzen in dessen Arbeitssprache sein augenblickliches Projekt und dessen Einzigartigkeit vorgestellt. Die Jahrbücher sind voll von Zeugnissen dieser Fähigkeit. Sie zeigen Joachim Nettelbeck als jemanden, der eine ständige, gespannte Neugier mit einem nachgerade riesigen Repertoire an Kenntnissen von Personen und Vorhaben verbindet und es im Gespräch kreativ einsetzt. Der Evolutionsbiologe würde eine perfekte Anpassung an das Biotop Wissenschaftskolleg konstatieren. In solchen Gesprächen sind beliebig viele neue Projekte entstanden, haben die Gesprächspartner inspiriert, haben sich danach verändert oder sind vergessen worden. Einige allerdings haben Joachim Nettelbeck selbst begeistert, und er hat sie über Jahre beharrlich verfolgt, umso beharrlicher, wenn der jeweilige Rektor des Kollegs sie unterstützt hat oder gar ein Miterfinder war. So gehört auch die im Lauf der Zeit sich verändernde intellektuelle Persönlichkeit des Kollegs mit in seinen Einfluss und seine Verantwortung. Der Islam, aber auch die israelisch-arabische Auseinandersetzung, war lange vor den aktuellen politischen Entwicklungen ein Thema, das die Arbeit und die Außenwirkung des Kollegs geprägt hat. Aktuell sich entwickelnde Initiativen wie die transregionalen Studien, „Recht im Kontext“ und ein Programm für den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Lebenswissenschaften sind sämtlich im Team entstanden, wären sämtlich ohne seine Mitwirkung nicht denkbar. Natürlich gilt das auch und in besonderem Maße für die ‚Außenpolitik‘ des Kollegs mit den Neugründungen von Institutes for Advanced Study in Mittelosteuropa nach 1990, mit Initiativen wie „Point Sud“ und mit den aktuell zahlreichen Bemühungen der Wissenschaftspolitik in Frankreich, dem Kolleg vergleichbare Institutionen mit eigenständigen wissenschaftlichen Profilen einzurichten.

Die intellektuelle Atmosphäre

Joachim Nettelbeck prägt maßgeblich die inhaltliche Arbeit des Kollegs. Er tut das durch sein Engagement für Personen und Projekte, auf der Grundlage einer Sensibilität für Qualität und Interesse, ohne die man in der Wissenschaftsverwaltung nicht auskommt, die er durch Temperament und Erfahrung in besonderem Maße besitzt. Ob jemand *„a Wissenschaftskolleg type of person"* (Yehuda Elkana) zu sein verspricht, ob er oder sie Debatten zu Themen des Jahrgangs aus der Abstraktion herausführen und für alle lebendig werden lassen kann, ob das Kolleg durch sie oder ihn an Anziehungskraft gewinnen wird: alles das sind Einschätzungen außerhalb der Beurteilung der wissenschaftlichen Leistung (aber in engem Zusammenhang mit ihr), die für die Auswahl der Mitglieder der Jahresgemeinschaften der Fellows von großer Bedeutung sind. Ihre Grundlage sind Erfahrung und Urteilskraft, und sie sind ihrerseits Grundlage für korporatives Handeln des Kollegs und seiner Organe.

Eine Frage, die in den letzten Jahren weiter an Bedeutung gewonnen hat, ist die operative Definition von „wissenschaftlicher Leistung" im Verhältnis zu den Aufgaben des Wissenschaftskollegs. Perspektivisch soll das Kolleg mit allererster Priorität der einzelnen Wissenschaftlerpersönlichkeit dienen, aber zugleich durch ihr (‚geplantes' oder spontanes) Zusammenwirken mit anderen neue Entwicklungen in der Wissenschaft anstoßen helfen. Das gelingt aber nur, wenn die Fellows eines Jahrgangs hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Paradigmen, ihrer Biographien und Zukunftspläne hinreichend verschieden voneinander sind. Schon die Gründungsdenkschrift wusste, dass verschiedene Disziplinen erforderlich sind, um die Entstehung neuer Konstellationen wahrscheinlicher werden zu lassen. Ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger, ist aber, dass nicht alle oder die dominierende Mehrheit eines Jahrgangs in ihrer Biographie und ihrem Ehrgeiz dem idealtypischen ‚westlichen' Paradigma angepasst sein dürfen, das heute auch in Deutschland vorwiegend US-amerikanische Züge trägt. Sind genügend Fellows dabei, die für einen anderen – frankophonen, postkolonialen, dezidiert europäischen, fernöstlichen oder südostasiatischen – Stil wissenschaftlicher Erkenntnis stehen?

Dafür, dass das Kolleg nicht nur ein komfortabler Aufenthaltsort für ‚Spitzenforscher' ist, sondern Chancen bereithält, die Entwicklung der Wissenschaften um neue Aspekte zu bereichern, ist eine Balance der regionalen und transregionalen Ausprägungen von Wissenschaft ein entscheidender Faktor. Da jede solche Ausprägung ihre eigenen Qualitätsindikatoren nicht nur schätzt, sondern (die US-amerikanische allen voran) dazu

neigen kann, sie zu dogmatisieren, kann es im Kolleg zu den Pflichten des Sekretärs gehören, dem Pluralismus Geltung zu verschaffen, wenn die Dominanz der angloamerikanischen Persönlichkeiten mit Musterkarrieren zu groß wird. Joachim Nettelbeck hat den Mut und die Autorität, das zu tun. Das hat dem Kolleg im Lauf der Jahre sehr genützt.

Modell „Wissenschaftskolleg“

Joachim Nettelbeck steht für eine Wissenschaftsverwaltung als Dienst für die Wissenschaft und für diejenigen, die sie im ständigen Gespräch ausüben. Das Gespräch nützt beiden Seiten; der Ruf des Wissenschaftskollegs belegt es. Mit der Kenntnis, wie dieses Qualitätsniveau zu erreichen ist, geht Joachim Nettelbeck seit langer Zeit großzügig und freigebig um. Schon vor vielen Jahren durfte ich ihn begleiten, um in einem Ausschuss der Bremer Bürgerschaft Zeugnis zugunsten des Hanse-Wissenschaftskollegs in Delmenhorst abzulegen. Inzwischen gibt es nicht nur an einigen ‚exzellenten‘ Universitäten, sondern an vielen Orten auf der Landkarte Europas und darüber hinaus Einrichtungen, die, jede auf ihre Weise, aus Joachim Nettelbecks Wissen Nutzen ziehen. Sein Beispiel wird gewiss auch im Wissenschaftskolleg selbst weiterhin die Stellung und das Handeln des Sekretärs prägen.

Christoph Schneider war Planungsreferent, später Abteilungsleiter in der Geschäftsstelle der Deutschen Forschungsgemeinschaft und 1979/80 Assistent des Gründungsbeauftragten für das Wissenschaftskolleg, Peter Wapnewski. Zusammen mit Peter Wapnewski und Jochen Stoehr verfasste er das „Memorandum zur Gründung eines internationalen Institute for Advanced Study in Berlin“.

„A SENSE OF PLACE“ ODER DER „ORT“ ALS EPISTEMOLOGISCHE GRÖSSE

GEORG SCHÜTTE

„No Sense of Place“ lautete der Titel einer in den 80er-Jahren veröffentlichten Studie des US-amerikanischen Medienwissenschaftlers und Sozialpsychologen Joshua Meyrowitz über die sozialen Veränderungen, die sich mit der Einführung und Verbreitung des Fernsehens in den USA und weiteren modernen Gesellschaften des 20. Jahrhunderts eingestellt hatten. In der Vor-Fernseh-Zeit habe der physische Ort das Verhalten von Menschen und Personengruppen zueinander bestimmt. Mit dem Fernsehen, mit seinen Shows, Serien und Filmen hätten Kinder jedoch Zugang zu den Wohn- und Schlafzimmern ihrer Eltern, hätten Frauen Einblicke in die vormals exklusive Arbeitswelt der Männer erhalten. Wählerinnen und Wähler hätten amerikanische Präsidenten im Fernsehen als normale Menschen in ihrem privaten Umfeld mit körperlichen Gebrechen und menschlichen Schwächen erleben können. Das Fernsehen habe so in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA als große Ent-Mystifizierungsmaschine gewirkt: Eltern verloren an Autorität, Frauen lernten sich zu emanzipieren, politische Helden wurden vom Sockel gestoßen. Und alle lernten, mit dem Fernsehen zu leben. Sie lernten, Orte neu zu bestimmen – als geschützte Bereiche außerhalb des Kamerablicks oder als Bühne zur medialen Inszenierung.[1] „No sense of place“ – in der neuen Welt der netzgebundenen Kommunikation im 21. Jahrhundert entwickeln sich heute virtuelle Orte, die erneut die Selbstinszenierungsmuster und das Verhalten einer Generation mit prägen.

Wie altmodisch muss in dieser Welt das Konzept eines „Institute for Advanced Study“, eines Wissenschaftskollegs wirken, das den physischen Ort zur zentralen Kategorie seines Handelns macht! Wie gestrig muss die Idee wirken, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aufgrund ihrer klugen Ideen an einem Ort zusammenzubringen, ihnen

1 Meyrowitz, Joshua, *No Sense of Place. The Impact of Electronic Media on Social Behavior,* New York, 1985.

geschützte Räume zum Arbeiten und zur Begegnung zu bieten – dies nicht für wenige Stunden, sondern für Wochen oder gar Monate!

Und doch scheint genau diese Idee Konjunktur zu haben – und dies gerade in einer Zeit, in der sich die Reisekosten nicht mehr als Hürde, sondern vielfach als Randkategorie des wissenschaftlichen Austausches entwickelt haben, in der Daten aus wissenschaftlichen Experimenten, Meinungen von Fachkollegen und Auswertungen der Ergebnisse in Sekundenschnelle zwischen den akademischen Zentren der Welt hin und her schwirren. Und in einer Zeit, in der die euro-amerikanische Wissenschaft in einer sich globalisierenden Welt zunehmend in Austausch-, Kooperations- und Wettbewerbsverhältnisse mit Wissenschaftsgemeinschaften in Lateinamerika, Asien, aber auch Afrika gerät. Auch in dieser Epoche der Globalisierung bleiben kreative Räume, „creative environments"[2] eine zentrale Kategorie und entfalten eine neue Kraft: Der Ort wird zur neuen erkenntnisstiftenden Entität.

Aber was für ein Ort? Welche Anforderungen sind an diese kreativen Räume zu stellen? Wilhelm Krull hat mit einigen generellen Anmerkungen auf die Bedingungen aufmerksam gemacht, die konstitutiv sind für eine „Kultur der Kreativität". Hierzu gehören: die fachliche Kompetenz exzellenter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, der Mut der individuellen Forscherinnen und Forscher zu riskanten Forschungsprojekten, deren Ergebnis nicht bereits zu Beginn des Projekts absehbar ist; der Mut von Universitäts- und Institutsleitungen, derartige Pfade der Unsicherheit – nicht zuletzt durch angemessene Finanzierung – zu schaffen und zu erhalten; die Innovationsbereitschaft aller am Forschungsprozess Beteiligten, verbunden mit Geduld und Fehlertoleranz; die Kommunikationsfähigkeit auf allen hierarchischen Ebenen einer Organisation und über Fächer- und Disziplinengrenzen hinaus; die Vielfalt der Ideen und Ideenquellen; die Ausdauer, um langfristig gesetzte Ziele beharrlich zu verfolgen und schließlich: die Offenheit für den glücklichen Einfall, im Englischen „serendipity" genannt.[3]

Im vergangenen Jahrhundert, sagt Helga Nowotny, standen diese kreativen Umgebungen, diese kreativen Räume, oft genug unter Druck: In den Forschungsstätten von

---

2 Nowotny, Helga, „Building Outstanding Research Environments in Europe and Beyond", Manuskript der Rede zum fünfjährigen Bestehen des European Research Council, Brüssel, 29. Februar – 1. März 2012; eine gekürzte Fassung findet sich unter http://www.volkswagenstiftung-50-jahre.de/home/rede_helga_nowotny (Stand: Mai 2012).

3 Krull, Wilhelm „Kreativität, Kooperation und die zukünftige Entwicklung des deutschen Wissenschaftssystems", in Georg Schütte (Hg.), *Wettlauf ums Wissen*, Berlin, 2008, S. 104–111, hier S. 106.

„big science“ hätte eine rigide Forschungsplanung die Kreativität von Forscherinnen und Forschern bisweilen zu ersticken gedroht. Heute versuche man jedoch in der modernen Großgeräteforschung, Freiräume für kreative Ideen zu schaffen, häufig in der virtuellen Welt moderner Kommunikationsmedien. Auch andere Bedrohungsszenarien hätten sich in weiten Teilen in einer Koexistenz von Forschungs- und Forschungsförderansätzen aufgelöst. Die sogenannte Programmforschung etwa, legitimiert durch öffentliche Bedarfe und Erkenntnisinteressen, heute insbesondere durch die Suche nach Antworten auf die großen gesellschaftlichen Herausforderungen wie den Klimawandel oder eine verlässliche Energieversorgung, stehe nicht mehr in unversöhnlichem Gegensatz zur neugiergetriebenen Grundlagenforschung. Beides habe in modernen Wissenschaftssystemen seinen Platz gefunden. Auch die Nähe von Forschungseinrichtungen und Unternehmen sei kein Grundsatzproblem mehr, würde vielmehr oft als Chance für die wissenschaftliche Arbeit und Ausbildung gesehen.[4]

Wo liegen dann die neuen Herausforderungen, um Orte zu etablieren, an denen sich eine Kultur der Kreativität entwickeln und entfalten kann? In einer globalen Welt, so Helga Nowotny, heißt die zentrale Herausforderung Vielfalt, „creative variety“.[5]

„Vielfalt“ als empirische Kategorie verweist in diesem Zusammenhang auf die ungeheure Zahl unerklärter Phänomene, die sich der modernen Wissenschaft stellen. Wir können diese Phänomene als die „großen gesellschaftlichen Herausforderungen“ kategorisieren, beschreiben damit jedoch allenfalls die Oberfläche von Erscheinungsbündeln, die der Analyse und Erläuterung harren. Als erkenntnisbezogene Kategorie verweist „Vielfalt“ auf die unterschiedlichen Perspektiven, aus denen diese Phänomene betrachtet werden können. Es geht um die Sichtweisen von verschiedenen Fachdisziplinen oder auch von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unterschiedlicher Herkunft, unterschiedlichen Alters oder unterschiedlichen Geschlechts. Sie alle bringen jeweils besondere Erkenntnischancen mit, haben aber jeweils auch individuelle oder gruppenbezogene Erkenntnisbarrieren. Joachim Nettelbeck nennt dies die „Kulturabhängigkeit von Wissenschaft“. In der experimentellen Arbeit zeigten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre pragmatische Seite, handelten als Realisten. Sie akzeptierten international konsentierte Konventionen und Konzepte und behandelten den Gegenstand so, wie er sich auf dieser Basis beschreiben lasse. Wenn er sich jedoch den kategorialen

4 Nowotny, S. 6.
5 ebd., S. 7.

Voraussetzungen der Erkenntnis, der Sprache, der Mathematik oder den Bildern zuwende, so Nettelbeck unter Bezug auf Yehuda Elkana, dann handele er als Realist und Idealist: „Wenn er die Kategorien ändert, ändert sich die Beschreibung und damit – wenn er Recht behält – auch der Gegenstand, so wie er von der Gemeinschaft der einschlägigen Wissenschaftler gesehen wird."[6]

Damit wird „Vielfalt" schließlich auch zu einer normativen Kategorie. Die Welt, wie wir sie mit den Sprachen der Wissenschaft beschreiben und wie wir sie in diesen Sprachen zugleich auch erschaffen, ist nicht eindimensional. Sie ist vielfältig, entsteht in jeder Sprache, in jeder Metapher, in jeder Methodik neu und anders. Kreative Orte bedürfen deshalb der Vielfalt und der Offenheit der Kommunikationsformen und -mittel, um dieser Welt angemessen zu begegnen und um sie angesichts der Vielfalt der Fragen und Bedürfnisse moderner und globalisierter Gesellschaften hinreichend vielfältig zu erschaffen.

Institutes for Advanced Study haben dies frühzeitig erkannt. Als Orte kreativen Denkens in der Grundlagenforschung haben sie sich im vergangenen Jahrhundert herausgebildet. Seitdem haben sie sich ausdifferenziert: Heute finden wir Institutes for Advanced Study als selbstständige Einrichtungen oder als Teile von Universitäten. Wir finden themenoffene und themenspezifische Institute. Die einen sind stärker national, andere stärker international ausgerichtet. Hier bilden die jungen Talente, dort die etablierten Denker den Ausgangspunkt des Denkens und Handelns. „Vielfalt" wird vielfältig komponiert.

Gerade in einer Zeit, in der öffentliche und private Räume zunehmend medial inszeniert werden, gewinnt so in der Wissenschaft der physische Raum neue Relevanz. Zwar vermarkten auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse längst nicht mehr nur in den Fachjournalen, sondern auch auf den Bühnen der Mediengesellschaften. Ihre Erkenntnisse aber, die großen Ideen, sie entstehen in den geschützten, kreativen Umgebungen, die an Institutes for Advanced Study gehegt und gepflegt wurden. Als Vorbild strahlen sie heute aus in zahlreiche Länder und in die Hochschulen hinein. Es bedarf des Wage- und des Langmutes von Hochschulleitungen, diese kreativen Umgebungen als Inspirationsmotor in viele Bereiche des akademischen Lebens hineinwirken zu lassen. Und es bedarf der Weisheit derer, die wissen, wie man diese Institute

6 Nettelbeck, Joachim: „Wissenschaftsaußenpolitik – Asymmetrie der Wissensordnung und Orte der Forschung", in Georg Schütte (Hg.), *Wettlauf ums Wissen*, Berlin, 2008, S. 112–119, hier S. 114.

aufbauen, wie man diese „creative environments“ als Bedingung für die Möglichkeit des Neuen schaffen kann. Diese Weisheit wird auch zukünftig und vielfältig gefragt sein.

Georg Schütte ist Staatssekretär im Bundesministerium für Bildung und Forschung; bis 2009 war er Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung.

ERINNERUNGEN AN FRÜHE BONNER UND PARISER JAHRE

HANSGERD SCHULTE

Hellmut Becker, der Begründer und langjährige Direktor des Berliner Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung, war berühmt und geschätzt als graue Eminenz in Politik und Wissenschaft. Auf meine Frage, warum er nicht längst schon wie sein Vater Minister geworden sei, antwortete er mir einmal mit dem Ausdruck höchster Verblüffung: Schulte, wo denken Sie hin, ich Minister? Ich mache sie! Und so war es denn auch: bei Peter Wapnewski, dem Gründungsrektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin, und bei Joachim Nettelbeck, dessen Sekretär, der nicht „General"-Sekretär sein wollte.

Damals wurden alle wichtigen Entscheidungen bei kulinarisch mehr oder weniger anspruchsvollen Arbeitsessen getroffen. So fand das entscheidende Gespräch zwischen Peter Wapnewski und Peter Glotz im Don Camillo in der Schlossstraße in Berlin statt. Der Wissenschaftssenator kam nach einem Informationsaufenthalt am Institute for Advanced Study in Princeton mit der Idee zurück, ein vergleichbares Institut in Berlin zu gründen. Für die mögliche Leitung hatte ihm Hellmut Becker den im geistigen und gebildeten Deutschland hochgeschätzten Karlsruher Germanisten Wapnewski vorgeschlagen. Eine ähnliche Szene wiederholte sich wenig später im Restaurant Maternus in Bad Godesberg. Dieses Nobelrestaurant war der Treffpunkt der politischen und intellektuellen Elite der Republik – Willy Brandt und andere hielten dort Hof. Die Wirtin, Ria, antwortete mir einmal empört auf meine Frage, warum das Essen so schlecht sei: Hierher kommt man nicht zum Essen, sondern zum Regieren. Im Verlaufe des Gesprächs bat mich Peter Wapnewski, damals Vize-Präsident des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD), dessen Präsident ich war, meinen Assistenten und engsten Mitarbeiter für die Funktion des Verwaltungsleiters des Wissenschaftskollegs freizugeben. Ich habe, betrübt für mich und erfreut für den Freund, sogleich eingewilligt. Übrigens kam das Anliegen nicht unerwartet, Hellmut Becker hatte mich bereits vorgewarnt.

Am 1. November 1979 war Joachim Nettelbeck als Assistent für Vorstand und Geschäftsführung in den DAAD berufen worden. Er war mir von seinem Ziehvater

Hellmut Becker mit warmen Worten empfohlen worden. Er übte diese Funktion bis zu seiner Berufung als Sekretär des Wissenschaftskollegs zu Berlin am 16. Mai 1981 aus. Aus unserer beruflichen Zusammenarbeit wurde bald eine enge Freundschaft, die bis heute fortdauert. Vieles verband uns: in erster Linie unsere Beziehung, oder sagen wir getrost unsere Liebe zu Frankreich. Die Frauen an unserer Seite sind Französinnen. Im wissenschaftlichen Bereich arbeitete Joachim damals an einer vergleichenden Studie zur Berufung von Hochschullehrern in der Bundesrepublik und in Frankreich. Es wurde seine Dissertation. Ich selbst hatte ein Doppelstudium in Deutschland und in Frankreich absolviert und war als Leiter der Zweigstelle des DAAD in Paris und Hochschullehrer in Paris III zu dessen Präsidenten gewählt worden. So konnte es nur konsequent erscheinen, dass bei dieser Vergangenheit unser beiderseitiges Interesse an Frankreich zu einer Vertiefung der deutsch-französischen Kooperation im Hochschulbereich führen sollte. Zum anderen hatten wir beide eine Entwicklung von dem binationalen zum internationalen Betätigungsfeld durchgemacht; bei mir von Frankreich zur weltweiten Universitätskooperation im DAAD, bei Joachim zum Wissenschaftskolleg mit seiner weltweiten Forschungskooperation.

Ich wage zu behaupten, dass Joachim Nettelback während seiner DAAD-Zeit Anregungen sammelte, die seine Tätigkeit im Wissenschaftskolleg wesentlich mitbestimmt haben. Es waren seine Lehrjahre in der internationalen Forschungskooperation und Außenkulturpolitik. Dabei spielten drei Themenkreise ein Rolle: einmal die Schaffung geeigneter Förderungsinstitutionen, zum andern das Konzept einer liberalen auswärtigen Kulturpolitik und schließlich die Entwicklung einer effizienten Handlungsstrategie. Ich erinnere mich an angeregte Diskussionen über die Notwendigkeit politisch unabhängiger Institutionen, wie es der DAAD war und wie es das Wissenschaftskolleg werden sollte. In beiden Fällen wirkte die deutsche Nazi-Vergangenheit als abschreckendes Beispiel. Der DAAD war während der nationalsozialistischen Diktatur gleichgeschaltet und zu einem politischen Propagandainstrument degradiert worden. Die internationalen Wissenschaftsbeziehungen waren unterbrochen worden, wodurch Deutschland in eine Isolation geriet, die zu überwinden das erklärte Ziel bei der Gründung des Wissenschaftskollegs war, insbesondere in Bezug auf die in die Emigration gezwungenen deutsch-jüdischen Gelehrten. Da die staatlichen Stellen diskreditiert waren, siedelte man die akademischen Institutionen in einer gewissen Politikferne an. Darin sahen wir den eigentlichen Sinn und Vorzug der Selbstverwaltungsorganisationen der Wissenschaft. Ihr Prinzip sollte sein, dass Wissenschaftler über Wissenschaftler entscheiden ohne

direkten Zugriff der staatlichen Seite. Diese Grundidee fand sowohl in der Organstruktur als auch in den einzelnen Förderungsentscheidungen durch ausschließlich mit Hochschulangehörigen besetzten Gremien ihren Niederschlag. Natürlich mussten die geldgebenden Bundesressorts mit einbezogen werden, aber auf der Grundlage eines partnerschaftlichen Dialogs zwischen Staat und Wissenschaft. Dies war praktizierte Philosophie im DAAD. Sie fand auch im Wissenschaftskolleg Anwendung. Joachim entwickelte sich dort zum Meister des Konsens und des kreativen Dialogs.

Die Selbstverwaltungsorganisationen der Wissenschaft haben auch eine außenkulturpolitische Funktion. Sie sollen Deutschland, seine gesellschaftliche und politische Grundordnung, im Ausland in ein möglichst positives Licht stellen, vor allem nach den Erfahrungen mit zwei Diktaturen. Entgegen den Verfechtern einer strengeren staatlichen Anbindung der Mittlerorganisationen waren wir der Meinung, dass politische Unabhängigkeit und sachbezogene Entscheidungskompetenz, dass wissenschaftliche Objektivität und Offenheit für Kritik und Selbstkritik im Ausland überzeugender wirken als apologetisches Anpreisen der eigenen Systeme, wie das in autoritären Regimen der Fall war, z. B. in der DDR, die in einem permanenten Rivalitätsverhältnis zur Bundesrepublik stand. Gerade der Pluralismus und die Vielfalt auswärtiger Kulturbeziehungen garantierten ihre Kreativität und ihre Effizienz. Diese Grundprinzipien mussten durch eine vielfältige und differenzierte Strategie im In- und Ausland umgesetzt werden. Die Ministerien, aber auch die Botschaften, waren zu überzeugen und zur Mitarbeit zu bewegen. Der DAAD gründete zahlreiche Zweigstellen im Ausland. Joachim hat auch diese Idee mit nach Berlin genommen und sich erfolgreich für die Gründung von Schwester-Institutionen des Wissenschaftskollegs vor allem in Mittel- und Osteuropa eingesetzt, in Budapest, Bukarest, Sankt Petersburg und Sofia. Am Aufbau des Institut d'Études Avancées de Nantes zusammen mit seinem Freund Alain Supiot hat er einen entscheidenen Anteil gehabt, und auch an den Vorbereitungen für das Pariser Institut d'Études Avancées in dem superben Hôtel de Lauzun auf der Ile St. Louis hat er mitgewirkt. Seine Abschiedsgeschenke an die internationale Forschergemeinschaft.

Ein mutiges Bekenntnis zur Eliteförderung bestimmte die Personalpolitik. Solche Vorhaben waren damals in linken, noch marxistisch orientierten Universitätskreisen nicht gerade populär. In Frankreich gab es die Grandes Écoles, die nicht nur die Hochschullandschaft, sondern darüber hinaus auch die politischen und gesellschaftlichen Strukturen des Landes wesentlich geprägt haben. Der DAAD führte ein deutsch-französisches ENA-Programm (Écoles Nationales d'Administration) und anspruchsvolle

Sonderprogramme in den Bereichen von Politik, Jura und Geisteswissenschaften durch, die Joachim mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgte und vorantrieb. Zur Erlangung unserer Ziele hatten wir ein Strategiekonzept entwickelt, das sich auf das koordinierte Zusammenspiel einflussreicher und engagierter Einzelpersönlichkeiten stützte. Joachim war ein Meister in der Organisation solcher subtilen Spiele im Innen- und Außenverhältnis. Er nannte sie die „Hauptakteure", zu denen in der Aufbauphase neben dem hochverehrten Rektor Wapnewski noch Jochen Stoehr aus der Berliner Wissenschaftsverwaltung, Christoph Schneider von der DFG, Otto Häfner aus der VolkswagenStiftung und einige andere gehörten. Ihr abgestimmtes Zusammenwirken hat die rasche Gründung des Wissenschaftskollegs 1981 ermöglicht.

Clemens Heller, der Administrateur der Pariser Maison des Sciences de l'Homme, wurde für Joachim in anderer Weise eine wichtige Bezugsperson. Mit ihm entwickelte er ein Einladungsprogramm für deutsche Nachwuchswissenschaftler in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die für jeweils ein akademisches Jahr an die Maison des Sciences de l'Homme kamen, um dort ihren Forschungen nachzugehen und Kontakte zu französischen Kollegen zu finden. Dieses Programm wurde in der Anfangsphase von der Volkswagen-Stiftung finanziert, bevor es in die Obhut des DAAD überging. Ein Gutteil der heute 50- bis 60-jährigen tonangebenden Geistes- und Sozialwissenschaftler der Bundesrepublik, von Ulrich Raulff bis zu Martin Roth und Rudolf Stichweh, konnten dank dieses Programms in einer für sie wichtigen Phase der Neuorientierung ihrer Forschungen nach Paris eingeladen werden. Darüber hinaus gelang es Joachim zusammen mit Clemens Heller, in einem alten Gebäude aus dem 17. Jahrhundert in der zentral gelegenen Rue Suger ein Gästehaus der Maison des Sciences de l'Homme einzurichten, das die Stipendiaten wie auch andere Gäste der MSH beherbergt, auch diesmal wieder mit den Mitteln der Volkswagen-Stiftung. Clemens Heller wurde dabei für Joachim zu einer Art von *Père spirituel*, wie er dies nach meiner Beobachtung auch für andere, in den deutsch-französischen Wissenschaftsbeziehungen Tätige geworden ist, wie Wolf Lepenies, Hinnerk Bruhns, Reinhart Meyer-Kalkus, Martin Roth usw. Joachim lernte von Clemens Heller u. a., nie nur bilaterale Projekte in Angriff zu nehmen, sondern immer nach multilateralen Kooperationen Ausschau zu halten, um die alten nationalstaatlichen Perspektiven-Verengungen, die z. B. für die französische Außenkulturpolitik auch damals noch bestimmend waren, zu überwinden. Clemens Heller war ein Genie der Vermittlung, der die Wissenschaftler in produktive Konstellationen versetzte, deren Fruchtbarkeit diese selber häufig erst sehr viel später erkannten. An einer rein disziplinären Förderung war

er desinteressiert, vielmehr ging es ihm um die überraschenden Einsichten, die aus interdisziplinären Situationen zu gewinnen waren.

Etwas davon scheint mir auch in die Zielsetzung des Wissenschaftskollegs zu Berlin eingegangen zu sein. Sein Sinn und Zweck ist ja die Berufung von Fellows, die während der Dauer ihres Aufenthaltes in Berlin frei von Verpflichtungen jeglicher Art sich ausschließlich ihren wissenschaftlichen Arbeiten widmen können – im produktiven Gespräch mit Vertretern anderer Fachrichtungen und der Künste. Zu diesem Zweck sollten nicht nur Akademiker berufen werden, sondern auch hervorragende Persönlichkeiten des geistigen Lebens, also Künstler, Musiker, Schriftsteller, Theaterleute. Man könnte diese Zielsetzung leicht an einer Liste der Namen früherer Fellows des Kollegs belegen. Das Hauptverdienst von Joachim bestand darin, diese Ideen, die in einem Gründungs-Memorandum des Kollegs festgehalten worden waren, durch eine einfallsreiche Verwaltungsstrategie in Wirklichkeit umzusetzen. In seiner bescheidenen Art sagt er, dass er sich nur als Vollstecker dieses Memorandums gefühlt habe. Dazu bedurfte es allerdings eines besonderen Talents, das ihm wie seinem Meister Hellmut Becker den Titel einer „emminence grise der Berliner Wissenschaftspolitik" verdientermaßen einbrachte (Peter Glotz).

Welche Qualitäten und Charaktereigenschaften würden mir heute nach einer langjährigen Mitstreiterschaft und Freundschaft zur Person von Joachim einfallen? Gewiss Intelligenz gepaart mit Sensibilität; Loyalität und absolute Integrität; Kompetenz und eine kompromisslose Arbeitsmoral, die einigen zuweilen zu streng erscheinen mochte, so beispielsweise seiner Frau Annie, die, der überlangen Arbeitstage im Büro einmal überdrüssig, aus Protest Joachims Bettzeug in die Wallotstraße brachte und in seinem Büro ablud. Auch seine beharrliche Treue in Liebe und Freundschaft sollte ich erwähnen, wie auch seine legendäre Bescheidenheit, die ich manchmal als exzessiv empfand. Er wollte nie in der ersten Reihe stehen, er hat sich immer zurückgenommen, er hat Lob und Ehrungen abgelehnt, es ging ihm immer nur um die Sache und um sein Institut, mit dem er sich voll und ganz identifizierte. Auch jetzt, wo es gilt, von seinem Lebenswerk Abschied zu nehmen, hat er sich jegliche Feierlichkeit verbeten. Wir haben diese Festschrift hinter seinem Rücken fertiggestellt, ein Zeichen unserer bewundernden Hochachtung und freundschaftlichen Zuneigung.

Hansgerd Schulte war Professor an der Universität Paris III (Sorbonne Nouvelle) und Präsident des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) von 1972–87.

A FAN'S NOTE

ROBERT A. SCOTT

It is a pleasure to add my own voice to those of others within the academic community who wish to pay tribute to Joachim Nettelbeck on the occasion of his retirement and to thank him for all he has done to nourish, sustain, and advance the enterprise in which we engage. My remarks are written from a somewhat unique perspective, as one who served in a capacity similar to Joachim's, but at another Institute for Advanced Study, The Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences (CASBS) at Stanford. I certainly make no claim to being Joachim's equal, but only to say that my two decades of experience as Associate Director of CASBS has made me all the more appreciative of his genius as academic administrator *par excellence*.

In my capacity as Associate Director of CASBS, directors of newly forming Institutes regularly contacted me asking for advice about appointing their own Deputy Director. Without hesitation I always told them to visit the Wissenschaftskolleg and meet Joachim because in my view he is the personification of what they ought to be looking for. (What I did not tell them is that finding another Joachim Nettelbeck would be an altogether different matter, about which I could offer them no useful advice!)

To recite a complete list of the qualities and experiences Joachim has brought to his position as Secretary of the Wissenschaftskolleg would require a book all its own. Here I will mention just a few. First and foremost, Joachim is deeply knowledgeable about the world of scholarship that Institutes for Advanced Study exist to nourish and support. For this reason he has a clear sense of what an institution like the Wissenschaftskolleg has to contribute to our collective enterprise, and, as importantly, what it should not try to do. He is highly respected by members of the academy who regard him as their equal. Indeed, I imagine that those fortunate enough to have been Fellows at the Wissenschaftskolleg during his tenure always came to their studies each day with the reassuring sense that "one of their own" was in charge and looking after the institution and its best interests.

His understanding of the conditions that most contribute to the advancement of scholarship across a wide range of fields is deep and infused with great wisdom. He understands the value of affording scholars time to think, of giving them convenient access to libraries and a supporting staff to assist them. He knows how and when to ply them with fine wine and good food and to gently remind them of the beneficial effects on their scholarly work of leisure time spent exploring Berlin and environs. But above all, Joachim understands the important role that immersion in a supportive community can play in nourishing and promoting great scholarship. This last point is surely something that others appreciate as well; what sets Joachim apart from them is that he actually knows how to make community happen, how to bring it into being. He does this exactly as it ought be done: quietly, unobtrusively and without fanfare.

In my experiences with him over the years I have always found him to be a superb judge of talent, with an amazing gift for identifying promising topics and projects, a welcome willingness to take risks when supporting them, and a sense of enterprise in his ability to identify opportunities for fruitful collaborations between those who should be working together but, more often than not, do not know it. I have always thought of him as a kind of intellectual venture capitalist inventing and promoting amazing ideas.

The list goes on. He has perfected the fine art of persuasion through his deft use of humor, getting people to do what he so clearly understands needs to be done to sustain the institution and keep it afloat. His quiet way of managing things is impressive, being seen but not heard. He has the rare gift of being able to stimulate productive conversation without imposing his own views or agendas on the discussion. In helping to run the Wissenschaftskolleg, he seems to me to be following a wise dictum (variously ascribed to Winston Churchill or Harry Truman) to the effect that there is no end to the good one can do in life so long as one doesn't care who gets the credit!

It is often said that the devil is in the details. So also is the genius of a place, and it is in his close attention to the smallest detail that Joachim's gift at helping to create the ideal working environment for scholarship to flourish is most evident.

Though those of us who work in an advanced studies center greatly admire, respect, and believe in the work of those who come as Fellows, it has to be said that we are in the last analysis dealing with academics. This is code for certain characteristic patterns of behavior and qualities: A certain whimsical quality, occasional bouts of absent-mindedness, a tendency to approach daily life somewhat overly abstracted from its routines, and (how to say this nicely) a tendency to be self-referential. (My wife Julia expressed this well when

she once said of certain Fellows at our Center that they could take any topic and quickly turn it into a discussion about themselves, which she aptly termed "going from zero to me in how many seconds"!)

Whenever Joachim and I have had occasion to talk about this aspect of the world of academia, we would inevitably begin to regale one another with stories, affectionately told, about Fellows we had known. These conversations always brought to mind a passage from a piece written by the Harvard economist Henry Rosovsky about his experiences as Dean of the Faculty of Arts and Sciences at that university. Rosovsky quipped that when he saw the film *Amadeus*, he left feeling fully identified with and sympathetic toward Salieri, explaining that being Dean at Harvard was like being a Salieri among a large group of Mozarts! Rosovsky called his job as Dean "mentoring Mozarts"! Joachim, more than anyone else I can think of, knows exactly what Professor Rosovsky is talking about.

Nowhere was his ability to see opportunity more fully realized than in his work with a group I had a small role in helping to found, called SIAS (standing, somewhat unimaginatively for "Some Institutes for Advanced Study"). The inspiration for this group grew out of a visit paid to our Center in the early 1990s by Dirk van de Kaa, then Director of the Netherlands Institute for Advanced Study in the Humanities and Social Sciences. Dirk spent two days visiting our Center and talking to us about and sharing experiences arising from our respective enterprises. At the end of his visit he suggested that it would be interesting to assemble Directors and other top staff members of sister Institutes for Advanced Study in the United States and Europe. Our first meeting was at Wassenaar and included, in addition to CASBS and NIAS, the Institute for Advanced Study, Princeton, the National Humanities Center, North Carolina, the Swedish Collegium for Advanced Study, and the Wissenschaftskolleg. This initial gathering evolved into an annual meeting, and over time the group was expanded to include The Radcliffe Institute for Advanced Study at Harvard and the Israel Institute for Advanced Study in Jerusalem. For the first few years, I served as a kind of informal Secretary to the group, which basically meant preparing and distributing minutes of our meetings and helping each year's host to put together the agenda for our meeting. When I retired from CASBS, Joachim then took over the job of Secretary to SIAS, a position he has held ever since.

Whereas I and others in our group saw each meeting as an occasion to socialize and talk about issues of mutual interest and concern, Joachim immediately sensed greater possibilities by imagining things we could do together that could advance our common pur-

pose. Perhaps the best example is the awarding of The New Europe Prize, given each year to scholars from Eastern Europe who were then struggling to establish programs of excellence in scholarship following the demise of the former Soviet Union. The first two of these were awarded in 1993 to Andrei Pleşu of Bucharest and Alexander Gavrilov of the Bibliotheca Classica Petropolitana in Saint Petersburg. Both of these programs remain vibrant today in part because of continuing support from the Wissenschaftskolleg and with Joachim's quiet, firm, behind-the-scenes guiding hand. In all, some eight such programs were established with funds that Wolf Lepenies, Björn Wittrock, and Joachim helped to secure, resulting in the creation of new programs elsewhere, including in Hungary and Poland.

As he prepares to depart from the Wissenschaftskolleg, Joachim's enduring contributions to promoting excellence in scholarship are apparent in every way. As an institution, he leaves the Wissenschaftskolleg a strong, vibrant center of excellence that will carry it forward into the future. In addition, his efforts on behalf of the European and worldwide communities of scholarship remind us of the vitally import role played by key members of the "international staff" of the academic world and what they contribute to the welfare of our collective enterprise. I know that others will want to join me in expressing our immense debt of gratitude to Joachim for all that he has done on our behalf and for the high standards of excellence he has established in promoting scholarly causes.

Professor of Sociology at Princeton University. Associate Director of the Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences at Stanford 1983–2001.

WAS KÖNNEN WIR VON JÄGERN UND SAMMLERN LERNEN UND WAS VON JOACHIM NETTELBECK?

GERD SPITTLER

I.

Gesellschaften, die überwiegend vom Jagen und Sammeln leben, gibt es heute in der ganzen Welt nur noch wenige. Aber je weniger es von ihnen gibt, desto stärker scheint das Interesse an ihnen zu wachsen. Die Renaissance der Jäger-und-Sammler-Studien begann 1966 mit einer Tagung in Chicago, die in einem viel zitierten Band *Man the Hunter* (Lee und Devore 1968) zusammengefasst wurde. Dort wurden aktuelle Feldforschungsergebnisse diskutiert, die die Debatte neu belebten. Worauf beruht das große Interesse an den wenigen übrig gebliebenen Jägern und Sammlern? Viele Forscher erhoffen sich von ethnographischen Studien Aufschlüsse über die Lebensweise im Paläolithikum. Während des weitaus größten Teils seiner Geschichte hat der Mensch seinen Lebensunterhalt durch Jagen und Sammeln gesichert. Setzen wir beim *homo erectus* an, dann geht es um mehr als eine Million Jahre. Beginnen wir erst mit dem *homo sapiens*, dann geht es immer noch um mehr als 100.000 Jahre. Landwirtschaft und Viehzucht beginnen erst mit dem Neolithikum, d. h. ca. 10.000 Jahre v. Chr.

Wieweit heutige Jäger und Sammler Aufschlüsse über das Paläolithikum erlauben, ist umstritten. Es gibt aber auch gute andere Gründe, sich für sie zu interessieren. Ihre Wirtschaftsweise unterscheidet sich zwar von der unseren in vielerlei Hinsicht. Sie besitzt aber doch genügend Gemeinsamkeiten, sodass ein Vergleich sinnvoll erscheint. Dies begründet auch mein Interesse an Jägern und Sammlern. Im Rahmen eines von mir geplanten Buchprojektes *Homo laborans. Eine ethnographische Anthropologie der Arbeit* vergleiche ich die Arbeit von Jägern und Sammlern, aber auch die von Bauern und Hirten mit Industriearbeit und Dienstleistungsarbeit. In einem ersten Teil referiere ich dort ethnographische Fallstudien, in denen die Arbeit von Jägern und Sammlern in Afrika, von Bauern und Hirten in Europa, Afrika und Südamerika, von Industriearbeitern in

Deutschland und den USA, von Verkäuferinnen in Frankreich und von Versicherungsvertretern in den USA beschrieben wird. Im zweiten Teil werden diese Fallstudien unter systematischen Gesichtspunkten verglichen: Arbeit als Handeln, Arbeit in Raum und Zeit, Arbeit als Interaktion, Arbeit und Herrschaft.

Jäger und Sammler sind deshalb interessant und dienen hier deshalb als Beispiel, weil der Unterschied zwischen ihnen und industriellen und postindustriellen Arbeitsformen besonders groß erscheint. Die Jagd wird häufig als das Gegenteil von Arbeit bezeichnet, weil sie unregelmäßig ist, keine sicheren Erträge liefert und auch, weil sie Vergnügen bereitet. In seinem berühmten Essay „Über die Jagd" stellt Ortega y Gasset (1957) die Jagd der Arbeit gegenüber, weil sie zwar anstrengend sein kann, aber keinen regelmäßigen Unterhalt sichert, sondern durch die Unsicherheit aufregend und vergnüglich ist. Ohne Zweifel dient aber den Jägern und Sammlerinnen auch die Jagd der Subsistenzsicherung und ist damit Arbeit. Dass sie sich von anderen Arbeitsformen unterscheidet, macht sie gerade interessant.

In einer normalen Arbeitssituation gehen die Arbeitsmittel und -gegenstände dem Arbeiter zur Hand. Er kann sich ganz darauf konzentrieren, sie zu bearbeiten. Beim Jagen und Sammeln sind die Arbeitsgegenstände dagegen weit entfernt, verborgen oder flüchtig. Der Jäger hat immer nur eine unvollkommene Kontrolle über das Wild. Das Wild muss zunächst aufgespürt werden. Das eigentliche Ziel der Jagd, das Töten des Wildes, nimmt nur den kleinsten Teil der Arbeit ein. Häufig kommt es gar nicht dazu, weil das Wild dem Jäger endgültig entkommt und dieser ohne Beute nach Hause zurückkehrt. Die Jagd ist nicht nur unsicher, weil das Wild entkommen kann. Sie findet oft in Territorien statt, über die der Jäger keine volle Kontrolle hat. Bei der modernen Jagd machen Wilderer dem Jäger die Beute streitig. Bei den Buschleuten sind es weniger konkurrierende Menschen als Löwen und Hyänen.

Die Jagd ist also eine notorisch unsichere Arbeit. Interessanterweise tut das ihrer Beliebtheit keinen Abbruch, sondern es steigert gerade ihren Reiz. Das hat nicht nur Ortega y Gasset festgestellt, sondern wird auch von den Gesellschaften, in denen die Jagd als Lebensunterhalt praktiziert wird, so gesehen. Das könnte ein Hinweis darauf sein, dass Arbeit generell befriedigender ist, wenn sie einen spielerischen Charakter hat. Allerdings steht das häufig mit dem zentralen Ziel der Arbeit, nämlich der Existenzsicherung, in Konflikt. Die Jagd wird daher regelmäßig durch das zuverlässigere Sammeln der Frauen ergänzt. Beim Sammeln von Früchten, Nüssen, Beeren und Wurzeln haben wir es nicht mit einem flüchtigen Objekt wie dem Wild zu tun, aber manchmal mit einem verborgenen

Objekt, das ebenfalls erst gesucht, „aufgespürt“ werden muss. Das gilt vor allem für Knollen und Wurzeln. Nüsse, Beeren und Früchte sind dagegen sichtbar. Auch sind Standplätze und Reifezeit meistens bekannt. Das Sammeln bietet daher bei den San und anderen Jäger- und Sammlervölkern eine sicherere Nahrungsgrundlage als die Jagd. Dennoch ist auch hier das Arbeitsobjekt nicht voll unter Kontrolle. Auch wenn die Sammlerin die verborgenen Knollen und Wurzeln gefunden hat, sind sie oft unbrauchbar: Sie sind zu schwierig auszugraben, zu unreif, zu alt oder aus anderen Grünen ungenießbar.

Bauern haben zwar mit den Unsicherheiten des Klimas zu rechnen, aber nicht mit verborgenen oder flüchtigen Arbeitsgegenständen. Ihr Arbeitsgegenstand, das Land, ist sichtbar und weniger mobil als jedes andere Objekt. Sie pflanzen oder säen und wissen, wo die Pflanzen sprießen werden, auch wenn sie sie noch nicht sehen. Dagegen ähnelt die Situation der nomadischen Hirten der der Jäger. Vor allem die Kamelhirten haben es mit hochmobilen Tieren zu tun, die sich oft den Hirten entziehen und in mühsamer Arbeit gesucht werden müssen. Im Unterschied zur Jagd steht hier aber nicht das Töten der Tiere am Ende des Aufspürens, sondern die Wiedereingliederung in die Herde.

Gibt es auch in der modernen Wirtschaft entfernte, unzugängliche, verborgene und flüchtige Arbeitsobjekte? Ein wichtiger Bereich sind „Bodenschätze“. Öl, Erze, Kohle, Gold und Diamanten, auch Wasser sind im Boden verborgen, müssen zuerst gesucht und gefunden und können dann erst ausgebeutet werden. In allen diesen Fällen handelt es sich nicht um Produktion, sondern um Beute. In diesem Falle sind es keine „Wildbeuter“, sondern „Ausbeuter“. Die Beute befindet sich meistens in der Wildnis: im Urwald, in der Wüste, im Meer, im Eis und in anderen von der Zivilisation abgelegenen Gegenden. Wie bei der Jagd handelt es sich hier um Beschäftigungen, die in mehrerlei Hinsicht unsicher sind. Das gilt zum einen für den Ertrag: Man weiß nicht, wie ergiebig die Vorräte sind, man weiß nicht genau, wo die Goldmine oder die Diamanten liegen. Auch hier haben wir es mit einer unsicheren Spurensuche zu tun. Die Gewinne können sehr hoch sein, aber man kann auch große Verluste machen. Trotz aller technischen Möglichkeiten und einem enormen finanziellen Einsatz liegt z. B. beim explorativen Ölbohren die Trefferquote auch heute noch unter 50 %. Auch bei der Ausbeutung selbst sind die Gefahren größer als im Bereich der Produktion. Unsicher ist die Ausbeutung aber auch aus anderen Gründen. Es handelt sich um gefährliche Unternehmungen, heute weniger wegen der Wildnis, in der sie durchgeführt werden, sondern wegen der politischen Unsicherheit in

abgelegenen Gebieten. Viele Abenteurer versuchen dort ihr Glück, und es gibt Streitigkeiten zwischen rivalisierenden Gruppen.

Zu den traditionellen Bodenschätzen wie Kohle, Erdöl, Gas, Eisenerz, Kupfer und Gold sind seit einigen Jahrzehnten die Elemente der „seltenen Erden" gekommen, die vor allem in modernen Sektoren gebraucht werden, z. B. für iPhones und LCD-Bildschirme, für Akkus, für Hybridmotoren, für Windkraftturbinen oder in der Kernspintomographie. Ihr absoluter Anteil an den ausgebeuteten Bodenschätzen ist gering, doch wächst er rapide und ist von großer strategischer Bedeutung. China ist dabei heute der Hauptproduzent und -exporteur. Ihm wird vorgeworfen, die Exporte zu beschränken und die Preise hochzutreiben.

Auch heute noch steht also die direkte Interaktion mit der „Natur" am Anfang des Produktionsprozesses und sollte daher auch einen zentralen Stellenwert in der Arbeitsforschung haben. Dass das nicht der Fall ist, beruht auf der simplen Tatsache, dass Bodenschätze heute vor allem im Ausland gewonnen werden und daher nicht in den Blick der deutschen Soziologen geraten.

Die Ausbeutung von Bodenschätzen hat mehr mit Sammeln als mit Jagen gemein. Die Objekte sind nicht flüchtig, sondern verborgen. Es handelt sich hier aber nicht um ein Sammeln zur unmittelbaren Sicherung des Lebensunterhalts, sondern um Rohstoffe für die industrielle Produktion. Häufig, z. B. bei Öl und Gas, wird die Ausbeutung von kapitalistischen Großunternehmen durchgeführt. Neben der großindustriellen Ausbeutung gibt es heute aber auch eine weltweit verbreitete handwerkliche Ausbeutung von Bodenschätzen, z. B. von Eisenerz, Kohle, Gold, Diamanten, auch von seltenen Erden. Die letzteren werden in China nicht nur von staatlichen Gesellschaften ausgebeutet, sondern auch von gangsterartigen Gruppen, die die lokale Bevölkerung terrorisieren.

Es wird geschätzt, dass weltweit 15 Millionen Personen, davon 30 % Frauen und Kinder, im Kleinbergbau beschäftigt sind (Wikipedia 2012). Die Ausbeutung wird hier mit primitiven Werkzeugen ausgeführt. Goldgräber dieser Art sind z. B. in Westafrika weit verbreitet (Grätz 2010). Die Goldgräber wohnen in Lagern. Konflikte und Risiken gehören zur Tagesordnung. In der Regel sind sie sehr mobil, bewohnen nur kurzfristig ein Gebiet und ziehen dann weiter zu neuen Minen. Es gibt häufig Unfälle, die Gewinne sind nur schwer kalkulierbar. Manchmal ist die Tagesausbeute sehr gering und beträgt nicht mehr als 15 Euro, manchmal erreicht sie 1000 Euro. Eine große Rolle spielt der Schmuggel, um das staatliche Monopol zu umgehen. Die staatliche Kontrolle ist in diesen

Randgebieten gering, doch gibt es immer wieder Razzien der Gendarmerie. Spannungen existieren auch zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Goldsuchern.

Die Bodenschätze stehen am Anfang eines langen Produktionsprozesses. Am Ende muss das fertige Produkt verkauft werden. Dazu gehört das Aufspüren von Kunden. Die Verkäufer von Waren warten nicht auf Kunden, die von allein zu ihnen kommen, sondern sie versuchen aktiv, neue Kundenkreise zu erschließen. Durch ihr Gespür oder durch sozialwissenschaftliche Untersuchungen finden sie neue Gruppen, die als Kunden infrage kommen. Durch Internet und Callcenter können diese heute leichter kontaktiert werden als früher. Kann man hier von einer Jagd auf flüchtige Kunden sprechen? Manche Vertretertätigkeiten kommen dem nahe. Sie ähneln einer Jagdsituation, bei der ein Jäger fern von zu Hause und ohne Arbeitsplatz das scheue Tier in der Wildnis aufspürt und sich ihm anzunähern versucht. Der Vertreter hat keinen eigenen Arbeitsplatz, sondern muss sich auf das Terrain des Gegners begeben.

Ebenso lehrreich wie die Ähnlichkeiten sind aber auch die Unterschiede zwischen den beiden Situationen. Der potenzielle Kunde ist nicht mobil, sondern hat einen festen Wohnsitz, an dem man ihn antreffen kann. Man braucht ihn nicht erst aufspüren. Er flieht auch nicht vor dem Vertreter, sondern versperrt ihm allenfalls die Türe. Der Vertreter kann bei der Durchsetzung seiner Ziele keine Waffe einsetzen, sondern muss auf andere Weise sein Ziel erreichen. Ziel ist nicht die Tötung des anderen, sondern der Abschluss eines Vertrages. Hier bietet sich eher der Vergleich mit dem Kamelhirten an, der ein entlaufenes Kamel sucht und in seiner Herd integriert. Aber im Unterschied dazu hat es der Vertreter mit einem der Sprache mächtigen Menschen zu tun. Die sprachliche Kommunikation ist sein wichtigstes Instrument, seine wichtigste „Waffe". Er versucht mit allen sprachlichen Mitteln, den anderen zu überzeugen, dass es in seinem eigenen Interesse ist, den Versicherungsvertrag abzuschließen. Nicht die scheue Annäherung, sondern im Gegenteil die beharrliche sprachliche Bearbeitung führt hier zum Ziel. Allerdings darf die Bedrängung nicht zu stark oder zumindest nicht zu offensichtlich sein, weil sonst der Kunde zurückscheuen und Widerstand leisten könnte. Dieser muss das Gefühl der Freiheit bewahren.

In anderen Fällen wird die Parallele zur Jagd noch deutlicher. Im Tourismus bei den Tuareg gibt es eine Berufsgruppe, die als *chasse-touristes* („Touristenjäger") bezeichnet wird (Scholze 2009). Hier wird schon bei der Benennung auf die Jagd Bezug genommen. In der Tat ist die Ähnlichkeit groß, weil die Touristen nicht an einem festen Wohnplatz angetroffen werden, sondern mobil sind. Diese Touristen wohnen nicht in Hotels,

sondern sind mit geländegängigen Fahrzeugen unterwegs. Der *chasse-touristes* muss herausfinden, wo sich die Touristen voraussichtlich aufhalten werden. Ähnlich wie ein Jäger dem Wild an einer Wasserstelle auflauert, wartet er an den für Touristen attraktiven Stellen. Dabei handelt es sich in der Tat manchmal um Wasserstellen, z. B. Wasserfälle oder kleine Seen. Der *chasse-touristes* weiß aber nicht sicher, ob und wann die Touristen kommen. Er wartet Stunden, Tage, manchmal sogar Wochen. Geduldiges Wartenkönnen ist wie bei einem Jäger eine notwendige Kompetenz.

Die Unsicherheit des Geschäfts – kommen Touristen oder nicht, kaufen sie etwas oder nicht – bildet aber nicht nur Anlass für Frustrationen, sondern macht die Sache aufregend. Man rätselt über die zu erwartende Gruppe, man unterhält sich mit den Kollegen darüber. Die fremden Touristen selbst bieten durch ihr Aussehen und ihr Verhalten immer wieder Überraschungen.

Auch wenn Arbeitsgegenstände nicht verborgen oder flüchtig sind, sondern an einem Arbeitsplatz zur Verfügung stehen, bedeutet das nicht, dass sie voll kontrollierbar sind. In meinem Aufsatz „Arbeit – Transformation von Objekten oder Interaktion mit Subjekten?“ (Spittler 2002) zeige ich, dass nicht nur die Jagd, sondern auch Industrie- und Dienstleistungsarbeit besser als Interaktion denn als instrumentelle Aktion verstanden werden kann.

In *Talking about Machines. An Ethnography of a Modern Job* untersucht Julian Orr (1996) die Dreiecksbeziehung zwischen Wartungstechnikern, Kunden und Kopiergeräten. Orr war selbst viele Jahre als Wartungstechniker tätig, bevor er diese ethnographische Forschung durchführte. Maschinen sind für diese Techniker nicht leblose Gegenstände, sondern Subjekte, in diesem Falle Partner und Gegner. Die Maschinen geben Rätsel auf, die man anderen Technikern vorlegt. Über die Maschinen lassen sich *war stories* erzählen. Diese handeln nicht nur von heroischen Erfolgen, sondern häufig auch von Niederlagen im Umgang mit ihnen. Jede Maschine ist ein Individuum mit einem eigenen Namen, auch wenn viele ein und demselben Typ angehören. Ein Techniker kann jede Maschine in seiner Herde unterscheiden. Die Maschinen sind (wie eine Viehherde) im Prinzip domestiziert, aber nur im Prinzip. Bei der Beschreibung der negativen Eigenarten von Maschinen gebrauchen die Techniker Werturteile und moralische Bewertungen. Maschinen können monströs, pervers, schrullig, wunderlich und seltsam sein.

Wenn Arbeit als Interaktion statt als einseitige Aktion konzipiert wird, dann sind die Objekte, auf die sich die Arbeit richtet, mehr als passive Gegenstände, die nach Belieben bearbeitet werden können. Sie besitzen Eigenständigkeit, Eigenwillen oder Eigensinn. In

einer ersten Annäherung können wir sagen, dass materielle Dinge Eigenständigkeit, Tiere Eigenwillen und Menschen Eigensinn besitzen. Das ist keine ontologische, sondern eine pragmatische Bestimmung. Es geht hier zunächst um Zuschreibungen, und diese Zuordnung kann von Kultur zu Kultur verschieden sein.

Eigenständigkeit heißt, dass die Objekte komplexe Eigenschaften besitzen, die den Umgang mit ihnen beeinflussen. Diese Eigenschaften sind häufig verborgen. Um erfolgreich arbeiten zu können, muss der Arbeiter diese Eigenschaften kennenlernen und eine manuelle Geschicklichkeit entwickeln. Eigenständig heißt nicht eigenwillig und noch weniger eigensinnig. Als eigenwillig bezeichne ich Objekte, die sich selbst steuern, die Ziele verfolgen können, wenn sie auch nicht unbedingt nach einem Plan handeln. Ich denke dabei vor allem an Tiere und Pflanzen. Eigensinnig hat im Alltag eine ähnliche Bedeutung wie eigenwillig. Es ist damit ein widerständiges Verhalten gemeint. Hier dagegen bedeutet es, dass man sich in der Sprache Max Webers sinnhaft verhält, dass man handelt. Das setzt sprachliche Kommunikation voraus und ist nach unserer Vorstellung den Menschen vorbehalten.

Eigenwillige Tiere und Pflanzen gibt es bei allen nichtindustriellen Gesellschaften, die ich in meine Untersuchung einbezogen habe: bei den jagenden San wie bei den bäuerlichen Achuar, Bemba und Gobirawa und bei den Hirten der Kel Ewey. Die Vorstellung, dass Tiere eigenwillig sind, würden auch bei uns die meisten akzeptieren. Aber sind sie auch eigensinnig im Sinne Webers? Haben sie ein Bewusstsein, können sie denken, können sie sich sprachlich verständigen? Bei den Kel Ewey spricht die Hirtin mit den Ziegen. Früher konnten die Tiere selbst auch sprechen, sowohl untereinander wie mit den Menschen. Seit langem haben sie aber diese Fähigkeit verloren. Nur noch in den Märchen sprechen sie. Mit dem Verlust der Sprache fehlt ihnen auch der Eigensinn. Sie besitzen aber immer noch Eigenwillen: Sie können sich weigern, der Hirtin zu folgen oder Milch zu geben, sie mögen eine bestimmte Weide und lehnen andere ab. Auch Dinge können sich weigern, z. B. Datteln, dass sie verkauft werden. Bei den Achuar können bestimmte Pflanzen- und Tierarten miteinander sprechen, aber nicht mit den Menschen. Die Pflanzen sind stumm gegenüber der Gärtnerin, aber sie sind ihr gegenüber doch aufmerksam. Sie treten mit ihr in Interaktion.

Wir wissen, dass Menschen eigensinnig und nicht beliebig kontrollierbar sind. Tiere sind vielleicht nicht eigensinnig, aber zumindest eigenwillig. Im Gegensatz dazu, so eine heute verbreitete Meinung, können wir über Sachen beliebig verfügen. Bei genauerem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass dieses Urteil qualifiziert werden muss. Dinge besitzen

vielleicht keinen Eigensinn und keinen Eigenwillen, aber sie sind eigenständig. Ihre Eigenschaften sind in der Regel nicht unter fester Kontrolle ihres Besitzers. So kann man den Widerstand, der aus den Eigenschaften von Gegenständen resultiert, nicht durch Befehle überwinden. Man kann einem Stück Holz nicht befehlen, sich vom Platz zu bewegen oder sich in einen Tisch zu transformieren. Auch die Zwangsandrohung nützt hier nichts, nicht einmal das gute Zureden. Ich kann dem Holz keine Befehle erteilen, aber ich kann es manipulieren, d. h. bearbeiten. Wenn das Holz von einem Platz zum anderen bewegt werden soll, dann muss ich mich selbst bemühen und es mit den Händen wegtragen oder mit dem Fuß verschieben.

Ich vergleiche hier die Arbeit von Jägern und Hirten mit der von modernen Vertretern oder Technikern. Kann man das tun? Heißt das nicht Äpfel mit Birnen vergleichen? Ja, das heißt das. Aber es gibt keinen Grund, Äpfel nicht mit Birnen zu vergleichen. Es geht nicht darum, ob man das tun kann, sondern wie man das tut und ob das jeweils gerechtfertigt ist. Die Arbeitsformen, die ich hier vergleiche, sind alle im 20. Jahrhundert nicht nur untersucht, sondern auch praktiziert worden. Das gilt nicht nur für die Industrie- und Dienstleistungsarbeit, sondern auch für die Jäger und Sammlerinnen im südlichen Afrika. Es sind also zeitgenössische Arbeitssysteme. Dennoch wird man kaum bestreiten können, dass sie sich erheblich voneinander unterscheiden. Wie kann man diesen Unterschied fassen?

Verbreitet ist ein Vergleich, der auf einer evolutionären Entwicklung beruht. Früher wurden Stufen der Entwicklung gebildet, wie z. B. Wildheit, Barbarei und Zivilisation. Die Jäger und Sammler repräsentierten dabei die Stufe der Wildheit. Häufiger sind heute Dichotomien anzutreffen: modern/traditional, industriell/vorindustriell, entwickelt/unterentwickelt usw. Durch eine dichotomische Betrachtungsweise werden Ähnlichkeiten und Unterschiede weitgehend schematisiert. Das wird aus mehreren Gründen noch verstärkt. Die Dichotomie wird häufig in Form von Clustern formuliert. Alle Elemente eines Pols (z. B. industriell/vorindustriell) bilden eine Einheit, ein System. Es kommt dabei nicht in den Blick, dass einzelne Elemente der entgegengesetzten Pole sich ähneln können. Mit der Dichotomie ist gewöhnlich eine Bewertung verbunden: Das Moderne ist besser als das Traditionale, die kapitalistische Wirtschaft besser als die vorkapitalistische. Das drückt sich auch darin aus, dass die beiden dichotomischen Elemente meist nicht gleichgewichtig beschrieben werden, sondern die eine Seite vor allem als Fehlen, als Defizit charakterisiert wird. Das zeigt schon die Begrifflichkeit: vorkapitalistisch, vorindustriell, vorstaatlich, Analphabet usw.

Für eine Analyse hat diese dichotomische Betrachtung den Nachteil, dass sie undifferenziert ist und keine Komplexität erfasst. Alle Elemente werden auf den Gegensatz hin geordnet. Einer künstlichen industriellen Arbeitswelt wird eine natürliche Arbeitswelt gegenübergestellt, einer aus dem sozialen Leben ausdifferenzierten Arbeitswelt wird eine Arbeitswelt gegenübergestellt, die in das soziale Leben eingebettet ist und in der Arbeit und Freizeit nicht getrennt sind. Auch räumlich gibt es keine klare Trennung zwischen Arbeit und anderen Aktivitäten. Solche dichotome Gegenüberstellungen enthalten einen Kern von Wahrheit, aber durch die grobe Schematik verhindern sie einen differenzierten Vergleich.

Ein echter Vergleich wird verhindert, weil hier die Akteure nicht in der gleichen Arena antreten. Sie haben zu wenig gemeinsam, um nach den gleichen Regeln in einer Liga zu spielen. Auch wenn sie zur gleichen Zeit leben, werden sie in imaginären unterschiedlichen Zeitepochen angesiedelt und können daher nicht direkt verglichen werden. Diese Dichotomien verstellen eher die Sicht, als dass sie das Phänomen Arbeit beleuchten. Die Kunst des Vergleichs besteht darin, zwischen Scylla und Charybdis zu navigieren, zwischen der These, dass Arbeit immer gleich ist, und der These, dass sich Arbeitsformen dichotomisch gegenüberstehen.

Der Vergleich zeigt die Vielfalt von Arbeitsformen (z. B. Jäger und Sammler versus Bauern versus Industriearbeiter). Das entspricht etwa dem Kulturrelativismus: Man staunt, was es alles in der Welt gibt. Und man interpretiert das Andere nicht nur als Mangel, als Defizit, sondern untersucht seine Eigenständigkeit. Das ist ein legitimes Anliegen, aber es ist darin noch kein gezielter Vergleich enthalten. Wichtiger ist es, die Unterschiede, aber auch die Ähnlichkeiten systematisch zu vergleichen. Der Vergleich mit anderen Gruppen zeigt, ob die aus dem Einzelfall gewonnenen Erkenntnisse nur für diesen gelten oder auch darüber hinaus relevant sind. Als ich festgestellt hatte, dass man die Arbeit von Jägern und Sammlern, Bauern und Hirten am besten als Interaktion interpretieren kann, ging ich der Frage nach, ob das auch für Industrie- und Dienstleistungsarbeit gilt, für deren Analyse eher ein instrumentelles Paradigma eingesetzt wird. Die Vertiefung in dieses Thema führte zu weiteren Differenzierungen: die Unterscheidung in zugängliche und unzugängliche Arbeitsobjekte. Bei den ersteren erschien mir wiederum eine Typologie, die zwischen eigenständig, eigenwillig und eigensinnig unterscheidet, sinnvoll.

Wenn wir unsere mit anderen Arbeitsformen vergleichen, tendieren wir zunächst dazu, unsere Arbeit zum Maßstab zu nehmen und die andere daran zu messen und zu

bewerten. Diese erscheint dann als irrational, als ineffizient, als unproduktiv. Eventuell wird sie auch positiv verklärt: Arbeit und Leben sind ineinander verwoben und nicht voneinander getrennt, die Arbeit ist nicht entfremdet. Wie können wir uns aus einer solchen ethnozentrischen Perspektive befreien? Auch Forscher sind nicht frei von Vorurteilen. Aber zumindest kann die ethnografische Methode grobe Irrtümer verhindern. Ethnografie beruht methodisch auf „teilnehmender Beobachtung". Der Forscher versucht, durch „dichte Teilnahme" eine fremde Welt zu verstehen (Spittler 2001). Das ist in diesem Falle die angemessene Methode, weil es sich um eine fremde Welt handelt, selbst wenn wir Arbeit in unserer eigenen Gesellschaft untersuchen. Ethnografen forschten früher vor allem in außereuropäischen Gesellschaften, die von Industrialisierung und Kapitalismus erst in neuerer Zeit und nur partiell geprägt wurden. Sie liefern uns daher die für unsere Untersuchung notwendige kulturelle Vielfalt. Durch sie lernen wir Bauern und Gärtnerinnen, Hirten und Hirtinnen, Jäger und Sammlerinnen kennen. Aber auch Industrie- und Dienstleistungsarbeit wird seit einiger Zeit von Ethnologen und Soziologen mit ethnografischen Methoden untersucht.

Die ethnografische Beschreibung fremder Arbeitsformen kann helfen, die eigene Arbeitsform in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Statt das Fremde im Licht der eigenen Erfahrung zu analysieren, verhält man sich umgekehrt: Man deckt verborgene Elemente bei uns auf, die bei anderen Arbeitsformen deutlicher sind. Das interaktive Element bei der Arbeit tritt in anderen Kulturen nicht nur deshalb deutlicher hervor, weil das in der Natur der Sache liegt (Tiere und Pflanzen statt „tote" Objekte), sondern auch, weil es stärker thematisiert und nicht durch eine instrumentelle Rhetorik verborgen wird.

Vieles, was bei uns selbstverständlich ist, erscheint in einem neuen Licht, wenn wir es aus der Sicht anderer Arbeitsverhältnisse sehen. Es gibt bei uns nur wenige Arbeiten, bei denen die Technik keine Rolle spielt. Wir sehen Arbeit daher im Licht der Technik und sind kaum in der Lage, die Autonomie der manuellen und kognitiven Performanz zu sehen. Diese wird deutlicher, wenn wir Arbeitsverhältnisse betrachten, in denen die Fertigkeiten und Kenntnisse im Vergleich zu den Werkzeugen wichtiger sind (z. B. bei Jägern und Sammlern und bei Hirten).

II.

Wer im Internet nach Joachim Nettelbeck surft, wird schnell fündig und findet viele Einträge. Im „Personenlexikon" heißt es lapidar: „Das ist Joachim Nettelbeck. Manchen

Sturm und Schiffbruch hat er schon erlebt, aber nichts hat ihn unterkriegen können." www.ostsee-urlaub-polen.de/kolberg wirbt mit Joachim Nettelbeck als Seefahrer und Sklavenhändler. Amazon bietet Nettelbecks Autobiographie *Ein Mann. Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt* als digitales Buch an. Der Eintrag in Wikipedia beginnt mit dem Satz: „Joachim Nettelbeck war ein durch seine Rolle bei der Verteidigung Kolbergs im Jahre 1807 und seine Autobiographie bekannter deutscher Volksheld."

Mit Joachim Nettelbeck lässt sich gut an die Jäger und Sammler anknüpfen. Arbeit richtet sich bei ihm nicht nur auf naheliegende Gegenstände, sondern auf ferne, verborgene und unbekannte Objekte. Sie ist bei ihm kein rein instrumentelles Handeln mit passiven Objekten, sondern ein ständiger Kampf, gegen das Meer, gegen das Feuer, vor allem aber gegen menschliche Feinde. Manchmal siegt er, manchmal unterliegt er, „aber nichts hat ihn unterkriegen können". So wurde er 85 Jahre alt.

Joachim Nettelbeck ist auch ein gutes Beispiel dafür, dass kindliches Lernen nicht mit Schulbesuch identisch ist, sondern auch auf andere Weise vorangehen kann. In seinen Lebenserinnerungen beschreibt er seine frühen Arbeitserfahrungen. Als kleines Kind treibt er sich auf dem Schiff seines Onkels zwischen den arbeitenden Seeleuten herum. Sein Großvater nimmt ihn mit in den Garten. Er gibt ihm ein kleines Stück Garten zu Eigentum, sodass er durch Zuschauen und eigene Erfahrung die Gartenarbeit lernen kann. Schon als Fünfjähriger hilft er bei einer Hungersnot in Kolberg beim Essenausteilen. Eindrücklich ist ihm in Erinnerung geblieben, wie er dort bei der Rettung eines gekenterten Schiffes mit Lebensmitteln zuschaute: „Mitunter wurde ich auch als unnütz und hinderlich beiseite geschoben. Umso besser habe ich all diese einzelnen Umstände im Gedächtnis behalten."

Als Achtjähriger erhält er von seinem Paten als Weihnachtsgeschenk ein Buch über Steuermannskunst. Von da an vernachlässigt er die Schule und widmet sich in Theorie und Praxis dem Seemannswesen. Zur Übung besteigt er mit einem Freund den Kirchtum, lässt sich von den Zuschauern dafür bewundern, von seinem Vater allerdings bezieht er eine Tracht Prügel.

Mit elf Jahren nimmt ihn sein Onkel als Kajütenwächter auf eine Fahrt nach Amsterdam mit. Dort verlässt er heimlich das Schiff und heuert auf einem Sklavenhändlerschiff, das nach Guinea fährt, als Steuermannsjunge an. Auf dem Schiff lernt er von zwei Sklaven deren Sprache – hier ist sein kindliches Alter ein Vorteil – und dient dann an der Guineaküste seinem Steuermann als Dolmetscher. Das Schiff fährt mit seiner „unseligen

Last“ in die Karibik. Nach fast zweijähriger Fahrt kehrt er als Dreizehnjähriger nach Kolberg zurück, besucht dort die Schule und wird konfirmiert. Dann zieht es ihn erneut auf die hohe See.

Sucht man im Internet weiter, stößt man auf einen anderen, zeitgenössischen Dr. Joachim Nettelbeck, der Jura studierte, zunächst als Verwaltungsleiter einer Fachhochschule, dann als Vorstandsassistent beim DAAD tätig war und sein Berufsleben schließlich als langjähriger Sekretär des Wissenschaftskollegs zu Berlin (1981–2012) beschloss. Eine übersehbare Karriere in der Verwaltung also, fast ausschließlich in Berlin, ziemlich geradlinig und das Gegenteil vom Lebenslauf des anderen Joachim Nettelbeck. Was können wir von diesem Joachim Nettelbeck lernen?

Ich lernte Joachim Nettelbeck Mitte der 90er-Jahre kennen. Er kam nach Bayreuth, um mir vorzuschlagen, bei der VolkswagenStiftung ein in Bamako anzusiedelndes Forschungsprojekt über „Lokales Wissen“ zu beantragen, das von Mamadou Diawara konzipiert worden war. Dies war der Anfang von Point Sud. Zwei Dinge waren hier wichtig: Statt von der westlichen Erfahrung, dem westlichen Wissen auszugehen, sollte hier das lokale Wissen in den Mittelpunkt gestellt werden. Und es sollte nicht nur von westlichen Forschern untersucht werden, sondern afrikanische Forscher sollten gleichberechtigt („auf gleicher Augenhöhe“, wie Mamadou Diawara immer wieder sagte) mitwirken. Das setzte auch eine institutionelle Förderung in Afrika voraus, die mit den deutschen Wissenschaftsinstitutionen nur schwer zu verwirklichen war (und ist).

Point Sud ist nur eine von mehreren durch Nettelbeck vorangetriebenen institutionellen Gründungen, die das westliche Ghetto aufzubrechen und einen Ost-West- oder Nord-Süd-Dialog zu etablieren versuchen. Die viel beschworene Internationalisierung der Wissenschaft bedeutete für Joachim weniger den Anschluss an das angelsächsische Wissenschaftssystem, sondern die Öffnung zu den islamischen Ländern, zu Indien und zu Afrika. Jahrelang förderte er unter dem Dach des Wissenschaftskollegs Diskussionen, die aus der engen Perspektive der westlichen Erfahrung hinausführen sollten. Dies mündete u. a. 2009 in die Gründung des an die Humboldt-Universität angegliederten und von Andreas Eckert geleiteten internationalen geisteswissenschaftlichen Kollegs „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“.

Joachim Nettelbeck hat über Jahre hinweg, trotz mancher Rückschläge, unbeirrbar daran festgehalten, in Berlin die Studien zu Afrika, Asien und Lateinamerika unter ein gemeinsames Dach zu bringen. In der Gründung des Forums Transregionale Studien ist das schließlich 2009 gelungen. Dort ist unter anderem das Projekt „Europa im Nahen

Osten – Der Nahe Osten in Europa“ beheimatet, als Nachfolger des früher im Wissenschaftskolleg angesiedelten Arbeitskreises Moderne und Islam (1996–2006).

Hier wie auch bei den anderen Gründungen taucht der Name von Joachim Nettelbeck gar nicht oder zumindest nicht an prominenter Stelle auf. Er ist nicht wie sein Namensvetter ein deutscher Volksheld geworden, und er hat bisher auch nicht seine wundersame Lebensgeschichte selbst erzählt. Das müssen in diesem Band andere für ihn tun.

Was hat das alles mit meiner Anthropologie der Arbeit und den Jägern und Sammlern zu tun? Die Grundidee meines Ansatzes besteht darin, dass wir Arbeit nur dann verstehen können, wenn wir über den Horizont unserer eigenen Arbeitserfahrung hinausgehen und andere Arbeitsformen einbeziehen. Insofern können und sollen Jäger und Sammler in Südafrika, Bauern und Hirten im Sahel, Gärtnerinnen im südamerikanischen Regenwald mit Industriearbeitern im Ruhrgebiet und Verkäuferinnen in einem Supermarkt verglichen werden. Aber wie kann man verhindern, dass wir diese anderen Arbeitsformen nur durch unsere Brille sehen? Die ethnografische teilnehmende Beobachtung bietet keine Garantie dafür, aber sie bietet zumindest die Chance, dass wir uns auf die Sicht der anderen einlassen.

Die institutionelle Förderung von Wissenschaft in Afrika und Asien, wie sie Joachim Nettelbeck betreibt, geht darüber einen Schritt hinaus. Sie unterstützt Wissenschaftler aus Afrika und Asien, indem sie deren Aufenthalte in Europa fördert, vor allem aber, indem sie Institutionen wie Point Sud fördert, die in Afrika selbst angesiedelt sind. Ob dadurch wirklich ein Dialog auf Augenhöhe geschaffen wird, ist eine offene Frage. Was Wissenschaft ist, wird bis heute wesentlich in westlichen Wissenschaftsinstitutionen definiert. Und solange die Wissenschaftsinstitutionen im Süden vom Norden finanziert werden, kann man kaum von Forschung auf gleicher Augenhöhe sprechen. Aber ein erster Schritt ist durch diese Gründungen getan. Die von Nettelbeck favorisierten West-Ost- und Nord-Süd-Dialoge ermöglichen nicht nur eine neue Sicht auf die fremde, sondern auch auf unsere eigene Kultur.

Dass auch ein Verwaltungsmann seinen Horizont erweitern und über den eigenen Gartenzaun schauen kann, hat Joachim Nettelbeck zur Genüge bewiesen. Aber vielleicht kann man von ihm auch etwas lernen, nicht obwohl, sondern weil er ein Verwaltungsmann ist. Die Jahrbücher des Wissenschaftskollegs, in denen die Fellows des jeweiligen Jahrgangs über ihre Erfahrungen mit dem Wissenschaftskolleg berichten, sind immer voll des Lobes für die Serviceleistungen des Kollegs: für den Bibliotheksdienst, für den

Sprachunterricht, für die Küche usw. Selten denkt jemand daran, dass die Leitung einer solchen komplexen Verwaltung eine Kunst ist, die nicht jeder beherrscht.

Nettelbeck verkörpert den „arbeitenden Staat" im Sinne von Lorenz von Stein. Lorenz von Stein, ein Klassiker der Verwaltungslehre aus dem 19. Jahrhundert, unterschied im Bereich des Staates zwischen der „Tat" als Willensäußerung des Staates (z. B. ein Gesetzgebungsakt, eine Gerichtsentscheidung) und der „Arbeit" des Staates, d. h. der Verwaltung, die die Taten in die Wirklichkeit umsetzt. Das erfordert eine größere Kunstfertigkeit, als es sich die meisten Historiker und Politikwissenschaftler vorstellen können, und wird daher selten ausreichend gewürdigt.

Verwalten heißt die Realisierung von langfristigen Strukturen. Die klassischen Jäger- und Sammlergesellschaften unterscheiden sich von anderen Wirtschaftssystemen darin, dass sie keine Vorratshaltung kennen. Was am Tag gejagt und gesammelt wird, wird sofort verteilt und verbraucht. Das wurde ihnen häufig als Mangel ausgelegt und als Ursache für Hunger und Not gesehen. Andere Untersuchungen geben dem eher eine positive Wendung: Jäger und Sammler haben so viel Vertrauen in die Zukunft, dass sie in den Tag hinein leben können. Wie auch immer man diese Haltung interpretiert, ob als Ausdruck von Not oder Glück, so ist es nicht die Haltung von Joachim Nettelbeck. Seine Arbeitsweise zeichnet sich durch langfristige Ziele und die beharrliche Verfolgung derselben aus. Viele haben manchmal gute Ideen, aber nur wenige sind so beharrlich wie Nettelbeck, sich durch Rückschläge nicht entmutigen zu lassen, sondern an der Realisierung weiterzuarbeiten. Insofern kann man auch von ihm wie von seinem Namensvetter sagen, dass er sich nicht durch Stürme und Schiffsbrüche hat unterkriegen lassen.

Die Beharrlichkeit, mit der Joachim an Zielen festhält und ihre Realisierung vorantreibt, habe ich selbst mehrfach erfahren können. Joachim hat von Anbeginn meinen Plan, eine Anthropologie der Arbeit zu schreiben, unterstützt. Das begann 1999/2000, als ich das Glück hatte, als Fellow die anregende Atmosphäre und die Serviceleistungen des Wissenschaftskollegs zu genießen. Ich wurde danach durch vielerlei abgelenkt, u. a. durch die Gründung eines Sonderforschungsbereichs an der Universität Bayreuth mit einem ganz anderen Thema. Joachim hat immer wieder institutionelle Bedingungen geschaffen, die es mir erlauben sollten, beim Thema zu bleiben: Workshops zum Thema Arbeit und ein Aufenthalt am Wissenschaftszentrum zu Berlin. 2008 veröffentlichte ich eine wissenschaftsgeschichtliche Übersicht über die Anthropologie der Arbeit *(Founders of the Anthropology of Work)*. Aber das war noch keine systematische Anthropologie der Arbeit. Joachim ließ nicht locker, mich bei den gemeinsamen Frühstücken während mei-

ner Besuche am Wissenschaftskolleg auf das Thema hinzuweisen. Mehr als einmal, wenn wir nach Berlin fuhren, fragte mich meine Frau, ob ich eine gute Antwort wüsste, wenn mich Joachim nach dem Stand meines Buches fragen würde.

Im letzten Jahr konnte ich antworten, dass ich am Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kolleg „Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive" eine Tagung zur Kinderarbeit in Afrika organisierte und danach einen Band dazu herausgab. Dieser Band erscheint gerade unter dem Titel *African Children at Work. Working and learning in growing up for life*. Das Thema interessierte ihn, weil er wie sein Namensvetter der Ansicht war, dass man Kinderarbeit ernst nehmen müsse und nicht einfach verdammen dürfe. Aber habe ich mit dieser Veröffentlichung mein Versprechen eingelöst? Nur partiell, denn es bleibt immer noch der Plan, eine allgemeine Anthropologie der Arbeit abzuschließen, für die der erste Teil dieses Artikels nur eine Kostprobe ist.

Grätz, Thilo. *Goldgräber in Westafrika.* Berlin: Reimer, 2010.

Lee, Richard und Irven Devore (Hrsg.). *Man the Hunter.* New York: Aldine, 1968.

Nettelbeck, Joachim. *Ein Mann. Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wundersame Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt*. Ebenhausen: Wilhelm Langewiesche-Brandt, 1910.

Orr, Julian E. *Talking About Machines: Ethnography of a Modern Job*. Ithaca: Cornell University Press, 1996.

Ortega y Gasset, José. *Über die Jagd*. Hamburg: Rowohlt, 1957.

Scholze, Marko. *Moderne Nomaden und fliegende Händler.* Berlin: Lit, 2009.

Spittler, Gerd. „Teilnehmende Beobachtung als Dichte Teilnahme." *Zeitschrift für Ethnologie* 126, 1 (2001): 1–25.

Spittler, Gerd. „Arbeit – Transformation von Objekten oder Interaktion mit Subjekten?" *Peripherie* 85/86 (2002): 9–31.

Spittler, Gerd. *Founders of the Anthropology of Work. German Social Scientists of the 19th and Early 20th Centuries and the First Ethnographers*. Berlin: Lit, 2008.

Wikipedia. Artikel *Kleinbergbau.* 2012.

Gerd Spittler hatte von 1988 bis 2004 den Lehrstuhl für Ethnologie an der Universität Bayreuth inne; Fellow des Wissenschaftskollegs 1999/2000.

DER SHERPA
JOCHEN STOEHR

Zum 25. Gründungsjubiläum des Wissenschaftskollegs ist ein Buch erschienen, das Dieter Grimm zu Recht ein gestalterisch wie inhaltlich ansehnliches Werk genannt hat. Darin ist auch ein Gespräch zwischen Peter Glotz, Peter Wapnewski, Joachim Nettelbeck, Otto Häfner, Christoph Schneider und mir abgedruckt, das die Mühen des Anfangs, die innen- und außenpolitischen Umstände, die Suche nach angemessenem Obdach sehr plastisch schildert. Das ist, durch die Geschehnisse danach, ein anrührendes Dokument, das war der rechte Ort für das Erinnern und muss hier nicht noch einmal wiederholt werden. Heute soll es um etwas anderes gehen.

In diesem Jahr scheiden in Berlin zwei „Wissenschaftsverwalter" aus dem aktiven Dienst aus, die, jeder für sich, für die Gestaltung der Berliner Wissenschaft, insbesondere nach der Wende, von Bedeutung waren, Joachim Nettelbeck, als Sekretär des Wissenschaftskollegs, und Falk Fabich, der Geschäftsführer des Forschungsverbundes Berlin, in dem die acht Leibniz-Institute, die nach der Wende in Berlin gegründet wurden, zusammengefasst waren. Über ihr unmittelbares Wirken als Wissenschaftsverwalter will ich hier nur so viel sagen, dass aus meiner Perspektive der Aufbau und Umbau Berlins zu einer Stadt der Wissenschaft nur deshalb erfolgreich war, weil wir uns auf eine Reihe von Persönlichkeiten im Wissenschaftsbetrieb stützen konnten, die das, was einige weitsichtige Politiker angedacht hatten, mit Elan, Engagement und Kreativität umgesetzt und mit Leben erfüllt haben.

Insbesondere unmittelbar nach der Wende, als keine erprobten Verfahren zur Verfügung standen und allenthalben mit hohem Druck improvisiert werden musste, bildete sich eine kleine Gruppe von Verwaltern, zu der noch der vom BMFT entsandte Hartmut Grübel gehörte, die in die gleiche Richtung dachten, sich vertrauten und an strategisch wichtiger Stelle Verantwortung übernahmen. Dieses war eine glückliche Fügung, für die Sache selbst, aber auch für die Beteiligten persönlich, denn daraus entstand eine diese Zeit überdauernde Freundschaft, die später zu gemeinsamen Wanderungen zwischen

dem Bergell, Chamonix, Usedom und den Lausitzer Braunkohletagebauen führte, so wie sie sich das damals versprochen hatten.

Inzwischen sind es sieben Verwalter, die, über Kosten-Nutzen-Rechnung, Evaluierung, Exzellenzinitiative hitzig bergauf diskutierend, andere Wanderer ratlos hinter sich lassen.

Wir kennen die Legende von Sir Edmund Hillary und dem Sherpa Tenzing, die als Erste den Mount Everest bestiegen. Für uns, die wir nicht mit Dienstboten aufgewachsen sind, die uns tägliche Verrichtungen abnahmen, hatte die Legende einen etwas kolonialen Anstrich, oder wir dachten an den großen Alexander und seinen Koch. Tenzing stand früh auf, kochte den Tee, sattelte die Tragtiere oder trug selber, kannte die Route und jede Laune des Wetters, die Gefahren.

Die Wandergruppe, die in Chamonix die außergewöhnliche Gastfreundschaft von Annie und Joachim genießen durfte, erlebte Ähnliches:

Joachim stand früh auf, absolvierte seinen Morgenlauf, kochte den Tee, bereitete das Frühstück, beschäftigte sich mit Wetter und Karte. Wenn die Ersten zum Frühstück kamen, hatte er bereits einen ausgearbeiteten Vorschlag für das Tagesprogramm, angepasst an die Leistungsfähigkeit der Beteiligten, dann führte er die Wanderer zum Ausgangspunkt der Wanderung oder organisierte Bergbahnen, suchte Wege aus, lief leichtfüßig voran – des Dopings wurde er nie verdächtigt –, er organisierte den Rücktransfer, den Einkauf auf dem Markt, die Zutaten für das Abendessen hatte er schon im Kopf und dann kochte er auf hohem Niveau: Den Wanderern blieb nur, sich um den Blumenschmuck zu kümmern.

Diese außergewöhnliche Zurücknahme der eigenen Person bei hoher Effizienz ist charakteristisch für Joachim – im Privaten wie im Beruflichen!

Wie hat es Tenzing ertragen, alle Voraussetzungen für Hillarys Erfolg zu schaffen, aber selbst immer im Hintergrund zu bleiben?

Ich glaube, er wusste einfach, dass er der Beste war, dass ohne ihn nichts ging, er kannte den Weg, die Gefahren und hatte die Zähigkeit, ihnen zu begegnen. Und das gab ihm die Freiheit, selbstlos zu dienen.

Joachim ist ein Sherpa!

Jochen Stoehr war leitender Senatsrat und Leiter der Abteilung Forschung beim Senator für Wissenschaft und Forschung in Berlin bis 2002.

LUDI MAGISTER

ALAIN SUPIOT

Lorsqu'à l'automne 1997 je pris la route de Berlin pour passer une année au Wissenschaftskolleg, mon vieil ami Pierre-Yves Narvor, me conseilla d'ajouter à une malle de livres déjà difficile à fermer *Le Jeu des perles de verre*[1], dont la lecture constituerait selon lui la meilleure préparation possible à mon séjour dans ce lieu d'exception. De Hermann Hesse, je n'avais lu que *Le loup des steppes* ; sans enthousiasme et pas jusqu'à la fin. Mais je reçois toujours les conseils de Narvor comme ceux d'un ange gardien, qu'il faut écouter, surtout lorsqu'il n'élève pas la voix. Et aucun calcul économique ne pouvait être objecté à sa recommandation, dès lors que dans sa munificence le Wissenschaftskolleg prenait en charge le prix de transport de la malle. Au terme de mon année à Berlin, je pus me rendre compte à quel point le conseil de Narvor avait été avisé. Non seulement l'objet du roman de Hesse et celui du Wissenschaftskolleg ne faisaient qu'un, mais on y trouvait à l'œuvre les mêmes personnes, à commencer par le *Ludi Magister*, dédicataire de ces lignes.

Œuvre de science fiction (au sens le plus profond du terme), *Le Jeu des perles de verre* retrace la biographie d'un homme, Josef Knecht, qui passe l'essentiel de sa vie dans une province pédagogique, la *Castalie* régie par un Ordre savant. Les membres de cet Ordre se consacrent à un jeu dont le narrateur ne décrit précisément ni l'aspect ni les règles, mais qu'il présente comme l'aboutissement d'une quête millénaire : « Tous les courants spirituels orientés vers le but idéal d'une *Universitas Litterarum*, toutes les académies platoniciennes, tous les efforts de sociabilité manifestés par les élites spirituelles, toutes les tentatives de rapprochement entre les sciences exactes et les études moins rigoureuses, toutes les tentatives de conciliation entre la science et l'art ou la science et la religion, reposaient sur cette même idée éternelle qui, pour nous, a trouvé sa forme dans le Jeu des Perles de

1 Hermann Hesse, *Das Glasperlenspiel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Magister Ludi Josef Knecht samt Knechts hinterlassenen Schriften* [1943], trad. fr. *Le Jeu des perles de verre. Essai de biographie du Magister Ludi Joseph Valet accompagné de ses écrits posthumes,* Paris, Calmann-Lévy, 1955, LGF 1995, 693 p.

Verre »[2]. L'idéal ainsi atteint en Castalie consiste à « unir la beauté vivante du spirituel et de l'art à la force magique des formules des sciences exactes »[3]. Une telle union ne peut procéder que d'un jeu, pratiqué par les esprits les plus éclairés.

Attestée par le double sens du latin *ludus* ou du grec *scholé,* l'affinité du jeu et de l'étude avait déjà conduit Schiller à penser que « L'homme ne joue que là où dans la pleine acception de ce mot il est homme, et il n'est tout à fait homme que là où il joue »[4]. C'est par le jeu en effet que l'homme peut dépasser l'opposition de la *vita activa* et de la *vita contemplativa*. Délivré du joug de l'utilité, son travail devient à lui-même sa propre fin et peut se muer en pure découverte de la beauté du monde. Tel est en effet le meilleur de ce que les instituts d'études avancées peuvent permettre à leurs résidents. Sur les murs de celui de Nantes, on peut lire cette citation de Simone Weil: « La vraie définition de la science, c'est qu'elle est l'étude de la beauté du monde »[5].

Aussi le Jeu des Perles de Verre « ne constituait-il pas seulement un exercice et un délassement, il symbolisait aussi sous une forme concentrée la conscience d'une discipline intellectuelle (…) d'une rigueur monacale »[6]. Reposant sur une formulation symbolique rigoureuse de toutes les connaissances, il vise à établir entre elles une harmonie féconde d'où jaillissent des connaissances nouvelles.

Bien qu'il repose sur le symbolisme mathématique, il requiert bien autre chose qu'une capacité de calcul et ce serait un contresens de voir en Hermann Hesse un prophète de la révolution numérique que nous vivons aujourd'hui. Tout au contraire, les membres de l'Ordre ayant remarqué que « des individus qui n'avaient d'autre vertu qu'une mémoire exceptionnelle jouaient avec une dextérité éblouissante » interdirent cette virtuosité, afin que la contemplation devienne une part essentielle du Jeu : « Après chacun des signes évoqués par le directeur du Jeu, on se livra à une méditation muette et rigoureuse sur ce

---

2 *Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 67.

3 *Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 67

4 « Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt. », Schiller, *Lettres sur l'éducation esthétique de l'homme – Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen,* éd. bilingue par R. Leroux, Paris, Aubier, 1992, Quinzième lettre, pp. 220–221.

5 S. Weil *L'enracinement. Prélude à une déclaration des devoirs envers l'être humain* [1943], in *Œuvres,* Gallimard, 1999, coll. Quarto, p. 1191.

6 *Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 87.

signe, sur son contenu, son origine et son sens. Chacun des partenaires fut ainsi obligé de se représenter fortement, dans sa chair, la teneur du signe »[7].

Le Jeu des Perles de Verre n'est donc pas placé sous l'égide du « temps réel » instauré par les technologies de l'information, mais sous celui d'un ralentissement du temps. Et il ne cultive pas l'illusion d'une vérité gisant sans reste dans le monde des objets, mais invite au contraire à transcender l'opposition de l'objet et du sujet, en découvrant en soi l'unité du signe et de ce qu'il représente. L'Ordre des castaliens se situe ainsi dans le droit fil de la devise placée sur le fronton de la Pythie de Delphes « Connais-toi toi-même et tu connaîtras l'univers et les Dieux ». Comme la chose est importante, il faut la dire en allemand, avec les mots du maître en charge de la formation de Josef Knecht « *Die Gottheit ist in dir, nicht in den Begriffen und Büchern. Die Wahrheit wird gelebt, nicht doziert* »[8].

Cet avertissement de portée générale est particulièrement précieux pour qui franchit les portes du Wissenschaftskolleg zu Berlin. Comme les membres de l'Ordre castalien imaginé par Hesse, chacun de ses *fellows* est invité à « réaliser la plus grande perfection possible dans sa spécialité et lui conserver sa vie et son élasticité, conserver les siennes aussi, en gardant sans cesse présent à l'esprit ce qui lie cette discipline aux autres et crée entre elles toutes une amitié profonde »[9]. Aussi ces *fellows* sont-ils eux aussi exposés au risque de croire que la vérité du monde est à portée de concepts, qu'elle est en gésine dans les livres et les ordinateurs et qu'il leur suffit de disposer du temps et de l'intelligence nécessaires (deux attributs que le Wissenschaftskolleg leur prête généreusement) pour l'en faire sortir, à coup de nouveaux concepts et de nouveaux livres. Ils manqueront alors l'essentiel de ce que ce Collège est susceptible de leur apporter, essentiel qui peut difficilement être perçu par qui n'y a jamais vécu. Car si Le jeu des perles de verre contient bien les clés du Wissenschaftskolleg zu Berlin, il ne les livre qu'une fois qu'on le quitte.

Dans un entretien savoureux, où il explique ce qu'apprendre et enseigner veut dire dans la tradition africaine, Amadou Hampâté Ba raconte la perplexité des sages d'un village, confrontés aux questions d'un anthropologue arrivé de Paris avec une bourse de

---

7 *Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 93.

8 « La vérité existe, mon cher, mais pas la ‹ doctrine › que tu réclames, l'enseignement absolu qui confère la sagesse parfaite et unique. Il ne faut pas non plus avoir le moins du monde la nostalgie d'un enseignement parfait, mon ami ; c'est à te parfaire toi-même que tu dois tendre. La divinité est en toi, elle n'est pas dans les idées ni dans les livres. La vérité se vit, elle ne s'enseigne pas *ex cathedra* » (*Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 143).

9 *Le Jeu des perles de verre,* op. cit. p. 320

quelques mois, et exigeant de « tout savoir sur la circoncision »[10]. Il veut tout savoir, se disaient-ils, mais veut-il qu'on le circoncise ? À un degré beaucoup moins élevé dans l'échelle des expériences initiatiques, il en va de même pour ceux qui veulent tout savoir des instituts d'études avancées sans y avoir vécu comme *fellow*. On peut leur expliquer le concept et en décrire les épiphanies ; leur parler de ceux de Princeton, Bucarest ou Berlin, et leur raconter la geste de leurs pères fondateurs, d'Abraham Flexner à Andrei Pleşu. Ils croiront avoir compris de quoi il retourne, mais s'ils se mettent en tête d'en fonder un, ils risquent fort de rater leur affaire. Ce ratage arrive plus souvent qu'on ne pourrait le penser et ainsi prolifèrent des résidences universitaires internationales, qui sont aux instituts d'études avancées ce que les halls d'aéroport sont à une scène de théâtre : des lieux sans esprit.

Les lieux sans esprit sont ceux auxquels personne n'a jamais prêté le sien. Dans un institut d'études avancées, l'esprit ne souffle donc que si des hommes et des femmes y mettent du leur. Certains sont sur la scène : ce sont les *fellows* qui jouent la pièce, nouvelle chaque année et jamais prévisible. D'autres demeurent dans les coulisses, s'occupent des finances, du chauffage, de l'éclairage, des décors, du choix des acteurs, de leur confort et de celui de leur famille. Leur tâche est de créer les conditions les plus propres à ce que les *fellows* atteignent le meilleur d'eux-mêmes. Tâche d'autant plus essentielle qu'elle ne se voit que si elle est mal faite ; la moindre imperfection sautant aux yeux, risque de rompre le charme de la représentation. Entre la scène et les coulisses, œuvre un personnage primordial, le *Ludi Magister*, gardien et garant de l'harmonie de l'ensemble, sans lequel le jeu ne pourrait avoir lieu. Figure ambivalente, puisqu'il est à la fois maître et serviteur des lieux.

Dans le roman de Hesse, cette ambivalence est rendue évidente par le nom du héros, Josef Knecht (Joseph Valet), qui devient Maître du Jeu des jeux, avant de résigner cette haute fonction pour retourner dans le monde ordinaire. Au Wissenschaftskolleg, je n'eus pas de peine à identifier ce maître-serviteur, bien qu'il ne s'appelât pas Josef Knecht mais Joachim Nettelbeck, car il n'avait de cesse de répéter à ses interlocuteurs, avec une modestie non feinte, qu'il était un « simple administrateur ». Administrer un institut d'études avancées n'a cependant rien de simple. Dans « ad-ministrer » il y a ministre et Joachim Nettelbeck fut depuis la création de cet institut son premier ministre, son esclave diri-

10 *Entretien avec son Excellence Amadou Hampâte* Ba, dans la série *Un certain regard,* 1969, accessible sur les archives de l'Institut National de l'Audiovisuel <www.ina.fr>

geant, voué corps et âme à le faire vivre et à insuffler dans toute l'Europe l'esprit qui l'animait.

Notre dette à son égard est immense et une faible manière de la payer est de témoigner ici des efforts qu'il a déployés sans compter pour étendre à la France l'idéal si brillamment mis en œuvre à Berlin. Francophone et francophile, il n'a eu de cesse d'aider à l'implantation dans mon pays d'un ou deux instituts d'études avancées dignes de ce nom. Il a supporté avec une équanimité déroutante les rebuffades de notre intelligentsia nationale. Prompts à rechercher outre-Atlantique la légitimation de leur cléricature, la plupart de ses membres sont en revanche peu enclins à laisser un allemand leur donner des conseils. Une première tentative s'était soldée par la création au cœur du quartier latin de la Maison Suger. Ayant obtenu à cette fin une substantielle participation de la Fondation Volkswagen, il a œuvré sans relâche et sans succès pour que ce lieu d'exception soit le siège d'un institut d'études avancées et ne devienne pas une simple hôtellerie universitaire. Ce premier échec ne l'a ni découragé ni aigri, ainsi qu'en témoigne son engagement récent au service de la Ville de Paris, dans la dernière tentative – dont il faut espérer qu'elle sera la bonne – de création d'un tel institut dans notre capitale. À vrai dire cette création soulève des difficultés particulières et bien réelles, que je rencontrai à mon tour lorsque j'eus à porter quelques années plus tard ce projet au nom du Conseil de développement des sciences humaines et sociales[11].

C'est le constat de cet échec qui me conduisit peu d'années plus tard, en réponse à une demande du Maire de Nantes, à faire le projet d'implantation dans cette ville d'un institut d'études avancées, dont l'une des particularités serait de s'ouvrir largement aux savants du « sud ». Cette idée ayant été reçue favorablement, je lui recommandai de faire appel à Joachim Nettelbeck pour nous aider à la mettre en œuvre. Germaniste et germanophile, et maire d'une ville dont toute l'histoire était tournée vers l'Océan, Jean-Marc Ayrault adhéra sans réserve aussi bien au projet qu'à la manière de le mettre en œuvre. Joachim Nettelbeck avait déjà prêté la main à la création du New Europe College à Bucarest, du Collegium Budapest ou de Point Sud à Bamako, et je savais qu'il excellait dans ce Jeu des jeux, consistant, non à dupliquer celui de Berlin, mais à en inventer à chaque fois un nouveau, qui tienne le plus grand compte des particularités du lieu. Comme celui du *Ludi Magister* de la Castalie, son universalisme n'a rien d'abstrait ni d'uniformisateur, mais

11 Cf. *Pour une politique des sciences de l'Homme et de la société. Recueil des travaux du Conseil national du développement des sciences humaines et sociales,* Paris, PUF, Quadrige, 2001, p. 55 et suiv.

consiste justement à créer les conditions d'une polyphonie intellectuelle à l'échelle de l'Europe, qui tire tout le parti possible de la diversité des langues, des cultures et des traditions intellectuelles qui sont le propre de ce côté-ci de l'Occident.

La métaphore musicale qui me vient ainsi sous la plume n'a rien de fortuit. Non seulement la musique est au cœur du Jeu des perles de Verres, non seulement elle est ce que l'Allemagne a donné de meilleur au monde[12], mais encore l'image du chef d'orchestre est celle qui rend le mieux compte de la tâche d'un grand administrateur de la recherche. Chaque savant joue de son instrument et le jeu des meilleurs nous fait découvrir une parcelle de la beauté du monde. Mais s'ils sont plusieurs, et indifférents à l'ensemble, la représentation tourne au désastre, comme Fellini nous le donne à voir dans *Prova d'orchestra*[13]. Un chef (allemand du type romantique!) essaie en vain de conduire une troupe de musiciens (italiens), qui n'en ont cure, à faire œuvre musicale. Et encore s'agit-il d'une répétition de musique classique, où le chef dirige une partition écrite à l'avance. Dans les instituts d'études avancées, la partition s'écrit en même temps qu'elle se joue. Les chercheurs sont plutôt des joueurs de jazz, dont on attend qu'ils improvisent du neuf sur un air déjà connu. La figure du chef d'orchestre se fait alors extrêmement discrète, voire invisible. Elle n'en est pas moins difficile et essentielle. Conduire les autres à penser de concert n'est pas une science, mais un art. C'est cet art, l'un les plus difficiles qui soient, que Joachim Nettelbeck a porté à la perfection. Il y a aujourd'hui pléthore de savants de par le monde, mais on y compte très peu de *Ludi Magistri*, et aucun qui ne voit en lui leur maître.

Alain Supiot, Professor an der Université de Nantes, Membre de l'Institut Universitaire de France und Direktor des Institut d'Études Avancées de Nantes; Fellow des Wissenschaftskollegs 1997/98.

12 « Miracle unique, et capable de justifier à lui seul tout le subjectivisme de l'Allemagne : ses musiciens, seuls entre tous les hommes, ont le pouvoir de faire tenir dans une forme invisible, muette, incolore, impalpable, le monde extérieur entier » (Élie Faure, *Découverte de l'archipel,* [1ère éd. 1932], Paris, Seuil, 1991, 379 p., Ch. 5 : « L'Allemagne ou l'annexion du temps », cité p. 197).

13 *Prova d'orchestra,* film (1978).

XALA, AN A-CHRONOLOGICAL NARRATIVE ACCOUNT OF THE PAST[1]

IBRAHIMA THIOUB

In *Les bouts de bois de Dieu* (1960), *Émitaï* (1971), and *Camp de Thiaroye* (1988), Sembène Ousmane explicitly refers to events easily locatable in the history of the African region of the French colonial empire and largely known by historians or even the wider public. These events are the 1947 strike of the Dakar-Niger railway workers; the enrollment into the army of autochthonous soldiers called the *tirailleurs* and the seizure of food produce, through requisition orders, enforced by the colonial administration in Africa; and the tragic repression of the *tirailleurs* of the Thiaroye military camp, on 1 December 1944, which is relatively well studied by university historians. In addition, the anticolonial movement has made of those events major anchorage landmarks of its memory. In contrast, the events to which *Xala*, a satirical work on the African elite's morality and behavior, refers, remain very little known, even if they are contemporary. Consequently, one might not be surprised that the historical dimension of the latter novel and film has attracted less critical interest, which has focused instead on the other topics raised: the sociology of contemporary African cities, conspicuous consumption, the timeliness and relevance of the cultural traditions of an Africa in full change, the linguistic dimension of nationalism, the impotence and failure of the post-colonial domestic business enterprise, the cinema and literary techniques used by the author, etc.

Having presented a doctoral dissertation on what seems to me the central issue of that work, the impotence and failure of the African bourgeoisie to lead the national business organization after accession to independence, I have asked myself more than once what differentiates the novelist and filmmaker's narrative from the historian's (Thioub 1989). It is easy to demonstrate that they ask themselves the same questions, frequently consult

1 The French version appeared under the title "Xala, une mise en récit a-chrononologique du passé", *Revue sénégalaise de Langues et de Littérature,* Nlle série, nos. 1–2, 2012, pp. 117–132.

the same libraries, and very often reach similar conclusions. The most frequent criticism addressed to academic historiography production focuses on its incapacity to efficiently and usefully give an account of Africa's past in relation to its present. That incapacity could be related to the language it uses, the discourse rationality that signals its place of production: the university, which would seem to turn its back to the daily realities of the African societies. Sembène Ousmane himself points to the historians' conception of time to explain their inability to account for the past and, consequently, the present, if not the future of African Societies (Diouf 1999: 99–128). Which alternative does the filmmaker-novelist propose? *Xala* seems to us a good example to use to reflect on that question, the more so as the central topic, as well as the events that serve him as a plot, have been largely investigated by historians and economists (Amin 1969, Fall 1981, Thioub 1989, Barry and Harding 1993). Before dealing with the difference in the treatment of time by filmmakers and by historians, let us first examine the filmmaker's thesis about the failure of the Senegalese businessmen to seize the emerging opportunity offered by independence and then reconstruct the storyline of the historical events that inspired *Xala*.

1. Revisiting the origins of the impotence of a social group

The ostentatiously prosperous and exuberant scene of enthronement of the first African President of Chamber of Commerce of Dakar starkly contrasts with the meeting of the business organizations' managers, who at the end of the same process and in the same place are voicing judgments on Abdou Kader Bèye.

„Kébé: Feudal way of life, carelessness, lack of capacity …

El Hadji: Who are we? Pathetic commission men, less than subcontractors. Are we really business managers?

Laye: We are independent. We are the decision-makers. And you collaborate with the regime in power.

El Hadji: We want the seat of the former colonizer. Here we have it. This chamber of commerce is evidence of that. What has changed? Nothing (Sembène 1973: 136–139)."

Virulent dialogue, violent denunciation from one side and the other, and the corrosive writing style of the novelist make us the witnesses to a stormy session at the Chamber of Commerce of Dakar. El Hadji Abdou Kader Bèye is in the indictment box, being judged by his peers. As an elementary school teacher expelled from the public services for subversive activities, he had patiently built his wealth by selling food products and through real

estate transactions. Being allied to a "Lebanese-Syrian", he first accessed the status of a subcontractor; then he became an exporter; and finally he was the front man as an administrator in three local business companies, receiving regularly his director's percentage of profits in this fraudulent undertaking. He was also a member of the national business managers' union.

The ceremonial day when, for the first time, one of the members of that union became Chairman of the Chamber coincided with the third wedding ceremony of El Hadji, a *"dedicated Muslim but little devoted to worshipping",* a fiftyish polygamous man, and the father of 11 children born from his two first marriages. The two ceremonies competed in glamour and pomp in that first day of true independence. El Hadji spent money without concern and offered his new beloved a brand new car and 10,000 liters of petrol. That very day of celebration is when the ordeal of the novel's main protagonist starts. When he is going to spend his first night with his new bride, he discovers he is impotent. "The *xala* spell is clamped on him." His expenditure multiplied; the best known traditional healers, medical doctors, and seers are consulted. But his downfall continues!

The image of anti-hero that the author depicts with unequaled satirical eloquence is a metaphor for the crumbling of the character's enterprise under the assaults of bankers, suppliers, and the Office d'Etat for the commercialization of food products. At the end of his undertaking, El Hadji learns about the origin of his ailment and can begin to free himself from it. The perpetrator of the *xala* is the beggar sitting at the front door of his company, his cousin he reduced to that state by dispossessing him of his land inheritance. The dispossession operation was legitimized by the judiciary system of the independence era under the control of "his friends in power". In an unequivocal denunciation, Sembène expresses himself through the voice of the beggar, to conclude another legal case by a verdict of guilty, without appeal, in a vitriolic address:

"You and your colleagues only feed on the misfortune of ordinary and honest people. To give yourselves good consciences, you set up charity organizations or give charity at the corner of the streets to people reduced to a state of disgrace. And when our number is too much for you, you call the police to … free the city from its 'human rags' " (Sembène 1973: 166).

Xala is a fictional novel. It nonetheless deals, with crude realism, with the political, social, and cultural constraints that hinder the emergence of an effective Senegalese business bourgeoisie. The starting point of the novel is the election of a Senegalese national as the head of the Chamber of Commerce of Dakar. Does Ngoné, the third wife,

not represent the independence fading away at the moment when it is believed it is effective? El Hadj's way out of the dead end is when he joins forces with the multitude of the underdogs of independence, the multitude of the poor in the city who, by making him undergo the extreme humiliation of nudity in front of the witnessing eyes of all his family, break the spell of the *xala*.

Under the pen of the novelist, the itinerary of El Hadji Abdou Kader Bèye fleshes out the failure of a man, but also that of a social group, because of its way of life that is inconsistent with efficiency in business. If his company would have benefitted from deferment of its debts, it could certainly not have survived him. The assets would inevitably have been split up among the three families that maintain a blind and deadly rivalry. The scope of the novelist raises a number of questions that divide scholars on the causes of the failure of the African bourgeoisies: lack of control over the decision-making institutions (Chamber of Commerce), the inadaptability of the socio-cultural structures (polygamy; glamorous and pompous spending), and exclusion of the poor from the benefits of independence. The result is a double dependence that considerably reduces the life expectancy of the domestic business organization: the domination of foreign capital and collusion established as a rule by the post-colonial ruling power.

Sembène's diagnosis is without appeal and he voices it in the words of the bankrupt anti-hero:

"Well! We are just clodhoppers! Who owns the banks? The insurance companies? The factories? The enterprises? Wholesale trade? The cinemas? The bookshops? The Hotels? Etc., etc., etc. We have no control over all these and many other businesses. We are only crabs in a basket here. We want the place of the former master, well here we are. The Chamber of Commerce is evidence of that. What has changed in general, as in particular? Nothing. The colonizer has become more powerful, mightier, hiding among us, being present here with us. He promises us the crumbs of the meal if we behave. Beware the one who would want to disturb his digestion and wants to make bigger profits. And we, clodhoppers, commission men, subcontractors, we call ourselves business managers, through sheer vanity. Business people without financial resources." (Sembène 1973).

What relationship exists between this fictional work and the reality of the world of business in the aftermath of the country's accession to independence? Answering that question will amount to listing to the elements that authorize us to place *Xala* on the shelf of the historical novels.

2. *Xala*, a realistic novel on the Senegalese world of business

Right from the first lines, Sembène sets the scene: the installation of the first board of the Chamber of Commerce of Dakar, exclusively composed of Senegalese "businessmen". This institution, which was founded in 1888, played a decisive role at all times in the definition and the implementation of Senegal and French West Africa's economic policy. Without a change in its activities after accession to independence, it was led until 1970 by French business managers, principally directors of mercantile establishments based in Bordeaux and Marseilles. The strategic role of the chamber has led Senegalese entrepreneurs to protest against that French supremacy, which they have never stopped denouncing as being the typical symbol of neo-colonization of the country. This protest reached its climax during the events of May–June 1968, with the publication of the memorandum of the Union des Groupements Economiques du Sénégal (UNIGES), an employer's union that groups the "Senegalese businessmen" (Thioub 1992: 267–281, Bathily 1992).

Of all the institutions with economic competences, the Chamber of Commerce was the one that polarized the attention of the entrepreneurs the most. It owes that privileged place to its position, which is at the crossroads of the negotiations between businesspeople and the political authorities on the great economic choices. The power conferred by control of this institution has constantly been sought and largely mobilized by both foreign and domestic employers' unions to influence to their respective advantage the decisions of the political power.

In the post-colonial period, to give a broad picture, two forces opposed one another for control of the domestic employers' representation, in order to be at the head of the Chamber of Commerce. The first one, born from the anti-colonial movement of the 1950s, raised the issue of the place of the domestic business organization within the Senegalese economy in direct political terms, taking its distance from the ruling power without openly defying it. Its leader, Abdoulaye Diop, first a manual worker, then an entrepreneur in the printing business, always pointed out the divorce between the discourse of the ruling power and the economic reality of the domestic business organization. The second force was rather moderate in its claims. The leading bodies of those organizations were additionally unstable because of the competition among their members for the advantages stemming from privileged relationships with power, but also the frequent intervention of the latter to support or dismiss any leader seen as radical.

During the long 1957–1973 decade, the ruling power used that polarization as an instrument to stifle the most urgent claims of the domestic business world. In 1960, two domestic unions were competing for the votes of the Senegalese entrepreneurs. The Union pour la Défense des Intérêts Economiques Africains, led by Abdoulaye Diop, faced la Fédération Nationale des Groupements Economiques Africains (FNGEA) of El Hadji Lamine Ndiaye. Between 1963 and 1965, the two unions experienced the consequences of the economic difficulties their leaders were going through. The first with the bankruptcy of ERTEC and the second with that of the Société Sénégalaise pour le Commerce et le Développement (SOSECOD) (Amin 1969: 170). In 1965, Abdoulaye Diop founded the Chambre Syndicale du Patronat Senegalais (CSPS) with young entrepreneurs, engineers, and technicians, among them Cheikh Sadibou Gassama, Djim Kébé, and Khalilou Sall. The CSPS brought an innovation by including in its board women entrepreneurs. A year later, Ousmane Seydi, a businessman, Member of Parliament, and Treasurer of the ruling party attempted to revive the FNGEA, given a more national identity as the FNGES.

The crisis of May–June 1968 was the occasion for Senegalese entrepreneurs to radically question the economic policy of the ruling party. On June 22nd and 23rd, the Convention of the UNIGES was held as "the result of a long process of unification of the Senegalese businessmen". The general report presented by the Vice-President of the National Reunification Committee was a severe denunciation of foreign businesses' domination over the Senegalese economy (Diop 1968).

It was demanded that the ruling party, represented at the Convention by its Minister of Finance, limit the role of French technical assistance to a consultative one and that it not make decisions that perpetuated the neo-colonialist relationships with the former colonial power. In the views of the UNIGES, inter-African cooperation should have been given priority over any other international relationships, as the unique way to salvation through "a vast continental common market". Access to bank credit was the figurehead claim of the UNIGES platform. The Board of the Chamber of Commerce, as the only official economic body consulted by the Government and whose opinion remained determinant in matters of economic issues, also retained the attention of the Convention participants. It was an important source of information and a documentation center for foreign companies. The open objective of UNIGES, given impetus by the protest movement of 1968, was to put an end to the reign of the French companies over the Chamber of Commerce of Dakar. UNIGES brought to public attention that "it was not in the realm of the possibilities that a Senegalese citizen could be candidate for the chairmanship of the

Chamber of Commerce of Bordeaux or of Marseilles". UNIGES estimated that the immediate organization of consular elections after a restructuring that would take into account the "Senegalization of certain activities" would be a first step towards re-balancing the cooperation relationships between Senegal and France.

In the face of the danger that the UNIGES proposals posed to its stability, the reaction of the ruling party was swift. The elected Joint Board, led by Abdoulaye Diop, was far from receiving the assent of the ruling party. Two months after the Convention, a split-up within the organization gave birth to the Confédération des Groupements Economiques du Senegal (COFEGES), close to the Government and instigator of the UNIGES break-up. More moderate in its claims, the COFEGES wanted to "Senegalize" the business community through consultation and not through confrontation (*Moniteur Africain* 1968). It undertook putting order in the domestic business community under the leadership of Ousmane Diagne.

The ruling party structures were used to counter the radicalism of UNIGES. They attempted to stifle the activist upsurge by asserting the necessity to extend the socialist option to the other sectors of the economy and "reinforce the role of the State in the industrialization of the country and, most important of all, implement any possible measure to accelerate the industrial promotion of the nationals". The President of the Republic made of the promotion of business entrepreneurs one of the core issues of his report to the 7th Convention of the Union Progressiste Sénégalaise (UPS). He viewed the policy which consists in "replacing the small traders and enterprises of the national bourgeoisie by State-owned companies" (Senghor 1969: 71) as contrary to the interests of the country. However, he insisted on reminding businesspeople of the legal impossibility and economic dangers inherent in their claims related to ousting foreigners from some economic sectors. For him, the real issue was "to turn the Senegalese businessmen into company leaders, organizers, and managers" to make them able to compete with foreign companies. The ruling party committed itself to supporting those businessmen who would show evidence of a minimum of general knowledge, at least equivalent to a lower secondary education degree; professional training, followed by continuous retraining in management and accounting; professional success, as an indicator of orthodoxy and solvency; and affiliation with a cooperative of traders or entrepreneurs. For the Secretary General of the UPS, the solution to the problems of private enterprise consisted in "eliminating the *bana-*

bana and the quota-trader,[2] and maybe the trader of the past who did not keep any accounting records, to replace them with cooperative traders and entrepreneurs without renouncing the prerequisite that a well-educated and competent national bourgeoisie with proven experience in matters of business management constitutes" (Senghor 1969: 71).

The intervention of the President, the mobilization of the ruling party, and the split-up of UNIGES did not break the protest movement. Under the aegis of the Government, UNIGES and COFEGES had merged in les Groupements Economiques du Sénégal (GES) in 1970. Hardly were they born, when the GES denounced as violently as its predecessor organizations the Government agricultural policy as the origin of a profound and latent discontent of the rural world that had adverse repercussions on the good operations of domestic enterprises. The union denounced the inefficiency of the Office National de Coopération et d'Assistance pour le Développement (ONCAD) and of the Office de Commercialisation Agricole du Sénégal (OCAS). The hijacking of the cooperative movement, in whose name the *traitants* had been ousted from the groundnut trade to the benefit of a new class of presidents, scale operators, and supervisors, demanded a return to the private commercialization of agricultural produce.

Ousmane Diagne, formerly appointed for the liquidation of UNIGES, who became President of the COFEGES and afterward of the GES, denounced the "privileges held by the foreigners established here … because they prevent the Senegalese nationals from developing their businesses – Is it a policy to see their interests prosper while we Senegalese business owners continue to get impoverished?" he asked himself. The Government could not accept such remarks and the leader of the employers' union was removed from his position as President of the GES and replaced by Lamine Ndiaye. The defeat of the local businessmen, sealed with this final intervention of the ruling party, did not jeopardize the concessions obtained from the State during the four years of struggle of the employers' unions.

The Senghor regime, sufficiently shaken by this social movement, accepted the claims of the business community with the establishment of new rules for the distribution of the seats of the consular representation of the various categories of enterprises. With the new

2 *Bana-bana:* street merchant, seller of any type of products.
Quota trade: trader of staple food products, especially rice received in quota from Government imports structures.

changes that followed in the boards of the country's chambers of commerce, trade union pressure had resolved one of the oldest claims of the autochthonous enterprises. The consular elections of 27 July 1969 gave an ample majority to the Senegalese business community in Dakar (*Official Gazette Senegal* 1969). Amadou Sow of the Union Sénégalaise de Banques was elected Chairman of the Chamber of Commerce, replacing Henri Gallenca, the last French national to preside over that institution.

The analysis of the evolution of the Senegalese business world in the decades that followed all the above reforms reveals that it remained in its state of marginalization dating back from the colonial period. Despite the revival of the autochthonous business community in the wake of the anti-colonial movement in the aftermath of World War II, the emergence and development of a local class of efficient entrepreneurs encountered obstacles that have been studied by social science specialists and questioned by artists.

The employers' organizations tried various solutions, all of which resulted in deadlocks. Involvement in networks based on ruling-party patronage enabled many entrepreneurs to access important sources of wealth accumulation through Government contracts. This strategy was undermined by the necessary participation in the perpetuation of those networks, which had a highly adverse impact on the cash flow of these enterprises. The second solution, consisting in radical opposition to the ruling power, failed, owing to the weakness of the autochthonous employers' organizations trapped in a maiming polarization caused by recurrent break-ups.

These political and social reasons add up to cultural behaviors that, though having little influence, are nonetheless one of the causes of the high "infant mortality" of autochthonous businesses, which usually do not survive their founders for long. For all these reasons, it was difficult in Africa in general and in Senegal in particular to develop enterprises of "*long family history*", like those at the basis of the European industrial revolution. To wrap up this issue, we can say that colonial domination, depending on the needs of the colonizer, developed an extraverted and dependent capitalism, which produced the factors blocking the construction of an autochthonous bourgeoisie in the business world (Amin 1973). It did not stop, locally, the dominated from expressing a dynamic reaction to adjust to the new context (Thioub, Diop et Boone 1998: 63–89).

It appears then that the change that occurred at the head of the Chamber of Commerce of Dakar served as a starting point and main plot for *Xala* by Ousmane Sembène. There is no possible doubt as to the influence of these events on the work itself. On this

topic, the various social science disciplines and the filmmaker-novelist converge largely in their explanation of the factors causing the impotence of Senegalese businesspeople. The difference in their approach to depicting it deserves outlining.

3. *Xala* or the issue of time in the narrative representation of the past

It is evident that any narrative representation of the past has to solve the issue of its relationship with time. This issue is so intrinsically related to their area of study that historians seldom allow themselves time to think about it. History in the academic world is practically molded in very often implicit, delineated time periods, with landmarks, moments of discontinuity at the borders between time units, upon which universality is often imposed as if self-evident: Antiquity, the Middle Ages, and Modern and Contemporary Times.

This period delineation originating from European historiography is often mechanically applied to other societies without any critical thought, though with a few changes often related to the moments of discontinuation and taking into account specific local factors or accepting modalities of the global factors. It bears the sign of a sequential and linear conception of time, with a chronological causality principle. Here and there time discrepancies, accidents, or accelerations of various origins may occur, but structurally, historians' delimitation of periods appears as a succession of temporal sequences, with more or less long phases of transition introduced by major changes. The preceding periods determine more or less strongly the subsequent ones within which the historian's narrative unwinds.

The adoption and adapting of this model by African historiography has given birth to a sequential trilogy with multiple variance but essentially articulated into pre-colonial, colonial, and post-colonial periods, whose contents and constitutive factors are very controversial (Coquery-Vidrovitch 2004: 31–65). Ousmane Sembène's criticism of African historians' time, as reported by Mamadou Diouf (1999: 99–128), is even more uncompromising:

"It is precisely that monotonously flat time of the historians, without rage and disorder, in which the representations, the images, the incoherencies and role enactment of actors, combined with the fluidities and instabilities of the contexts and geographical settings, that the Senegalese filmmaker rejects … as much in his cinema production as in his novel writing. Ousmane Sembène qualifies the historians as time-eaters. They feed on time by taming it."

Thus, his project has consisted in rendering back to time "its plurality, outlining the process by which it is produced by social stakeholders …" about whose positions he informs the reader.

We have attempted reading *Xala* in this light, to examine the relationship that the story has with time. In this text, the recurrent realism in the author's novel writing and cinema work is not limited to a recapitulation of the context of the events that led to the election of the first African Chairman of the Chamber of Commerce of Dakar. The construction of most of the male characters of the novel obeys the same realistic logic. The life of El Hadji Abdou Kader Bèye is based the biography by Djim Djibril Ndiaye as recounted in the smallest details by *Le Monde des affaires sénégalais*, published at that time by the economist Samir Amin (1970). El Hadji Abdou Kader Bèye is "… a former primary schoolmaster dismissed from the teaching profession because of his trade-union activism during the colonial period; after his dismissal from civil service, he took up reselling food produce, then acted as a middleman in real estate transactions. Developing his relationships in the Lebanese-Syrian community, he found a business partner. For months, if not for a whole year, they monopolized the sale of rice, a product of prime consumption."

The novelist adds to this biography the physical descriptions of the characters, which clearly personify actually existing players of the business community, whose real world patronymics he keeps as such: Diagne for Ousmane Diagne, Kébé for Djim Kébé, Diop for Abdoulaye Diop.

By contrast, the wives of Kader enable Sembène to produce a story that differs greatly from the historians' perspectives. The wives of El Hadji Abdou Kader are in fact only a metaphor for historical periods in which the dynamics of the Senegalese business community unwind. As early as the first lines of the novel, the author refers to time.

"Dear colleagues, at this precise moment (he looked at his gold wristwatch) the wedding has been celebrated at the mosque. So, I am a married man now …

Re-re-re-married … how many times? Laye, the joker of the group asked …

I was going to come to that Laye! This is my third wife. An 'army captain' as we say in popular language." (*Xala*: 9–10).

Three wives, three historical periods during which the autochthonous enterprise has had hard times owing to the dependence of the entire society and obliging all the stakeholders to develop strategies of adaptation to the foreign domination that inhibited the capacities of the local populations: the Atlantic slave trade, personified in the character of

Adja Awa Astou; French colonization in the character of Oumi Ndoye; and neocolonialism under the cover of formal independence in the character of Ngoné.

Adja Awa Astou, "that islander of Christian faith, born in Gorée" (*Xala*: 24), reminds us of course of the Atlantic trade, dominated by the slave trade during which the African merchant class served as middlemen to the predator activities of slave-owning states. In Senegambia, the defensive reaction against the devastating consequences of these activities is organized around Islam, adopted by Adja. "She only dressed in white since her return from the Holy Place of the Kaaba [...]. As a novice, she was greatly suffused by the dogmas of her new religion." Islam takes on a new dimension with the advent of the colonial conquest in the Atlantic conquest game. "When, long ago, her husband married a second wife, she hid her affliction. The pain was less intense then: it was the year when she went on pilgrimage to Mecca" (*Xala*: 38–39). Her breakaway was radical. "Her parents reappeared in her memories. She wished to see again her father still living in Gorée. Since her conversion to the Moslem faith, she had little by little stopped having contacts with her family. She completely broke away from them after the burial of her mother" (*Xala*: 39).

She had ever since stopped being productive: "... The two nights that followed were identical. No sex. The man did not show any lust. Her ayé having come to completion, Adja Awa Astou saw her husband leave her for six other nights elsewhere, for her co-wives" (*Xala*: 69). The colonial period takes the face of the second wife. Born in Saint-Louis – the capital city of colonial Senegal – Oumy Ndoye, hurt by the re-marriage of her husband, shows herself aggressive, but undefeated. She developed her seduction strategies in the various registers of French culture. She "... had competitively well prepared her ayé. A reconquest meal. The menu was taken from a French fashion magazine. She wanted to make him forget the latest meal he had had at her co-wife's. On the bourgeois decorated table: varied appetizers, veal ribs, and the Côte de Provence Rosé wine chilling in an ice bucket were near the Evian bottle at the other end of the table. Placed pyramid-like were apples and pears. Near the tureen, various flavors of cheese and brands in their packaging not to mention the côtes de veau de France" (*Xala*: 87).

The second wife of El Hadji Abdou Kader is evidently the metaphor for the time of French colonization. "In the living room, Oumi Ndoye turned on the radio cabinet. She listened only to the international station, whose programs are exclusively in French language" (*Xala*: 61). Among the elements that differentiate the colonial time from the time of the Atlantic slave trade, the new territoriality born from the land distribution pattern

stands out: "The second villa of the second wife differed from the first only by its fence." The colonial boundary will not be challenged by Ngoné, the third wife of El Hadji Abdou Kader Bèye, "an offspring of the national flags and anthems" (*Xala*: 17), a technical personality lacking independence, with a face resembling that of a dummy. "[T]hat commonplace conversation that had nothing high profile or subtle revealed to El Hadji that, with Ngoné, he had only built on swamp ground" (*Xala*: 98). The experience is more than sour, it leads to the collapse of the enterprise, caused by a degrading impotence.

The female characters, as metaphors for the historical periods, enable the novelist to play an original game of relating the protagonists and historical sequences. Making use of the polygamous form of the matrimonial institution, the writer gives contemporaneity to the different periods (the spouses) in which the historical actor (El Hadji Abdou Kader Bèye) acts. This allows a complex technique based on the production of multiple discourses from diverse and varied horizons and registers "many-colored and all in zigzag" (Diouf 1999: 99–128), the author of *Xala* would say. It enables the embedding, the overlapping of multiple stories that make sense, despite temporal discrepancies and owing to their inextricable intermingling. An example illustrates perfectly this brilliant-spirited approach by Sembène. At the moment that El Hadji is on his way to reap the ripe fruit of his new conquest "Ngoné, the allegory of independence", he has himself escorted to the rear seat of his car by his two first wives, Adja, or the allegory of the Atlantic slave trade period, and Oumi, the undisputed symbol of the French colonial order. He gathers the two of them in a single space of independence, emptied of its substance by the fetishist intrigues masterfully conducted by the *Badiène*.

"Which of the two of us, she or me, must sit with you at the back seat of the car? El Hadji did not even have the time to answer, so that she added:

Well, all three of you! Because, it is not her moomé."[3]

As she said, so it was done: "El Hadji Abdou Kader Bèye, seated between his two wives, listened to the mat times and let his mind go astray at times" (*Xala*: 32). Here, fictional creativity shows what a historical reading would qualify as anachronism. However, Sembène locates his narrative in the periodicity most commonly accepted by historians in relation to the integration of Africa in the Atlantic dimension: the slave trade period, colonization, and independence. The filmmaker, by means of an intelligent and creative

3 Under the polygamous regime, the husband spends a night with each wife in turn, usually with a periodicity of two days. Moome is the Wolof word for each wife's turn to be with her husband.

metaphor, personifies each of these historical periods in a female character. Using polygamy, a social institution re-adapted in an urban modernity that empties it of its ethnographic dimension, he frees his narrative from the constraints of historical discipline. The allegorical character of the wives, framed by a social institution that enables a subversive writing, free of the risk of falling into an ahistorical anomy, gives him great flexibility in producing the narrative.[4] The stakeholders, the events, and the discourses regain a contemporaneity that does not always coincide with academic historians' time. Yet, the dialogue between the artist's and the historian's approach remains possible.

Conclusion

Under the pen of the filmmaker and novelist, the past is constantly updated and confronts the present or even the future of the players in history. The past does not have the status of having already happened and having to be dug up, as it does for the historian. This difference being clearly endorsed, it seems evident to me that the most interesting aspect is not the opposition between the two approaches, but the analysis of their respective contribution to knowledge and to the uses of the pasts expressed in narratives whose diversity has to do with the plurality of the discursive realms of history and artistic creation. In point of fact, what Sembène ultimately blames the historians for, as an apology for disorder and indiscipline, is general practice in all areas of science. The modeling that provides explanation is necessarily a mutilating simplification of the reality to be understood. The subsequent need to make it usable by other audiences through translation into another language in no way contradicts the necessity for any scientific knowledge to turn "disorder" into discipline. The filmmaker has everything to gain from knowing the historian's

4 The same technique for intermingling historical periods in the present time of the societies is at work in *Moolaade,* the last production of Ousmane Sembène, centered on a timely issue, female genital mutilation. The *Moolaade,* a belief from ancient times and invoked by women to defend the integrity of their daughters, is symbolized by a small mount whose pluri-secularity defies the majesty of the bordering mosque, symbol of the rather late implantation of the Islamic traditions on which the patriarchal domination is based. Then comes a third temporality born from the encounter with the West, perceived as a threat by the supports of the patriarchal power. It is symbolized by the many radio sets that have supposedly introduced pernicious ideas to the community. Sembène inserts these periods in the play of the historical forces by having them picked up from the ground and burned at the entrance of the mosque, not far from the mount.

narrative, which leans on a "disciplined, not to say flattened" time, even if he renders a reality emancipated from academic knowledge in the language that is his, the artist's language.

Bibliography

Amin, Samir, *Le monde des affaires sénégalais*, Paris, Éd. de Minuit, 1969.

Barry, Boubacar and Leonhard Harding, *Commerce et commerçants en Afrique de l'ouest*, volume 1: *Le Sénégal*, Paris, L'Harmattan, 1993.

Bathily, Abdoulaye, *Mai 68 à Dakar ou la révolte universitaire et la démocratie*, Paris, Chaka, 1992.

Collignon, René, "La lutte des pouvoirs publics contre les 'encombrements humains' à Dakar", *Canadian Journal of African Studies* 18, (3), 1984: 573–582.

Coquery-Vidrovitch, Catherine, "De la périodisation en histoire africaine. Peut-on l'envisager? À quoi sert-elle?", *Afrique & histoire*, 2004–1, vol. 2, pp. 31–65.

Diop, Abdoulaye, Rapport Général. Congrès constitutif de l'UNIGES, June 22 and 23, 1968.

Diop, Momar Coumba, "L'administration sénégalaise et la gestion des 'fléaux sociaux'. L'héritage colonial", in C. Becker, S. Mbaye, I. Thioub (Dep. Dir.), *AOF: réalités et héritages. Sociétés ouest-africaines et ordre colonial, 1895–1960*, Dakar, 1997, Direction des Archives du Sénégal, pp. 1129–1150.

Diouf, Mamadou, "Des historiens et des histoires, pourquoi faire? L'historiographie africaine entre l'État et les communautés", *Revue africaine de sociologie*, 3, (2), 1999: 99–128.

Fall, Aminata Sow, *La grève des bàttu*, Dakar, Nouvelles Éditions Africaines, 1979.

Fall, Papa Amadou, "Industrialisation et mutations sociales au Sénégal", Université Paris VII, thèse de doctorat de 3ème cycle, 1981, 2 vols.

Landy, Marcia and Sembene Ousmane, "Political Allegory and 'Engaged Cinema': Sembène's 'Xala'", *Cinema Journal*, Vol. 23, N. 3, 1984), pp. 31–46. http://www.jstor.org/stable/1225095, accessed Jan. 27, 2009

Ndiaye, Christiane, "De la pratique des détours chez Sembène, Chamoiseau et Ben Jelloun", *Tangence*, no. 49, 1995, p. 63–77. http://id.erudit.org/iderudit/025878ar.

Ngugi, Njeri, "Presenting and (Mis)representing History in Fiction Film: Sembène's 'Camp de Thiaroye' and Attenborough's 'Cry Freedom'", *Journal of African Cultural Studies*, Vol. 16, no. 1, special issue, June 2003, pp. 57–68, accessed 27 Jan. 2009.

Sembène, Ousmane, *Xala*, Présence Africaine, Paris, 1973.

Sembène Ousmane and Nicole Aas-Rouxparis, "Conversation avec Ousmane Sembène", *The French Review*, Vol. 75, no. 3, Février 2002, pp. 572–583. http://www.jstor.org/stable/3132853, accessed Jan. 27, 2009.

Senghor, Léopold Sédar, *Le plan de décollage économique ou la participation responsable comme moteur du développement*, Vlle Congrès de l'UPS, Dakar, GIA, 1969.

Sow, Moussa, "Cinéma Sénégalais: évolution thématique du discours filmique dans les œuvres de Sembène Ousmane, Djibril Diop Mambéty, Moussa Sène Absa, Jo Gaye Ramaka et Alain Gomis", Ph.D. Dissertation, Louisiana State University and Agricultural and Mechanical College, Department of French Studies, 2004.

Thioub, Ibrahima & Ousseynou Faye, "Les marginaux et l'État à Dakar", *Mouvement Social*, 204, July–Sept. 2003, pp. 93–108.

Thioub, Ibrahima, Momar Coumba Diop, and Catherine Boone, "Economic Liberalization in Senegal: Shifting Politics of Indigenous Business Interests", *African Studies Review*, 1998, 63–89.

Thioub, Ibrahima, "Le mouvement étudiant de Dakar et l'Etat sénégalais, la marche vers la crise de mai–juin 1968", in O. Goerg, F Guitart, C. Coquery-Vidrovitch, *Les jeunes en Afrique. La politique et la ville*, vol. 2, Paris, L'Harmattan, 1992, pp. 267–281.

Thioub, Ibrahima, "Entreprises, entrepreneurs et Etat dans une économie dépendante. Domination étrangère et marginalisation des autochtones. Dakar (Sénégal) 1930–1973", 1989, Université Paris VII-Denis Diderot, Thèse Unique de Doctorat.

Ibrahima Thioub ist Professor am Département d'Histoire der Université Cheikh Anta Diop in Dakar/Sénégal; er war Fellow des Wissenschaftskollegs 2008/09.

EIN BRIEF
HEINRICH URSPRUNG

Lieber Herr Nettelbeck,
Sie wissen natürlich auf den Tag genau, von wann bis wann ich mit dem Wissenschaftskolleg Berlin verbunden gewesen bin, ich weiss es nur aufs Jahr: von 1982 bis 1987, als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats, unter den Rektoren Peter Wapnewski und Wolf Lepenies. Ihre Omnipräsenz im und ums Haus Wallotstrasse 19 machte es mir leicht, Sie einzuordnen. Er weiss alles, er versteht alles, er macht alles; er kennt alle, er begreift alle, er berät alle; er erinnert sich an alles, er sieht alles kommen. Als Biologe folgerte ich: er ist das Zentrale Nervensystem des Wissenschaftskollegs Berlin.

Das heisst etwas. Denn dort ist ja Jahr für Jahr die Crème de la Crème der internationalen Wissenschaft versammelt, eine ephemere Republik von Königen bildend, anspruchsvoll, selbstbewusst, zuweilen vielleicht selbstüberschätzend, soziale Eremiten und weitersuchende Emeriten. Jeder Fellow sollte so gut sein, dass er sich mit dem Rektor mindestens messen konnte oder ihm sogar messbar überlegen war.

Sie, lieber Herr Nettelbeck, hatten auf die Wahl der Fellows keinen Einfluss; denn diese Aufgabe oblag dem Wissenschaftlichen Beirat. Aber Sie waren diesen Superwissenschaftern ja dann ausgeliefert, zunächst auf Gedeih und Verderb. Zunächst. Denn sie hatten Sie ja noch gar nicht erlebt, bevor sie an der Wallotstrasse Einzug hielten. Und sie betrachteten Sie als Chef der Knechte, ihrer, nicht Ihrer, Knechte. Ihre Persönlichkeit, lieber Herr Nettelbeck, Ihre Persönlichkeit überzeugte sie jedoch bald vom guten Gegenteil: sie waren Ihnen auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, nicht Sie ihnen. So sollte es ja auch sein. Und es funktionierte bestens. Denn Sie waren und bleiben ein benevolenter Monarch.

Benevolente Monarchen verzeihen dem Volk, aber auch sich selbst, wenn es zu Pannen kommt. In den sieben Jahren meiner Tätigkeit am Wissenschaftskolleg ist mir nur eine einzige Panne zu Ohren gekommen: Ihre Dienste hatten ein einziges Mal die Zuteilung eines Gästezimmers nicht mit der nötigen Sorgfalt vorgenommen. Das war so: im

einzigen Bett des Gästezimmers 7 (Zimmernummer frei erfunden) war ein international respektierter akademischer Würdenträger, Talar und goldene Amtskette noch im Koffer, nennen wir ihn Magnifizenz A, nach zwei letzten Cognacs so richtig entspannt in den Schlaf gesunken. Den mitternächtlichen Stundenschlag der grossen Uhr in der Halle hatte er nicht mehr wahrgenommen. Eine knappe Stunde später begab sich vor dem Haus Folgendes: ein anderer akademischer Würdenträger, Magnifizenz B, von weit angereist, hatte vom Flughafen mit dem Bus, dann zu Fuss, die schweren Koffer mit der linken oder rechten Hand tragend, das schmiedeiserne Tor zur Liegenschaft Wallotstrasse 19 gefunden und erleichtert die Klinke gedrückt. Geschlossen. Zurück zur Bushaltestelle in die spärlich beleuchtete Telephonzelle. Telephon an die Privatnummer von Lepenies (Magnifizenz C), der sich dienstfertig ankleidet und ans Steuer seines Autos setzt, und B das Tor öffnet. Ja, sagt B, er kenne sich aus im Haus, Lichtschalter und so. Ja, natürlich wisse er das, Zimmer 7. Gute Nacht und Verzeihung für die späte Störung; ich sah keinen anderen Weg, als Ihnen zu telephonieren. Schon gut, gute Nacht, Herr Kollege. C ins Auto. B ins Haus, leise die Treppe hoch. Ins Zimmer 7 hinein, froh, dass es nicht verschlossen war wie vorher das Tor. Licht nicht anzünden; er kennt ja das Bett. Pyjama aus dem Koffer nehmen? Nein, zu müde. Jetzt einfach nur SCHLAFEN. Plumps ins Bett.

Jetzt geht plötzlich alles sehr schnell. Schrei von Magnifizenz A (Überfall, wörtlich). A entflieht dem Angreifer in der Dunkelheit durch die Türe auf den Korridor, Richtung Treppe nach unten. Im hintersten Zimmer hatte die dort wohnende Magd noch nicht geschlafen, den Schrei gehört, die Zimmertüre (wie von Ihnen, Herr Nettelbeck, instruiert) nur einen Spalt weit geöffnet. Wer mochte die vorbeihuschende Gestalt sein? Im Zwielicht sichtbar ein weit geschnittenes, weisses Nachthemd, etwas kurz, und ja, im Licht der Türspalte deutlich sichtbar: rote Bettsocken unten, rote Zipfelmütze oben. Ein Gast. Tür zu. Meine grosse Freude an der Geschichte war, lieber Herr Nettelbeck, dass auch Sie herzlich darüber lachen konnten.

***

1990 hatte ich für die Senatsverwaltung für Wissenschaft und Forschung (Berlin) ein Gutachten über die Möglichkeiten der zukünftigen Gestaltung der wissenschaftlichen Landschaft im Raum Berlin unter Berücksichtigung bestehender Strukturen und ihrer möglichen Neuordnung im universitären und ausseruniversitären Bereich zu erarbeiten.

Nervenzentrum der Operation natürlich das Wissenschaftskolleg, Hauptgesprächspartner dort Joachim Nettelbeck. Sie hatten wohlüberlegte Vorschläge erarbeitet, mit wem von welcher Institution ich sprechen sollte, welche Institutionen ich besuchen sollte. Es kam zu fast 100 Gesprächen. Als es um das Gespräch mit Peter Glotz ging, bei einem Mittagessen, hatten Sie in Erfahrung gebracht (oder schon vorher gewusst?), in welcher Gaststätte Herr Glotz am liebsten zu Mittag speist. Auch die großen Hearings am Wissenschaftskolleg, die unzähligen Transporte, die Redaktion der Texte hatten Sie, assistiert von Fred Girod, organisiert. Heute kann ich klarer benennen, was Sie damals für mich waren: der Netzwerker.

***

Die Saaten Ihrer Taten sind später auch anderswo aufgegangen: im Collegium Budapest, zur Hohen Zeit von Domokos Kosáry und am New Europe College in Bukarest, mit dem grossen Andrej Pleşu. Ich hoffe, das erfülle Sie mit Genugtuung und, ja, ein wenig Stolz. Ihre Verdienste bei der Entstehung dieser Institution im Einzelnen zu würdigen, würde den Rahmen meines kurzen Briefs aus Anlass Ihres Übertritts in den Ruhestand sprengen.

Ad multos annos, lieber Herr Nettelbeck!
In herzlicher Verbundenheit, mit vielem Dank,
Ihr H. Ursprung

Heinrich Ursprung war Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung im Eidgenössischen Departement des Innern, Bern. Er war Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats von 1982–87 und Mitglied des Stiftungsrats des Wissenschaftskollegs bis Juni 1997.

EINE NEUE DIN-NORM
PETER WAPNEWSKI

Eine Verwaltung von Wissenschaft, die auf die ihr innewohnende Ordnung verzichtet, endet im Chaos.

Eine Verwaltung von Wissenschaft, die sich dem Buchstaben unterwirft, degradiert den lebenden Vorgang des Denkens zur gegängelten Attrappe.

Recht verstanden kann künftig die Kombination des Einen mit dem Anderen (gemäß dem vorbildhaften Verfahren des Leiters der Wissenschaftlichen Verwaltung im Wissenschaftskolleg zu Berlin) als Klausel dienen für die

DIN-Norm: Ein Nettel (und Zwei Nettel, usf.) …

Peter Wapnewski ist Professor (em.) der Älteren Deutschen Philologie an der Technischen Universität Berlin; er ist Gründungsrektor (1982–86) und seit 1986 Permanent Fellow des Wissenschaftskollegs.

DER MANN, DAS HAUS, DAS GELD: EIN GESTÄNDNIS

RÜDIGER WEHNER

„Ich bin ja nur der Verwalter", mit diesen bescheidenen Worten pflegte sich Joachim Nettelbeck jeweils einzuführen, wenn man ihn einem Gast am Wissenschaftskolleg vorstellte und dabei die Verdienste zu würdigen suchte, die er sich um diese hehre Institution im Grunewald lokal und global erworben hat. Gewiss zeugt diese stets leise und zurückhaltend geäußerte Bemerkung von der Bescheidenheit, die man an Joachim Nettelbeck umso mehr schätzen lernte, je länger man ihn kannte. Aber sie steht auch noch für ein anderes; für ein Verständnis von Verwaltung, dem sich der ‚Verwalter am Wissenschaftskolleg' verpflichtet fühlte: Verwaltung nicht allein als Steuerung administrativer Abläufe, nicht als jene Tätigkeit, von der ein bedeutender britischer Genetiker – Steve Jones vom University College London – einmal behauptete, sich von ihr befreit zu haben, „giving up administration", sei das schönste Erlebnis seiner wissenschaftlichen Laufbahn gewesen, und von der Theodosius Dobzhansky gar meinte, wenn man ihn als Chairman damit betraue, mache er sein Department an der Columbia University „zum Gespött der Nation", sondern Verwalten als schöpferisches Gestalten, als *institution building*, als Möglichkeit, Ideen für jeweils neue wissenschaftliche Institutionen zu entwickeln, sie als Plan zu konkretisieren und dann bis in die feinsten Verästelungen des politischen Apparats hinein zu implementieren – und das nicht nur zu wollen, sondern auch professionell zu können. Vision und Wille, Kompetenz und Überzeugungskraft vereinte der bescheidene Herr mit einer Noblesse, die den Gegenüber im Gespräch kaum je bemerken ließ, dass er ihn noch vor aller Diskussion bereits von seinen Plänen überzeugt und für sie gewonnen hatte.

Es waren vor allem zwei Situationen, in denen das Joachim Nettelbeck immer wieder gelang: wenn er sich beim Frühstück im Kolleg mit einer Tasse Tee in der Hand und dem obligaten „Grüß Gott" auf den Lippen jenem beigesellte, den er für die eine oder andere Aufgabe erwählt hatte, oder wenn er den Erwählten in seinem Atelier, der Kaderschmiede seiner Pläne, zum Gespräch empfing. In letzterem Fall war man jeweils die

breit geschwungene Treppe der Villa Linde zur Chefetage hinaufgestiegen, hatte eiligen Schrittes den langen Flur durchmessen und dabei die Damen des Hauses durch die stets offenen Türen zur Linken und Rechten mit leichtem Kopfnicken begrüßt, war dann – das Rektorat rechts liegen lassend – am Ende des Ganges ins lichtdurchflutete Nettelbeck'sche Atelier eingetreten und dort sofort, vom faszinierenden Blick auf Garten und See einmal abgesehen, dem intellektuellen Charme des Künstlers erlegen. *The rest is history*.

Doch zu meinem Leidwesen sei's geklagt: Nicht alles wurde Geschichte. Es begann bei einem der vielen Gespräche im Atelier, als mir plötzlich eine Idee durch den Kopf schoss, die ich hier nur zögernd zu äußern wage und der ich mich daher auch entsprechend behutsam anzunähern versuche. *Institution building* war wie so oft das Thema, *ideas are cheap – building is hard* die stillschweigend akzeptierte Prämisse und Joachim Nettelbeck jener, der bei den (keineswegs billigen) Ideen und deren Umsetzung über reiche Erfahrung verfügte und geradezu spektakuläre Erfolge vorweisen konnte. Nach seinem Erfolgsrezept befragt, meinte er spontan, dass es jeweils drei Fragen gäbe, die er sich bei der Umsetzung der wissenschaftlichen Pläne des Rektors stelle: Wo ist der Mann, wo ist das Haus und wo das Geld? Erst wenn sich diese drei Fragen positiv beantworten ließen, sei es sinnvoll, einen Plan weiter zu verfolgen.

Glänzend hatte sich diese Strategie schon bei der Gründung des Collegium Budapest bewährt. Hier führten der Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, das hart erkämpfte Rathaus von Buda und ein dicht geknüpftes Netz französischer, österreichischer, schweizerische, schwedischer und deutscher Geldgeber im Dreiklang zum Erfolg. Schon zwei Jahre nach dem Fall der Mauer öffnete das Collegium Budapest dank des unermüdlich an allen drei Fronten geführten Einsatzes von Rektor und ‚Verwalter' – von Wolf Lepenies und Joachim Nettelbeck – seine Pforten. Wenig später erlebte ich am eigenen Leibe, was strategisches Planen und zugriffssicheres Handeln Nettelbeck'scher Prägung vermögen. Wir hatten gerade begonnen, am Wissenschaftskolleg die Theoretische Biologie zu begründen und entsprechende Fellow-Programme entwickelt, als sich im Zuge der politischen Wende die Möglichkeit ergab, mit Hilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft an den Universitäten der neuen Bundesländer ‚Innovationskollegs' zu errichten und damit zukunftsträchtige Forschungsfelder zu fördern. Joachim Nettelbeck war sofort von unseren Plänen begeistert, die am Wissenschaftskolleg aufkeimende Theoretische Biologie nun auch universitär zu verankern. Denn während Institute für Theoretische Physik schon seit Jahrzehnten bestanden,

konnten die Lebenswissenschaften an deutschen Universitäten noch kein Theorie-Institut ihr eigen nennen. Eine glückliche Fügung wollte es, dass gerade zu jener Zeit mit Bernhard Ronacher ein Assistenzprofessor in meiner Zürcher Forschungsgruppe tätig war, der einen Ruf an die Humboldt-Universität und damit an eine Stätte potenzieller Innovationskollegs erhalten hatte und folglich prädestiniert war, der Mann des Projekts zu sein. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft offerierte das Geld und die Humboldt-Universität mit der ‚Villa', der ehemaligen feudalen Dienstwohnung des Direktors im Westflügel des Museums für Naturkunde, das Haus. Nun gab Joachim Nettelbeck den Takt an: Anträge wurden geschrieben, Evaluationsrunden überstanden und Kollegen an der Humboldt-Universität gewonnen, die ähnliche Ziele verfolgten, bis das Innovationskolleg Theoretische Biologie (ITB) im Juni 1996 mit drei Professuren auf den Themenfeldern Molekular-, Neuro- und Evolutionsbiologie glorreich eröffnet werden konnte. Inzwischen ist es längst zu einem an der Humboldt-Universität fest verankerten Fachinstitut Theoretische Biologie avanciert. Auch an der Loire war es das von Joachim Nettelbeck präzis komponierte und orchestrierte Trio Mann-Haus-Geld, das 2009 zur Gründung des Institut d'Études Avancées in Nantes führte.

Mit dem Wunsch und Willen, am jeweiligen Ort zur jeweils richtigen Zeit wissenschaftliche Interaktionsstätten zu schaffen, hat Joachim Nettelbeck stets hoch gesteckte Ziele entworfen, verfolgt und erreicht. Aber befand ich mich als harmloser Biologe mit gewiss weit weniger ambitiösen akademischen Vorstellungen nicht in einer ähnlichen Situation? Zwei Jahrzehnte lang hatte ich ein relativ großes Institut der Naturwissenschaftlichen Fakultät in Zürich geleitet, das ‚Zoologische', das mit seinen elf Abteilungen und mehr als 200 angestellten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern längst über seine traditionellen zoologischen Fachrichtungen hinausgewachsen und in Forschung und Lehre eng mit anderen biowissenschaftlichen Instituten verzahnt war. Jetzt, so schien es mir, müsse es zu neuen Ufern aufbrechen.

Ein integriertes Life Science Department stand mir vor Augen. Der Paradigmawechsel, den die Biowissenschaften in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts mit ihrem *molecular turn* und *theoretical turn* recht radikal erlebt hatten, rief nach neuen Strukturen – nach Strukturen, die flach und nach allen Seiten thematisch offen sind und Interaktionen ermöglichen, wo immer sie sich im freien Spiel der Forschungskräfte ergeben. In Zürich ständen dann in einem solchen Life Science Department nahezu 40 Forschungsgruppen parallel nebeneinander, ohne dass zwischengeschaltete Hierarchieebenen das Spontane und Unkontrollierbare in der Forschung behinderten. Natürlich unterschieden

sich diese Gruppen in Größe und Stil. Sie würden von jungen Nachwuchsforschern oder von erfahrenen Projektleitern, also von Professoren jeglichen Grades geführt, wären aber unabhängig und frei in der Wahl ihrer Themen und Mittel – ähnlich den Fellows eines Jahrgangs am Wissenschaftskolleg. Es lag offen zutage: Der Lauf der biologischen Wissenschaften mit seinen Verzweigungen, Haupt- und Nebenströmen, aber auch seiner Sogwirkung auf Nachbarbereiche wie Biochemie und Informatik, Ökonomie und Kognitionswissenschaften würde sich in Zukunft mit dem überkommenen Raster der Lehrstühle und Institute nicht in der gewünschten Freiheit entfalten können.

Die Idee war geboren – das Life Science Department Zürich – und der Plan bald entworfen. Doch kaum stand die Realisierung zur Diskussion, stieß man im Atelier des Designers wieder auf die drei unausweichlichen Fragen: Wo ist der Mann, wo das Haus und das Geld? Als Head of Department, gewissermaßen als Rektor dieser noch virtuellen Institution, hatte ich bereits einen international hoch angesehenen Kollegen im Auge, der in der Mitte seiner akademischen Karriere stand und an Sozialkompetenz, Führungseigenschaften und Ausstrahlungskraft nichts zu wünschen übrig ließ. Räumlichkeiten standen auf dem naturwissenschaftlichen Campus der Universität ausreichend zur Verfügung, und auch an Geld mangelte es nicht – wenn man denn nur richtig plante und verteilte.

Wo also lag das Problem? Es war doppelter Natur. Zum einen lag es in der bisher nicht angeschnittenen und im Atelier stets dezent übergangenen Frage: Wo ist der ‚Verwalter'? Man möge mir den Gedanken verzeihen, der sich mir in diesem Moment urplötzlich und unwiderstehlich aufdrängte: Saß er nicht vor mir? Joachim Nettelbeck als Stimulator, Inaugurator, Koordinator und ständiger Promotor der ‚Life Sciences Zürich', ohne den ein Head of Department ziemlich machtlos agierte – das wäre die Lösung! Diesem Geständnis wage ich auch noch die Vermutung nachzuschieben, dass der damit Angesprochene durchaus geneigt war, diese Möglichkeit – für die Zeit nach seiner offiziellen Emeritierung, wie sich von selbst versteht – in Erwägung zu ziehen.

Natürlich wird jeder, der über Jahrzehnte Joachim Nettelbecks nie erlahmendes Interesse an den Projekten der Fellows am Wissenschaftskolleg und sein Engagement für Interaktionen zwischen Gruppierungen jedweder Couleur verfolgen durfte, mit Fug und Recht bezweifeln, dass die intellektuelle Bandbreite eines Life Science Departments den geistigen Horizont des Herrn im Atelier auszufüllen vermöchte. Diesem Zweifel kann abgeholfen werden. Verfügen die Lebenswissenschaften doch heute konzeptionell wie methodisch über eine Vielfalt, die geistige Neugier auf verschiedenen Wissensfeldern

befriedigt und Rundsicht erlaubt. Von molekularbiologischer Forschung, betrieben an niederen und höheren Organismen, über entwicklungsbiologische und physiologische Disziplinen, funktionelle Morphologie, Neuro- und Verhaltensbiologie, Ökologie und Paläoanthropologie bis hin zu phylogenetischer Systematik, Evolutionsbiologie, Neuroinformatik und Künstlicher-Intelligenz-Forschung spannt sich der Bogen der Zürcher Lebenswissenschaften. Auch extramurale Verbindungen bestehen zuhauf. Mancher Verhaltensökologe fühlt sich heute der theoretischen Ökonomie, mancher Neurobiologe der Strukturbiologie gedanklich enger verbunden als dem Kollegen im Nachbarlabor. Und doch sind alle, wollen sie innovativ sein, in irgendeiner Form auf die Denkweise der anderen angewiesen. So verblüffend es vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mag: Ein Life Science Department Zürich gliche in seinen intellektuellen und strukturellen Herausforderungen durchaus dem Wissenschaftskolleg zu Berlin – und wäre für mich ohne Nettelbeck'sches gestalterisches Wirken kaum denkbar.

Lassen wir den Gedanken freien Lauf. Auch einen *Writer in Residence* würden wir vorsehen; Jared Diamond, Steven Pinker oder Antonio Damasio, Hans-Jörg Rheinberger oder Sandra Mitchell böten sich an. Übergreifende Seminare, in denen alle, auch die zuvor genannten Extramuralen, über ihre Denk- und Arbeitsweisen sprächen, wären im Monatsrhythmus denkbar. Vor allem aber könnten Head und Speaker die Forschungslandschaft ihres Departments eigenverantwortlich gestalten: koordinierend, stimulierend, proaktiv agierend, Ziele setzend und entscheidend, und damit nach Muster und Maß verfahren, wie sie dem Wissenschaftskolleg eignen. Würde, wäre, könnte? Die Geburt des Departments – und das ist der zweite Teil des zuvor genannten doppelköpfigen Problems – kam vor meiner Emeritierung nicht mehr zustande. Zwar sahen die jüngeren Kollegen in diesem Plan ihre Zukunft, aber einige der älteren wollten ihre kleinen Duodezfürstentümer als Institutsdirektoren doch lieber nicht aufgeben; und sich damit auch nicht der von ihnen stets beklagten Last einer ausufernden Verwaltung entledigen. So bleibt bei den gegenwärtigen universitären Entscheidungsstrukturen wenigstens der Generationenwechsel als Hoffnung.

Doch war der Traum zu schön, als dass ich ihn Deiner Festschrift, Joachim, hätte vorenthalten können: der Geist des Wissenschaftskollegs, Dein Esprit und Engagement, auf dem Life-Science-Campus in Zürich – welche Vision! Vielleicht wärst Du auch persönlich ganz gern wieder gen Süden gezogen, in die Nähe jener Bodenseelandschaft, in der Du Deine Jugend verbracht hast, selbst wenn Dir dann manches täglich Liebgewordene

fehlte, der Halensee, der Charme eines Jugendstilgebäudes und nicht zuletzt das unübertreffliche Restaurant im Hause. Doch ein Atelier, breit verglast mit Blick auf das nach Kloten sanft abfallende Land, stand für Dich schon bereit – und auch Deine geliebte Grußformel hättest Du nur leicht modifizieren müssen: von „Grüß Gott“ zu „Grüezi“.

Rüdiger Wehner ist Professor (em.) für Biologie an der Universität Zürich. Er war Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftskollegs von 1987 bis 1990 und dessen Permanent Fellow von 1991 bis 2008.

VERWALTEN
MICHAEL WERNER

„Ich bin Verwalter". Mit dieser Selbstbezeichnung, manchmal mit einem restriktiven „nur" begleitet, hat Joachim Nettelbeck seine Funktion oft beschrieben. Aufgabe des „Verwalters" am Wissenschaftskolleg und anderswo sollte es sein, die bestmöglichen Rahmenbedingungen für kreative, unbehinderte wissenschaftliche Arbeit bereitzustellen. Das setzt eine prinzipielle, wenn auch nicht unproblematische Trennung von Wissenschaft und Organisationsstruktur voraus, von Menschentypen und Handlungsformen, von Denkweisen und Aktionsfeldern. Aber auch wenn diese Trennungslinien im Einzelnen schwierig zu ziehen sind – dazu werden im Folgenden noch einige wenige Worte zu sagen sein –, so sind sie doch unverzichtbar, um im ersten Anlauf ein Minimum von Ordnung in die komplexe Gemengelage der Forschungspolitik im weitesten Sinne zu bringen. Forschungspolitik, dieser Begriff erfüllt Joachim vermutlich mit Skepsis, setzt er doch voraus, dass dieses Ding irgendwie in den Griff zu kriegen ist. Dabei hat er während seiner ganzen Tätigkeit doch im Grunde nichts anderes getan, als sich erfolgreich an diesem „In-den-Griff-Kriegen" zu reiben.

Das Gegenstück zu „Verwaltung" im Nettelbeck'schen Sinne heißt Bürokratie. Bürokratie ist Herrschaft der Verwalter. In der Forschung bedeutet dies Einmischen in die wissenschaftliche Arbeit, Errichtung von Regelwerken, Vorgaben, Ausführungsbestimmungen, mit andern Worten Vorrang eines Zwangsapparats, der sich selbst ernährt und verstetigt. Damit ist Bürokratie der erklärte Gegner von sich ungehindert entfaltender Wissenschaft. Dazu ein Beispiel, das sich mir besonders eingeprägt hat.

Selten habe ich Joachim Nettelbeck, sonst meist gelassen, in so offen verärgert betriebener kämpferischer Auseinandersetzung gesehen wie bei einigen Sitzungen der Werner-Reimers-Konferenzen. Diese Konferenzen mit dem Obertitel „Suchprozesse für innovative Fragestellungen in den Wissenschaften", die zwischen 1996 und 2000 in der Werner-Reimers-Stiftung in Bad Homburg stattfanden, waren eine typische Initiative des Duos Lepenies/Nettelbeck. Die Idee bestand darin, durch eine „Programmrat"

getaufte kleine interdisziplinäre Gruppe von eher jüngeren Wissenschaftlern, die sich zwanglos trafen, neue Themen zu generieren und sie dann in einzelnen weiteren Arbeitsgruppen so weit zu diskutieren und vorzubereiten, dass dadurch sowohl Anstöße für die Forschung wie Empfehlungen für die hochschulpolitische Umsetzung gegeben werden konnten. Das Geld für dieses Programm, das von den Groß-Akteuren (DFG, Max-Planck, Volkswagen-Stiftung, Stifterverband, Alexander von Humboldt-Stiftung, Wissenschaftsrat) aufmerksam verfolgt wurde, kam vom Bundesforschungsministerium. Ein hier nicht genannter Vertreter dieses Ministerium hat aus dieser Sachlage die Konsequenz gezogen, der Gruppe nicht nur zwingende Vorgaben über Zeitablauf und vorzulegende Empfehlungen zu geben, sondern auch bei inhaltlichen Fragen ein entscheidendes Wort mitreden zu wollen. So kam es bei einer Sitzung zu einem Eklat. Die beteiligten Wissenschaftler reagierten, je nach Temperament, mit Befremdung, Gereiztheit oder Ignorieren, in der Erwartung, dass sie am Ende doch ihren Kurs verfolgen könnten. Da ergriff Joachim Nettelbeck vehement das Wort. Genau diese Form von Gängelei entspreche einer Vorstellung von Verwaltung, die er nicht akzeptieren könne. Der Grundidee der Konferenzen, eine Wiese zum Ideenspiel und einen Freiraum für in dieser Form sonst nicht mögliche Diskussionen zu schaffen, sei damit der Boden entzogen. Er attackierte den Ministerialdirigenten so heftig, bis dieser hochroten Kopfes den Sitzungssaal verließ. Die Runde blieb eine Weile sprachlos. So hatte man den Sekretär noch nicht erlebt!

Dass die Dinge, jenseits der Rangeleien und Empfindlichkeiten der Egos, nicht nur von Bürokraten, sondern auch von Wissenschaftlern, wesentlich komplizierter sind, weiß Joachim Nettelbeck am besten. Der richtige Verwalter braucht ein besonderes Gespür für zukunftsträchtige wissenschaftliche Erkenntnis, wie ja auch umgekehrt der produktive Wissenschaftler zwischen seinem Spezialgebiet und anderen Wissensbereichen, inklusive denen der gesellschaftlichen Sphäre, vermitteln können sollte. Auch wenn Wissenschaft letzten Endes nicht planbar ist, bedarf es immer planender Köpfe und einer bestimmten Form von umsichtiger Intelligenz. Diese Einsicht kam Joachim wohl ursprünglich aus dem Hause Becker mit seiner hochschulpolitischen Tradition und vielleicht auch aus seiner Arbeit bei der Dissertation über die Berufungspraxis in der akademischen Welt Frankreichs und Deutschlands. Einiges mag er auch in dieser Hinsicht bei Clemens Heller gelernt haben. Das entscheidende Moment war indessen die langjährige Erfahrung an und mit dem Kolleg, mit seinen internationalen Partnern und Ablegern, in Gremien und Kommissionen und im regen Austausch mit einem weitreichenden inter-

nationalen Netz von Gesprächspartnern und Freunden. All dies hat dazu beigetragen, dass in seiner eigenen Praxis intelligente Verwaltung nicht nur die Rahmenbedingungen für wissenschaftliche Arbeit im Auge zu behalten hat, sondern auch selbst ein tiefes Verständnis für die Besonderheiten innovativen Denkens aufbringen muss, um dann für entsprechende institutionelle Weichenstellungen zu sorgen. Es bedarf also einer wachen Kombinatorik, eines eigenen Sinns für neue Brückenschläge, für die Selbstfallen des Mainstream-Denkens sowie der Bereitschaft, die vermeintlichen Gewissheiten im lebendigen Austausch der Diskussion dauernd zu überprüfen und gegebenenfalls zu revidieren.

Was bei Joachim Nettelbeck unter anderem beeindruckt, ist die Beharrlichkeit, mit der er seine Konzeption vertreten und unermüdlich weiterzutragen versucht hat, und dies in einer Welt, die derartigen hochschulpolitischen Ideen eigentlich immer feindlicher geworden ist. Wissenschaftsmanagement und Qualitätskontrolle, Evaluierungsindikatoren und standardisierte Rezepte zur Produktion von „Exzellenz" haben überall ihren Einzug gehalten und, paradoxerweise, eine bedrohliche Nivellierungsmaschinerie ins Werk gesetzt. Die kostbaren Freiräume werden immer enger. Aber Joachims Idee war ja nie, flächendeckend zu wirken. Immer waren es Einzelinitiativen, die er langfristig verfolgt und zu fördern versucht hat.

Eine unter ihnen, die aus den Diskussionen der Werner-Reimers-Konferenzen hervorgegangen ist, steht mir besonders nahe: die Vernetzung und Bündelung der *Area Studies* oder Regionalfächer. Es ging und geht darum, die durch die Konzentration auf einzelne Regionen, Gesellschaften und Kulturen markierten Studien aus ihrer Isolierung herauszuführen, ohne dabei ihre Stärken und Besonderheiten wegzuhobeln. Die zunehmende Verflechtung der Welt stellt für die Sozial- und Kulturwissenschaften eine echte Herausforderung dar. Homogenisierungs- und Partikularisierungstendenzen überkreuzen sich auf allen Ebenen. Dabei stellt sich unter anderem das Problem des Umgangs mit Diversität, und zwar nicht nur Diversität der Menschen, Kulturen und Gesellschaften, sondern auch der jeweiligen Forschungsperspektiven. Die verschiedenen Regionalfächer zusammenzubringen und sie zugleich in ein Gespräch mit den sogenannten systematischen, universalistisch konstruierten Fächern hereinzuziehen, ist eine Aufgabe, der große – nicht nur wissenschaftliche, sondern auch politische – Bedeutung zukommt. Aber sie kann nur dann mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg in Angriff genommen werden, wenn die Pluralität der dabei zu berücksichtigenden Perspektiven bewusst und reflexiv bespielt wird. Und diese Perspektiven hängen bekanntlich von der Beobachterposition ab. Diese ist natürlich disziplinärer Natur, aber auch von den jeweiligen lokalen, regiona-

len, alters- und geschlechtsspezifischen etc. Erfahrungshorizonten bestimmt, die wiederum alle möglichen Kombinationen und Mischungen eingehen können. Darum geht es nicht nur um die Verflechtungen von Nord und Süd (eine geografische Achse, der Joachim seit langem besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat) oder Ost und West, sondern auch um die von Wissenschaft, Politik und Religion, von Geschichte und Gegenwart, von Konzeptionen und konkreten Lebenserfahrungen. In diesem Sinne ist Internationalisierung eben gerade nicht Homogenisierung, sondern Entfaltung von sich wechselseitig prägender Diversität, und ihre Bearbeitung eine echte *histoire croisée*, wie man sie in der chronologisch letzten, von Joachim Nettelbeck initiierten institutionellen Schöpfung verkörpert sieht, im Berliner Forum Transregionale Studien.

Das bringt mich noch auf einen anderen Punkt: ein umsichtiger Verwalter hat auch ein guter Menschenkenner zu sein. Er muss die Stärken und die Schwächen der Personen einschätzen können, die in seine Pläne einbezogen werden sollen, und eine gutes *feeling* für „den rechten Menschen am rechten Platz" haben. Joachim hat sich bei allen seinen Unternehmungen auf ein vielverzweigtes Netz von Freunden und guten Bekannten gestützt. Auch hier kamen ihm seine situative Improvisationsgabe und seine klaren Vorstellungen von dem zu erreichenden Ziel zugute. Fehlschläge waren damit freilich nicht ausgeschlossen, aber sie waren in der Regel anderen Gründen zuzuschreiben, etwa akademischen Konkurrenzkämpfen, institutionellen Vereisungsstrategien, bürokratischem Dünkel oder auch, in manchen Fällen, politischem Gegenwind. Aber auch wenn es zuweilen vorkam, dass er das Handtuch warf, so hat er doch nie seine langfristigen und ein für allemal als vernünftig erkannten Ziele aufgegeben und eigentlich immer nur auf eine neue Gelegenheit gewartet – wenn er sie nicht selber herbeigeführt hat –, um sie dann doch umzusetzen.

Vielleicht, aber das ist eine persönliche Hypothese, liegt in Joachim Nettelbecks vielschichtigem Frankreich-Bezug ein Kern seines wissenschaftspolitischen Engagements. Einblick in das von außen so schwer lesbare akademische System des westlichen Nachbarn zu gewinnen, stellte von Anfang an eine besondere Herausforderung dar. Es war ein erster Schritt in die Dialektik von Befremdung und Annäherung, von Distanz und Nähe, von Polarisierung und Verflechtung und zugleich in die Einsicht, dass die Aufarbeitung dieser historisch konstruierten Interdependenz irgendwelche grundlegenden Erkenntnisse über die Funktionsweisen unserer Gesellschaften eröffnen könne. Und trotz der europäischen und transkontinentalen Entwicklung seines Netzwerks haben Paris, dazu Nantes und Savoyen aus ganz verschiedenen Gründen einen besonderen Stellenwert in

seiner inneren Topographie behalten. Dabei mögen nicht nur Liebe, Einvernehmen und Sinn für urbane Eleganz, sondern auch Widerstände, Ärger und Stachel immer eine Rolle gespielt haben. Beides hat zur Intensität dieses deutsch-französischen Affekts beigetragen.

Der alte, lilafarbene Golf, mit dem Joachim jahrelang zwischen Tegel und Grunewald zur Arbeit fuhr und in dem er mich des Öfteren am Flugplatz absetzte, und das gepflegte, von ihm selbst maßgeblich mitgestylte Interieur des Hauskomplexes an Wallotstraße und Koenigsallee bilden nur vordergründig einen Kontrast. Der internationale Handlungsreisende in Sachen sinnvoller und origineller Wissenschaftsförderung ist immer ein Anhänger der alten preußischen Devise „mehr sein als scheinen" geblieben. Zugleich planvolles und fantasiereiches Verwalten bleibt auf den ersten Blick unsichtbar. Es zeigt sich erst an den Ergebnissen und Realisierungen der anderen, die das Glück hatten, in seinen Genuss zu kommen.

Michael Werner ist Directeur d'Études an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris; Direktor des Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne, CIERA; Fellow des Wissenschaftskollegs 1995/96.

A SECRETARY IN *HIS TIMES*

BJÖRN WITTROCK

I first met Joachim Nettelbeck in 1984. To my surprise he and the Rector of the Wissenschaftskolleg zu Berlin, Wolf Lepenies, showed an interest in the plans that Swedish research funders had entrusted two colleagues and me to draw up so as to promote high-quality research on society. From the start of our work in February 1984, we were convinced that the best way of achieving this was to create an Institute for Advanced Study, a view that at the time and for a long time to come was far from shared by academia in general in the country where our work had been sponsored. The support and encouragement Wolf Lepenies and Joachim Nettelbeck showed us were of crucial importance then and have remained so ever since. They demonstrated what an exemplary Institute for Advanced Study might look like in a contemporary European setting. This gave us and many others the audacity and courage to pursue such a vision, even in the face of a sometimes initially unwelcoming environment.

In the years that have followed, I have had the privilege of visiting and working with Joachim Nettelbeck on countless occasions. These meetings, despite my efforts, have certainly been less than fully reciprocal. Every visit to Joachim Nettelbeck's office, the glass veranda on the second floor of the villa in the Wallotstraße, meant entering a space of serenity and calm. This space was a physical manifestation of the ethos of its inhabitant and transmitted a conviction of the necessity to think clearly, to find that course of action that constituted the optimal solution to the problem at hand, no matter how intractable it may originally have appeared to be. A conversation with Joachim Nettelbeck was always amiable, but to some extent also a test of the capacity of the visitor to think dispassionately in the service of the needs of higher learning. In this world, administration was not, as described by so many nineteenth-century authors, not least Strindberg, a humiliating submission to impractical and inappropriate bureaucratic rules, nor the organized anarchy that late twentieth-century organizations researchers portrayed. Rather, it was a human activity, somewhat akin to a glass bead game, in which art and science, truth and beauty,

met and where the correct solution was not only effective, but also aesthetically pleasing. In this world, money may sometimes be crucial, but it must never be allowed to intervene in the inner life of the space of learning. Service to the cause of this space must be rendered out of a sense of duty and fulfilment. Concern with signs of recognition in terms of honours bestowed by external dignitaries could only take away part of the sense of obligation and conscience that ultimately uphold an institute devoted to the achievement of the highest forms of learning. These were some of the insights that Joachim Nettelbeck, without speaking too many words, transmitted to those of us who were something of a mixture of colleagues and slowly and only half-successfully learning disciples.

At the time of the creation of the Wissenschaftskolleg, the idea and practice of an Institute for Advanced Study already had a history of at least a half a century, with sources of inspiration in the achievements of other institutions with histories stretching back many hundred years. In the three decades that have passed since then, the number of institutes aspiring to realize an idea of advanced study has multiplied. Whereas there were but a handful of such institutes in the 1970's, their number is now, even by a cautious estimate, approaching two hundred, and with a less restrictive delineation many more. The wider contexts in which they exist have changed radically in these years, and the range of their achievements has increased correspondingly. In what follows I shall, in the briefest possible way, touch upon some of these shifts and try to locate some of my experiences of Joachim Nettelbeck in the course of doing so.

The Idea of an Institute for Advanced Study

The idea of advanced study was from its articulation in conjunction with the creation of IAS Princeton the idea of the free pursuit of learning "to the utmost degree that the facilities of the institution and the ability and faculty of the students will permit". This was the stated purpose when the first institute of this type, located at Princeton, was founded in 1930 as a postdoctoral research institution. It started its operations in 1933. In the words of its first director, Abraham Flexner, it should be "a free society of scholars – free, because mature persons, animated by intellectual purposes, must be left to pursue their own ends in their own ways".

Like a traditional university, it was devoted to the promotion of learning, but its scale was smaller and it did not offer formal instruction. Nor did it have large laboratories. It was to be a place for the most highly specialised research, yet provide an atmosphere open

to intellectual exchange across all disciplinary boundaries. Among the sources of inspiration were All Souls College at Oxford and the Collège de France in Paris. Flexner, the great university reformer in early 20th-century America, had himself been trained at the first real research university in the United States, namely Johns Hopkins University, an institution inspired by the leading 19th-century German universities and in particular by the University of Berlin, the famous Friedrich-Wilhelms-Universität. Throughout his career, Flexner remained a staunch defender of this tradition and its combination of scholarly specialization and a commitment, in the spirit of Wilhelm von Humboldt, to the idea of the unity of all scientific endeavours.

The Institute for Advanced Study at Princeton sought at the same time to embody a Humboldtian idea of a university and an Oxford college tradition of commensality, contemplation and tranquillity. Already from the beginning, the IAS had the ambition to encompass the study both of nature and of culture.

The events in Germany and other parts of Europe in the 1930's and 40's led, to use the expression of H. Stuart Hughes, to a sea change in the intellectual landscape of the world. In this the IAS came to provide an institutional home for some of the most famous intellectual refugees, among them Albert Einstein, John von Neumann and Kurt Gödel. In the years since its creation, the IAS has achieved a position that is unrivalled in the world of science and scholarship. In all fields in which it has been engaged, its contributions have set standards against which other contributions may be measured.

In many ways, the Wissenschaftskolleg zu Berlin constituted an effort to bring at least some small part of this legacy back to Germany. In October 1978, a decision was taken by the City Parliament in Berlin to establish an international centre for scholarly collaboration. It was explicitly stated that one purpose was "to re-establish the contact, interrupted by National Socialism, and war, with vital intellectual currents that are still underrepresented in Germany to this day". The initiative was also taken against the background of a perceived necessity

"to draw the consequences of the structural transformations of the universities and of the increasing specialisation of the scientific system",

"to involve the city (of Berlin) more closely in the international communication of the sciences" and

"to bring important scholars of learning to Berlin".

As a consequence, the Wissenschaftskolleg zu Berlin, Institute for Advanced Study, was founded in 1980. The original financial support mainly came from the City of Berlin

and the Volkswagen Foundation. Soon however, in 1984, the Federal Government replaced the Volkswagen Foundation and has provided some 50 % of the core funding support ever since. Other foundations provided additional, if more marginal support. The Wissenschaftskolleg now occupies an unrivalled position at the pinnacle of German academia. Throughout this development, Joachim Nettelbeck has played a significant role as head of the administration of the Kolleg.

Despite a number of similarities between the institutes in Princeton and Berlin, they differed greatly in context, size and governance. The Princeton institute was established in a context characterized by the conjunction of a particular set of events, not least the following ones:

Firstly, it took shape in a crucial period of transition for higher education, in which American universities were emerging as international leaders in many fields, not least in physics and in the social sciences. However, at the time this leading role was not yet generally recognized.

Secondly, traces of racism and of anti-Semitism still existed in the academic landscape of American higher education.

Thirdly, the deep rupture in intellectual and academic life in Germany entailed by assumption of governmental power of the Nazi party and its rapid streamlining of control and assertion of power by violent means had profound implications for scientific life in Germany and eventually across much of Europe.

Fourthly, the 1930's was a period in which new epistemic assessments and research programmes were being articulated and launched, ranging from the new programmes of analytical philosophy and philosophy of science associated with logical empiricism, through the comprehensive stock-taking of the achievements of the social sciences in the first edition of the *International Encyclopedia of the Social Sciences*, to more specialized research programmes for fields such as sociology (Parsons), economics (Keynes), statistics (Fisher), history (Annales school) and linguistics (Jakobson).

In this conjunction of epistemic and institutional ruptures and delimitations, the IAS took on a leading role in physics, in mathematics and later on in the development of computational capacity. In his majestic overview of the rise of American research universities in the first half of the twentieth century, the volume *To Advance Knowledge: The Growth of American Research Universities, 1900–1940*, Roger Geiger quotes Paul Langevin of the Collège de France, who saw Einstein's choice of the IAS as an indication that the United States had in this period become "the new center of the natural sciences" (p. 239). Equally,

Geiger argues, the IAS "became the greatest concentration of mathematical talent in the United States, and probably in the world. Many other prominent mathematicians entered the United States through the institute and later found permanent academic posts elsewhere" (p. 244).

The Diffusion of Institutes for Advanced Study

Maybe because of its very success, the IAS was for a long time the only institute of its kind. The idea of replicating an institution of this type seemed beyond the limits of possibility, at least of any European government or foundation in the period after the Second World War. In this period there also occurred a series of changes in the research landscape of the United States and eventually more broadly in the countries of North America, Western Europe, Australia, Japan and other countries closely related to these, i.e. the areas of the world that had directly or indirectly been involved in the post-war programs of the Marshal Plan that later helped to establish the wide-ranging OECD as a forum for exchange and communication. Broadly speaking these changes were fourfold.

To start with, already almost immediately after the end of World War II, a formula had been articulated in the United States of science as the endless frontier that allowed for the assertion of the societal relevance of research while accommodating this within a mode of self-governance of the scientific system and self-evaluation of research proposals and research results via processes of peer review. As a result, government should not so much plan scientific endeavours as supply the scientific system with resources and eventually enjoy the benefits of the results of scientific and technological research either directly or indirectly via processes of economic and technological growth.

Additionally, this was also the period of the emerging Cold War and of a search for an understanding of social and political processes both in developed and less-developed countries. The new behavioural sciences with their methodological tools and with their links to theories of modernization and functional differentiation seemed suited to make sense of this new world and provide "knowledge of the principles that govern human behaviour".

And this was a world in which the United States played a much greater role in international scholarly interactions than it had before. This was, finally, also the period of the full-blown institutionalization of the social science disciplines on a global scale.

It was in this context that a second major Institute for Advanced Study was established in 1954 through an initiative of the Ford Foundation. This initiative was inspired by a sense of social and political awareness, indeed by a belief that the social and behavioural sciences could contribute to an encompassing process of democratization. It was also inspired by a commitment to a process of change within the social sciences and towards making them more akin to the natural sciences, less speculative, more experimental in their empirical orientation and more formal in their theoretical orientation.

The result was the creation of a new Institute for Advanced Study, the famous Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences (CASBS) at Palo Alto. The Palo Alto Center was smaller in scale than the IAS at Princeton – it did not have some hundred but only a few less than 50 residential scholars each year – and had a focus on the social and human sciences, rather than on the entire field of human knowledge. However, this scholarly domain was broadly defined. In this domain, the Palo Alto Center rapidly acquired worldwide renown and was seen as a kind of powerhouse for the transformations occurring in the social and human sciences.

The experiences of the IAS at Princeton and the CASBS at Palo Alto set milestones for all subsequent developments. Indeed from the mid 1960's until the early 1980's, there were a series of efforts to draw on these experiences and to use the idea of an Institute for Advanced Study as a vehicle for overcoming limitations of Western academic systems in a different intellectual and institutional context than those that had come to shape developments at IAS and CASBS.

Firstly, academic systems in the countries of Western Europe, Australia and North America had or were in the process of experiencing the transition from, in Martin Trow's terminology, elite to mass higher education systems.

Secondly, in the mid- and late 1960's there occurred something of a rationalistic revolution of public administration and governance in these countries. This process entailed a change in policies for research and higher education in the direction of efforts towards a closer monitoring and steering of research and higher education through the same techniques of administration, planning and budgeting that were being introduced more generally in public administration in these countries.

Thirdly, there were – with the 1972 UN conference on the human environment as an emblematic event – a shift towards a new engagement with global interconnections and towards exploring links between cultural and natural sciences needed to make sense of such connections.

Together, these processes made Institutes for Advanced Study increasingly attractive. They seemed to provide a haven of seclusion and quality away from the turmoil of rapidly growing and sometimes turbulent academic environments. For others, Institutes for Advanced Study were attractive as sites free from some of the constraints of disciplinary and professional delimitations. Institutes for Advanced Study, so the American experiences seemed to suggest, might also function as sites where promising early-career scholars could profit from intense seminars, commensality and informal interaction with eminent senior scholars in ways that were becoming increasingly rare in European institutions of mass higher education.

As a result, there were a handful of initiatives to establish Institutes for Advanced Study on the eastern side of the Atlantic. They included Bielefeld in Germany (ZiF), Jerusalem in Israel and Wassennaar in the Netherlands (NIAS). There was also an early effort to create an Institute for Advanced Study, though limited to the humanities, in Edinburgh. A few years later came the initiative that led to the creation of the Wissenschaftskolleg zu Berlin.

The Wissenschaftskolleg was modelled to some extent on IAS Princeton or, perhaps more accurately, created in a process that involved reflections on the experiences and achievements of that institute and the role it had played as a haven for scholars from the German-speaking world during years of exile from Nazi Germany. The Wissenschaftskolleg shared with the Princeton institute a commitment to support all fields of science and scholarship. Most of its residential Fellows were invited for a given academic year, but it also had a small number of Permanent Fellows. In practice, most of its Fellows tended to come from the humanities and the social sciences, but there was also a commitment to invite natural scientists. This encompassing orientation gradually became more pronounced.

One early indirect manifestation of this was the role played by the Wissenschaftskolleg in promoting world-class research in the history of science. In this, as in so many other instances, the fortuitous triangle of Rector (Wolf Lepenies), Secretary (Joachim Nettelbeck), and Permanent Fellow (Yehuda Elkana) was a key to success. Among the Fellows of the Wissenschaftskolleg were a number of outstanding historians and sociologists of science, among them all three future directors of what became the Max Planck Institute for the History of Science in Berlin, today probably the largest concentration of talent in the history of science anywhere in the world. One of them, Lorraine Daston, later became a Permanent Fellow of the Wissenschaftskolleg.

Another manifestation has been a programme in theoretical biology. It emerged out of a perceived need for theoretical synthesis in a rapidly developing area involving contributions from several disciplines. The Rectors of the Wissenschaftskolleg and Joachim Nettelbeck as Head of the administration gave strong institutional encouragement to this development. In fact, this orientation has become one of the characteristics of the Wissenschaftskolleg zu Berlin, with first Rüdiger Wehner and later Paul Schmid-Hempel as towering figures and with Raghavendra Gadagkar playing a key role.

Institutes for Advanced Study in their Global Contexts

In the past two decades, the number of Institutes for Advanced Study has multiplied. This development might be seen in conjunction with three pervasive transformations. Firstly, the transformations of Central and Eastern Europe from the late 1980's onwards have had significant implications for the role of Institutes for Advanced Study. Secondly, the growth of such institutes reflects the rapid growth of higher education. Thirdly, the global nature not only of research and higher education, but also the general intensification of global processes of diffusion and innovation in all realms of human activity have brought out needs to rethink the foundations of the social and cultural sciences as well as their relationships to the natural, technological, medical sciences.

The transformative experiences of the events of 1989 and of the eventual disappearance of the East-West divide that had characterized Europe and the world in the decades of the Cold War were perhaps most visible in a European context. These events had profound repercussions for the academic landscapes of Central and Eastern Europe. The Wissenschaftskolleg and its Rector (1986–2001) Wolf Lepenies played an important role in helping to shape spaces of free scholarship in this new landscape. Wolf Lepenies and Joachim Nettelbeck, as individuals and institutional representatives, devoted time and energy far beyond any call of duty for the sake of high-quality scholarship and the establishment of free spaces of learning in the countries of Central and Eastern Europe. To my knowledge there are few parallels to their contributions.

Indeed, immediately in the wake of these transformations, the Wissenschaftskolleg took the initiative of creating the first Institute for Advanced Study in Central and Eastern Europe. This was Collegium Budapest. It had its first Fellows in the academic year of 1992/93. Originally it was formally an extension of the Wissenschaftskolleg. However, as of 1997 it became an independent Hungarian-based international institution, supported

by public and private bodies in Germany, France, Switzerland, the Netherlands and Sweden. Both NIAS and the Swedish Collegium for Advanced Study interacted with Collegium Budapest. However, the creation of the institute and its continued existence depended more on the Wissenschaftskolleg than on any other institution.

From 1996 onward, I had innumerable opportunities to witness the contributions of the Rectors of the Wissenschaftskolleg – Wolf Lepenies, Dieter Grimm and Luca Giuliani – and of its Secretary Joachim Nettelbeck to the support of Collegium Budapest. By comparison, my own contributions were very limited. I had been a Fellow of the Collegium in 1996/97. For some of the following years, Helga Nowotny, who was then a Permanent Fellow, and I organized the Budapest Winter School, which amounted to an intense weekend seminar on themes analogous to those taken up by the Wissenschaftskolleg in its Agora 2000 programme. The Budapest programme, limited though it was, helped to initiate discussions and contacts among young scholars, from Umeå in the North to southern Italy in the South and from Cambridge in the West to Moscow in the East.

In following years, I participated in a number of committees in Budapest, often at the proposal or indirect instigation of Joachim Nettelbeck. They included membership in the Academic Advisory Board, in a search committee for a new Rector and new Permanent Fellows and, perhaps more significantly, on a committee for the evaluation of Collegium Budapest. I was chairing the committee that comprised Jürgen Kocka, Hans-Jakob Lüthi, Ernö Marosi (then Vice President of the Hungarian Academy of Sciences), Lewis Wolpert and myself. The members worked hard and well together and in the end produced a report on the Collegium Budapest in the years 1992–2003. This report, which was finally presented in April 2004, gave unequivocal recognition of the scientific and scholarly achievements of Collegium Budapest and documented the relatively small resource basis by which this had been done. We nourished a hope that our work might contribute to an improvement in the relationship of the Collegium to its host country. Joachim Nettelbeck was more clear-sighted than I in this respect.

Over time, new centres for advanced study were created at the initiative of the Wissenschaftskolleg in a number of other locations in Eastern Europe. They included new centres of learning the New Europe College in Bucharest (with Andrei Pleşu as its founder), or the Bibliotheca Classica Petropolitana in St. Petersburg (with Alexander Gavrilov as the initiator) and the Centre for Advanced Study in Sofia (with Diana Mishkova as a founding director).

In all these cases, the role of Joachim Nettelbeck cannot be exaggerated. With ceaseless energy, he and the Rectors of the Wissenschaftskolleg devoted time, commitment and resources to these efforts and sometimes had to display a considerable degree of courage as well.

The growth of Institutes for Advanced Study, however, also reflects a second pervasive transformation. In the past quarter of a century, there has been a quantitative growth of higher education on a larger scale than that of the 1960's. On a global scale, universities have become gateways to the world of modernity. In this process, they have not only expanded in size and numbers but also become more immediately linked to processes of innovation in the economy.

At the same time, the assumptions of classical sociological analysis – that the university research system essentially depends on the vitality and transmission of a system of normative commitments and guidelines that are reproduced through the transmission of tacit knowledge in scholarly and scientific practices from masters to disciples – are increasingly open to doubt. Universities have become increasingly exposed to global competition for students, reputation and excellence on an unprecedented scale. In the course of this, they have had to respond to growing demands for assessments and audits, some of which bolster the norms of traditional academia, whereas others have the potential to undermine them.

With the end of the unprecedented era of stable economic growth in the quarter of a century after the Second World War, and with a transition to more globally orientated forms of financially geared economies, the largely tax-based university growth of the 1950's and 1960's was replaced by a more exposed position of universities to the vicissitudes of global financial markets. These changes have set in motion processes that gradually introduce a series of new measures of governing universities and higher education institutions. Individually, most of these measures appear to be reasonable and justified. Jointly, they may well entail a profound reorientation of contemporary universities that may come to narrow down the space for curiosity-driven research to such an extent that much of the historic legacy of universities and of the idea of a university may appear to be not only outdated but simply irrelevant. Given these tendencies, across-the-board funding increases directly to faculties and universities appear increasingly unrealistic. As a result, across a range of countries, governments are searching for means to support university research on a basis that allows for a more effective selection of the targets of support schemes. Normally such schemes involve a combination of large-scale exercises of

assessment and evaluation and of selective funding of centres or networks of excellence. One of the most ambitious endeavours of this kind is the so-called excellence initiative in Germany, currently in the final stage of completion of a second round. This and similar initiatives in other countries have stimulated and funded support for institutional strategies aimed at a given university as a whole.

These strategic programmes and excellence initiatives entail support for fields of research that are already strong. In the final instance, this will create a need for spaces where completely new ideas may thrive, at least during the sensitive first stage of their articulation and development. Hence it is a welcome feature of some of the strategic initiatives that they also lead to the establishment of more or less independent but university-based Institutes for Advanced Study. However, these institutes face a paradoxical challenge.

Their ultimate rationale lies in the fact that they function as spaces of free reflection where other ideas may emerge than those articulated in current strategic plans of governments and universities. At the same time, university-based Institutes for Advanced Study have to justify their existence in relation to individual universities and their long-term strategies. Furthermore, the universities themselves face questions from research councils and governments about their use of the resources that have been allocated to them in an excellence initiative on the basis of the strategic plans and priorities articulated by the university. There is no easy way out of this dilemma. The most feasible path for such an institute is probably to have as much institutional autonomy as possible while seeing to it that it draws on and at least indirectly serves as an important stimulus for a university or, better, a group of universities.

In this respect, the Wissenschaftskolleg occupies an enviable position by virtue of its national role of functioning as a complement to the regular system of universities and research institutes at large. This role is now so widely acknowledged and admired that it is easy to oversee that it has depended not only on legal regulation but also on its guardians' and not least its Secretary's wisdom, caution and constant efforts to secure it. On two occasions, I have had the privilege of participating in commissions for the evaluation of the Wissenschaftskolleg. On the second occasion, the evaluation operated in accordance with the procedure that the Kolleg itself had proposed and had secured the approval of the Wissenschaftsrat to use as the appropriate one for an Institute for Advanced Study. On the first occasion, however, the commission was appointed by the Wissenschaftsrat in the wake of a very different assessment made by the National Audit Bureau. The report of

the commission was overwhelmingly positive. It was, however, possible to imagine consequences that might have ensued with a less congenial commission and a less competent leadership of the Kolleg. I am convinced that the Kolleg and other Institutes for Advanced Study owe a significant debt of gratitude to Dieter Grimm and Joachim Nettelbeck for the articulation of a method of evaluation commensurate with the tasks and needs of Institutes for Advanced Study.

Thirdly, research efforts are increasingly becoming truly global in their orientation, their conceptualizations and results and also in institutional terms, including funding. Institutes for Advanced Study have come to play a surprisingly active role in these processes. Not only the global nature of research and higher education, but also the general intensification of global processes of diffusion and innovation in all realms of human activity have brought out needs to rethink, in both conceptual and institutional terms, the foundations of many arrangements in the social and cultural sciences, but also in relationships between these sciences and the natural ones. Together these transformations seem to have made the kind of creative research environments, that Institutes for Advanced Study represent, which are more needed than ever.

The Wissenschaftskolleg has taken a number of initiatives in this spirit. It has been deeply committed to the support of Point Sud in Bamako as a centre of learning, but also as an institution supporting early-career scholars through African Winter Schools.

The Wissenschaftskolleg took the lead in the establishment of the Indian-European Advanced Research Network, a form of activity that has proven to be highly fruitful to all parties involved. The Wissenschaftskolleg also early on created a program "Islam and Modernity", later followed by the program "Europe in the Middle East – the Middle East in Europe". These efforts, long nourished and supported by the Wissenschaftskolleg, have led to the creation of the Forum Transregionale Studien. This Forum serves as a focus for efforts of the Berlin universities, the Wissenschaftskolleg and other institutions to promote research that draws on Berlin's unique traditions of and competence in research, which go beyond the geographical and historical boundaries of Europe in recognition of entangled modernities and global interactions.

Joachim Nettelbeck has pursued all these initiatives with tireless energy and commitment; I am certain that I owe to him the privilege of being a member of the Academic Board of the Forum.

There are few if any major collaborative endeavours involving Institutes for Advanced Study in which Joachim Nettelbeck has not played a crucial role. He has done so

without ever emphasizing his own importance. Joachim Nettelbeck represents a combination of what is best in the traditions of enlightened civil service, high culture and classical humanism. His efforts have made my life and the life of the institution I have been serving much more interesting and rewarding than they would in all likelihood otherwise have been.

Björn Wittrock ist Principal des Swedish Collegium for Advanced Study (SCAS) in Uppsala.